Opp. 536 ma (3

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
15. 01. 91

<366106888700012

<366106888700012

Bayer. Staatsbibliothek

Moses Mendelssohn's

gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Moses Mendelsohn's

gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Moses Mendelssohn's

gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften

herausgegeben

von

Prof. Dr. G. B. Mendelssohn.

Bayerische Staatsbibliothek München

In sieben Bänden.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

We/64/93

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

An die Freunde Lessing's 1

Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich von Moses Mendelssohn 37

Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin von Johann Caspar Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn 51

Correspondenz mit Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel 79

I. Correspondenz mit Lavater 81

II. Correspondenz mit Bonnet 108

III. Correspondenz mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel 127

Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie 135

Manasseh Ben Israel Rettung der Juden 177

Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum 255

Kleine Schriften. 1. Bereits gedruckte 363

Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung des ersten Theils von Dohm, über die bürgerliche Verbesserung der Juden 365

Aus der berlinischen Monatsschrift 368

1. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit. K. an Nicolai 368

2. Ueber die 39 Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung 374

Seite

3. Die Bildsäule 385
4. Ueber die Frage: was heißt aufklären? 399
5. Ueber das sittlich und physisch Gute 403
6. Gibt es natürliche Anlagen zum Laster? 406
7. Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten? 413

Schreiben, die philanthropinische Erziehung jüdischer Kinder betreffend, von M. Mendelssohn 417
Zur Seelennaturkunde 423
Aus den kleinen philosophischen Schriften 443

1) Anweisung, wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen 445
2) Vermischte Gedanken 453
3) Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen; nebst einem neuen Plan, die Menschengesichter vernünftig und sittlich zu machen 457
4) Brief der Genie über die Furcht vor dem Mai 468
5) Schreiben eines eifersüchtigen Ehemannes, nebst der Antwort 471
7) Sokrates Gespräche mit dem Euthydemus, über Gottesfurcht und Gerechtigkeit 474
7) Ueber das Lustspiel: die Juden 476

An die Freunde Lessing's.

Ein Anhang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.

If a native of Ethiopia were on a Sudden transported into Europe, and plac'd either at Paris or Venice at a time of Carnival, when the general face of mankind was disguis'd and almost every Creature wore a Mask; t'is probable he would for some time be at a stand, before he discover'd the Cheat; not imagining that a whole People cou'd be so fantastical, as upon agreement, at an appointed time, to transform themselves by a variety of habits, and make it a Solemn Practice to impose on one another, by this universal Confusion of Characters and Persons. Tho' he might at first perhaps have look'd on this with a serious eye, it wou'd be hardly possible for him to hold his Countenance, when he had perceiv'd what was carrying on. The Europeans, on their Side, might laugh perhaps at this Simplicity. But our Ethiopian would certainly laugh with better reason. T'is easy to see which of the two wou'd be ridiculous, bear a double share of Ridicule. However, shou'd it so happen, that in the Transport of ridicule, our Ethiopian, having his Head still running upon Masks, and knowing nothing of the fair Complexion and Common Dress of the Europeans, should upon the Sight of a natural face and habit, laugh just as heartly as before: wou'd not he in his turn become ridiculous, by carrying the jest too faar; when bv a silly presumption he took Nature for mere Art, and mistook perhaps a Man of Sobriety and Sense for one of those ridiculous Mummers.

Essay on the freedom of Wit and Houmour. P. II, Sect. 1.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Anhänglichkeit unsers Freundes an den Spinozismus soll nicht bloß Hypothese sein, wie der Patriarch im Nathan sich ausdrückt, die man sich etwa so erdenkt, um pro et contra zu disputiren. Ein Mann von bewährtem Ansehen in der Republik der Gelehrten, Herr Jacobi, tritt öffentlich auf, behauptet, daß es ein wahres Factum sei: Lessing sei wirklich und in der That ein Spinozist gewesen. Die Beweise hiervon sollen in einem Briefwechsel zwischen ihm, einer dritten Person und mir enthalten sein, den er dem Ketzergerichte im Publico vorlegt, und der das Factum außer allen Zweifel setzen soll.

Dieser Briefwechsel ist eigentlich die nähere Veranlassung, die ich gehabt, meine Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes, die ich vor einigen Jahren entworfen hatte, schleuniger, als ich Willens war, herauszugeben. Ich erwähnte dieser Veranlassung in der Vorrede zum ersten Theile der Morgenstunden; den Briefwechsel selbst wollte ich erst in dem zweiten Theile nachfolgen lassen. Anfangs war ich zwar Willens, mit dem philosophischen Dispute sogleich herauszurücken, und erhielt auch des Herrn Jacobi Erlaubniß, von seinem Briefe den beliebigen Gebrauch zu machen. Allein es entstanden so manche Bedenklichkeiten. Die Materie schien mir zu delicat, und die Leser zu unvorbereitet, als daß ich es wagen dürfte, eine so mißliche Untersuchung geradezu zu veranlassen. Ich wollte vorher die Sache selbst ins Reine bringen, und hernach das berühren, was die Personen angehet; zuvörderst meine Begriffe vom Spinozismus, vom Schädlichen und Unschädlichen dieses Systems an den Tag legen, und hernach untersuchen, ob diese oder jene

Person dem Systeme anhänge, und in welchem Verstande sie das System genommen habe.

Ist Lessing Spinozist gewesen? Hat Jacobi Dieses von ihm selbst gehört? Wie und in welcher Laune waren sie Beide, als diese Vertraulichkeit zwischen ihnen vorging? Diese Fragen konnten dahingestellt bleiben, bis wir mit unserm Leser uns über die Sache selbst, über das, was Spinozismus eigentlich sei, oder nicht sei, verstanden hatten. Ich änderte daher meinen ersten Entschluß, und wollte mir die gütige Erlaubniß meines Correspondenten bis auf den folgenden Theil vorbehalten. Allein er hat, wie ich sehe, für gut befunden, mir zuvor zu eilen. Ueber alle Bedenklichkeiten hinweg, wirft er den Zankapfel in das Publicum, und klagt unsern Freund, Gotthold Ephraim Lessing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfasser des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion, bei der Nachwelt als Spinozisten, Atheisten und Gotteslästerer an. Was ist nun zu thun? Wollen wir die Vertheidigung unsers Freundes übernehmen? Das strengste Glaubensgericht pflegt diesen Beistand dem angeklagten Ketzer nicht zu mißgönnen. Allein, ich dächte, wir könnten getrost den Verfasser des Nathan seiner eigenen Vertheidigung überlassen, und wenn ich Plato oder Xenophon wäre, so würde ich mich wohl hüten, diesem Sokrates eine Schutzrede zu halten. Lessing und Heuchler, der Urheber Nathan's und Gotteslästerer! — Wer Dieses zusammen denken kann, der allein vermag das Unmögliche, der kann eben so leicht Lessing und Dummkopf zusammen denken! Indessen, da ich doch einmal in die Sache mit verwickelt worden, und Herr Jacobi mich zuerst in Privatbriefen, und nunmehr öffentlich auffordert, die Sache unsers Freundes zu übernehmen, so lassen Sie uns gemeinschaftlich den Grund der Beschuldigung untersuchen! Ich werde die Klaganmeldung vor Ihren Augen durchgehen, werde in der Geschichtserzählung ergänzen, was von meiner Seite zu ergänzen ist, und Anmerkungen hinzufügen, wo ich solche für nöthig halten werde.

Herr Jacobi hatte, wie er erzählt, von einer Freundinn vernommen, Mendelssohn sei im Begriffe, über Lessing's Charakter zu schreiben, und erkundigte sich bei ihr, wie viel oder wenig Mendelssohn von Lessing's religiösen Gesinnungen bekannt geworden wäre. — Er schrieb, Lessing sei ein Spinozist gewesen.

„Meine Freundinn", sagt er, „faßte meine Idee vollkommen; die Sache schien ihr äußerst wichtig; und sie schrieb den Augenblick an Mendelssohn, um demselben, was ich ihr entdeckt hatte, zu offenbaren."

Er fährt fort: „Mendelssohn erstaunte, und seine erste Bewegung war, an der Richtigkeit meiner Aussage zu zweifeln."

Daß ich erstaunte, ist wol nicht mehr Geschichtserzählung sondern Vermuthung des Erzählers. Was Herr Jacobi der gemeinschaftlichen Freundinn entdeckt, und diese mir offenbart hatte, konnte bei mir in Wahrheit keine Bewegungen von dieser Art verursachen. In meiner Ueberzeugung von der Unwahrheit des Spinozismus kann mich weder Lessing's, noch irgend eines Sterblichen Ansehen im mindesten irre machen; auf meine Freundschaft für Lessing konnte diese Nachricht auch keinen Einfluß haben, so wie meine Begriffe von Lessing's Genie und Charakter durch dieselbe gleichfalls nicht leiden konnten. Lessing ist ein Anhänger des Spinoza? Je nun! Was haben die speculativen Lehrsätze mit dem Menschen gemein? Wer würde sich nicht freuen, Spinozen selbst zum Freunde gehabt zu haben, so sehr er auch Spinozist gewesen? Wer sich weigern, Spinozens Genie und vortrefflichem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? — So lange man meinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin auch als Heuchler, anklagte, war mir die Nachricht, Lessing sei ein Spinozist gewesen, so ziemlich gleichgültig. Ich wußte, daß es auch einen geläuterten Spinozismus gibt, der sich mit Allem, was Religion und Sittenlehre Praktisches haben, gar wohl verträgt, wie ich selbst in den Morgenstunden weitläuftig gezeigt; wußte, daß sich dieser geläuterte Spinozismus hauptsächlich mit dem Judenthume sehr gut vereinigen läßt, und daß Spinoza, seiner speculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht in andern Schriften das ächte Judenthum bestritten, und sich dadurch dem Gesetze entzogen hätte. Die Lehre des Spinoza kömmt dem Judenthume offenbar weit näher, als die orthodoxe Lehre der Christen. Konnte ich also Lessing lieben und von ihm geliebt werden, als er noch strenger Anhänger des Athanasius war, oder ich ihn wenigstens dafür hielt; warum nicht vielmehr, wenn er sich dem Judenthum näherte, und ich ihn als Anhänger des Juden Baruch Spinoza erkannte? Der Name

Jude und Spinozist konnte mir bei weitem weder so auffallend, noch so ärgerlich sein, als er etwa dem Herrn Jacobi sein mag.

Endlich wußte ich auch sogar schon, daß unser Freund in seiner frühesten Jugend dem Pantheismus geneigt gewesen, und solchen mit seinem Religionssystem nicht nur zu verbinden gewußt, sondern auch die Lehre des Athanasius aus demselben zu demonstriren gesucht hatte. Die Stelle aus einem jugendlichen Aufsatze dieses frühzeitigen Schriftstellers, die ich in den Morgenstunden*) anführe, zeiget Dieses gar deutlich, und ich hatte diesen Aufsatz von ihm gleich zu Anfange unserer Bekanntschaft zum Durchlesen bekommen.

Die Nachricht also, daß Lessing ein Spinozist sei, konnte für mich weder erstaunlich, noch befremdend sein. Aber höchst unangenehm war mir der Antrag von Seiten des Herrn Jacobi; Dieses gestehe ich. Im Grunde hatte ich Herrn Jacobi nie gekannt. Ich wußte von seinen Verdiensten als Schriftsteller; aber im metaphysischen Fache hatte ich nie etwas von ihm gesehen. Auch wußte ich nicht, daß er Lessing's Freundschaft und persönlichen Umgang genossen habe. Ich hielt also diese Nachricht für eine bloße Anekdote, die ihm etwa ein Reisender möchte zugeführt haben. Man kennt diese Classe der Reisenden in Teutschland, die ihre Stammbücher von Ort zu Ort herumtragen, und was sie bei einem Manne von Verdienst sehen oder erfragen, in größter Eile und Geschwindigkeit hier und da wieder anbringen, oder gar zum öffentlichen Drucke befördern. Ein solcher, dachte ich, hat vielleicht ein halbverstandenes Wort von Lessing vernommen, oder Lessing hat ihm etwa das griechische Motto in sein Stammbuch geschrieben: „Eins und Alles", und der Anekdotenkrämer macht alsofort Lessing zum Spinozisten. Indessen sahe ich wohl, daß man geneigt sei, Lessing auf diese Weise den Proceß zu machen. Die Teutschen haben sich durch die Naturgeschichte gewöhnt, Alles zu classificiren. Wenn sie mit den Gesinnungen und Schriften eines Mannes nicht recht fertig werden können, so ergreifen sie den ersten den besten Umstand, bringen den Mann in eine Classe, und machen ihn zum —isten, als wenn damit alles Uebrige schon gethan wäre. Da ich also wirklich im Begriffe war, über Lessing's Charakter zu schreiben, so sah ich gar wohl, daß mich diese Anek-

*) S. Th. II. S. 369 ff.

dote weit von meinem Ziele abführen würde, daß sie Erörterungen und Untersuchungen erforderte, zu welchen ich nicht gestimmt war, und daß sie mich in dornigte Subtilitäten verleiten und einen Streit zu erneuern zwingen würde, der schon lange abgethan sein sollte. Sie war mir also höchst unwillkommen, die Aeußerung des Herrn Jacobi, und ich drang auf nähere Erklärung, wie, bei welcher Gelegenheit, und mit welchen Ausdrücken Lessing seinen Spinozismus zu erkennen gegeben? Die Fragen, die ich Herrn Jacobi vorlegte, sind vielleicht etwas zu lebhaft ausgedrückt, aber doch der Sache angemessen und ohne Empfindlichkeit.

Ich erhielt sie in vollem Maße, die nähere Erläuterung, die ich verlangt hatte. Ein an mich gerichtetes Sendschreiben des Herrn Jacobi gab mir genugsam zu erkennen, daß ich meinen Mann nicht gekannt hätte, daß Jacobi in die Subtilitäten der Spinozistischen Lehre tiefer eingedrungen, als ich vermuthete, daß er mit Lessing wirklich persönlichen Umgang gehabt, öfters mit ihm vertrauliche Unterredungen gepflogen, und daß also die Nachricht von Lessing's Anhänglichkeit an Spinoza keine bloße Anekdotenkrämerei, sondern das Resultat dieser vertraulichen Unterredungen sein solle.

Wer sie kennet, diese vertraulichen Unterredungen, wer je das Glück gehabt, sie zu genießen, Der wird in die Aufrichtigkeit und Treue der Resultate keinen Zweifel setzen. In diesem Heiligthume der Freundschaft eröffnet sich alsdenn nicht nur Kopf gegen Kopf, sondern auch Herz gegen Herz, und läßt alle seine geheimen Winkel und Falten durchschauen. Der Freund deckt dem Freunde alle seine geheimsten Zweifel, Schwachheiten, Mängel und Gebrechen auf, um sie von freundschaftlicher Hand berühren und vielleicht auch heilen zu lassen. Wer die Wollust einer solchen Stunde der Herzensergießung nie gekostet, der ist seines Lebens nie froh geworden. Aber wehe auch dem armen Rousseau, wenn er in der Fülle seines Herzens nach einer solchen Seelenlabung schmachtet, und auf einen felsenharten Sinn trifft, der ihn mit gedoppelter Kraft zurück stößt!

Wäre sie also von dieser Art gewesen, die Unterredung, welche Jacobi mit Lessing gepflogen, so hätten wir freilich zur Entschuldigung unsers Freundes nichts vorzubringen, und müßten uns gefallen lassen, Lessing für den räthselhaftesten Charakter gelten zu lassen, der je gelebt; für eine sonderbare Vermischung von Heuchelei und starkem Geiste; von der einen Seite ver-

schlossen, bis zum Eigensinne, und von der andern offen, bis zur kindischen Leichtsinnigkeit. Aber herzlich leid würde es mir sein um mich, um meinen Freund Lessing, und um Herrn Jacobi selbst, wenn dem also wäre.

Um mich; denn ich gestehe, es würde mich sehr demüthigen, wenn unser Freund Lessing mich, der ich dreißig und mehrere Jahre mit ihm in vertraulicher Freundschaft gelebt, mit ihm unaufhörlich nach Wahrheit geforscht, und von diesen wichtigen Dingen mich beständig mündlich und schriftlich mit ihm unterhalten — mich, der ihn so liebte, so von ihm geliebt ward, dieses Zutrauens nicht gewürdigt haben sollte, das ein anderer Sterblicher in wenigen Tagen des freundschaftlichen Umganges zu erhalten gewußt hätte. Ich gestehe meine Schwachheit. Ich kenne kein irdisches Geschöpf, dem ich diesen Vorzug nicht mißgönnen würde.

Um unseres Freundes Lessing willen; wie sehr müßte der in den letzten Tagen seines Lebens gesunken sein, wenn er alles Das in vollem herzlichen Vertrauen gesagt hätte, was er in dieser Unterredung gesagt haben soll. So, wie er in dieser Unterredung erscheint, ist er nicht der kühne, entschlossene Denker, der seiner Vernunft folgt und von ihr auf Irrwege geführt wird; er ist ein schaler Atheist, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, sondern irgend eines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, Das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinem Nebenmenschen so wichtig und so theuer ist.

Herr Jacobi gestehet zwar, die Unterredungen abgekürzt und zusammengezogen zu haben. Allein seiner bekannten Rechtschaffenheit nach kann man sicher voraussetzen, daß die Hauptsache, worauf es ankömmt, dadurch nicht gelitten, und jeder Person Das zugeschrieben worden, was sie wirklich gesagt hat. Nun findet man in Allem, was Lessing vorbringt, nicht Einen gesunden Gedanken. Alle Vernunftgründe fallen auf den Antheil des Herrn Jacobi. Dieser vertheidiget den Spinozismus mit allem Scharfsinne, dessen dieses System fähig ist. Lessing macht nicht die mindeste Gegenerinnerung von Belang; läßt auch solche Gründe als richtig und überführend gelten, die wir in früheren Unterredungen so oft in Ueberlegung genommen und nach ihrem wahren Werthe gewürdigt haben, und unterbricht seinen Freund bloß hier und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinausläuft. Konnte sich Lessing in einer aufrichtigen, freundschaftlichen Her-

zensergießung so sehr vergessen? — Und nun vollends sein Urtheil über das Gedicht Prometheus, das ihm Jacobi in die Hände gab, sicherlich nicht seiner Güte, sondern seines abenteuerlichen Inhaltes wegen, und das Lessing so gut fand. Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden! — In bessern Tagen sah ich ihn öfters weit leidlichere Verse dem Dichter wieder in die Hände stecken, mit den Worten: „Recht gut, Freund, recht gut! aber wozu Verse? Sehen Sie doch erst zu, ob Ihnen die Gedanken in Prosa gefallen würden!" Herr Jacobi hat Bedenken getragen, diese Verse ohne Verwahrungsmittel mit abdrucken zu lassen, und daher ein schuldloses Blättchen mit eingelegt, das Leser von zärtlichem Gewissen, an die Stelle der verführerischen Verse, können einheften lassen. Meinem Geschmacke nach würde Lessing die Warnung schädlicher gefunden haben, als das Gift. Wer durch schlechte Verse um seine Religion kommen kann, muß sicherlich wenig zu verlieren haben. Mit einem Worte, in Allem, was Lessing in diesem Gespräche vorbringet, verkenne ich seinen Charakter völlig, wenn es ernsthafte, freundschaftliche Vertraulichkeit sein sollte; verkenne seinen Scharfsinn und seine Laune, seine Philosophie und seine Kritik.

Aber auch um Herrn Jacobi würde mir's herzlich leid sein, wenn er selbst die Unterredung Lessing's für eine Vertraulichkeit genommen hätte, die ihm unser Freund machte. Alle Freunde und Bekannte des Herrn Jacobi loben seine Rechtschaffenheit, erheben sein Herz noch über seine Geistesgaben. Wie würde sich aber sein Betragen gegen Lessing mit dieser Rechtschaffenheit vereinigen lassen? Sein Freund legt ein Bekenntniß in seinem Schooße nieder, und er verräth es dem Publicum; sein Freund macht ihn in den letzten Tagen seines Lebens zum Vertrauten seiner Schwachheit, und er sucht damit dessen Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken. Er klagt endlich diesen seinen Freund an, ohne von dem Vergehen desselben einen andern Zeugen anführen zu können, als seine eigene Person. Seine eigene Person, indem er gestehet, Mitschuldiger gewesen zu sein, ja sogar den wichtigsten Antheil gehabt, und seinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben. Er ist endlich vorsichtig genug, sich selbst eine Hinterthüre zum Rückzuge offen zu halten, durch welche er dem Atheismus entläuft, und zur sichern Fahne des Glaubens zurückkehrt. Warum schlägt

er sie aber hinter sich zu und läßt nicht auch den armen Mitschuldigen entschlüpfen? Warum muß Dieser so wehr- und waffenlos dastehen und preisgegeben werden? Ich wiederhole es nochmals: Wenn Jacobi selbst geglaubt hätte, Lessing habe ihm ein Geheimniß anvertraut, das er verschwiegen wissen wollte, so wäre sein Betragen unverantwortlich.

Aber noch weit unerklärbarer wäre mir sein Betragen in Absicht auf mich. Im Eingange zu seiner Schrift (S. 3) erzählt er, Lessing habe ihm zu erkennen gegeben, daß er mich unter seinen Freunden am Höchsten schätze; nun habe er, Jacobi, in einer mit Lessing gehabten philosophischen Unterredung seine Verwunderung darüber geäußert, daß ein Mann, wie ich, mich des Beweises von dem Dasein Gottes aus der Idee so eifrig, wie in der Abhandlung von der Evidenz geschehen, hätte annehmen können, und Lessing's Entschuldigungen, fährt Jacobi fort, führten mich geradezu auf die Frage: „ob er sein eigenes Lehrgebäude nie gegen Mendelssohn behauptet hätte?" — „Nie", antwortete Lessing. „Einmal sagte ich ihm ungefähr Das, was Ihnen in der Erziehung des Menschengeschlechtes (§. 73) aufgefallen ist. Wir wurden nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei."

Lessing also hatte Nachsicht für meine Schwachheit, entschuldigte meinen Eifer für die metaphysische Argumentation a priori, und verheimlichte mir, seinem so hochgeschätzten Freunde, sein wahres System; wahrscheinlicher Weise, um mir nicht eine Ueberzeugung zu rauben, mit der er mich so ruhig, so glücklich leben sah. Dieses hört Herr Jacobi aus seinem eigenen Munde, zu eben der Zeit, da er ihn zum Vertrauten seines großen Geheimnisses macht; und gleichwol bin ich der Erste, den Herr Jacobi aufsucht, um mir dies gefährliche Geheimniß aufzudringen, mit welchem mich mein Freund so viele Jahre hindurch hat verschont wissen wollen. Wenn die Sachen sich völlig so verhalten, wie sie den Schein haben, so frage ich: Wer hat hier mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit zu erkennen gegeben, der Atheist, der seinem geliebten Freunde die Ueberzeugung von der natürlichen Religion nicht entziehen will, mit welcher er ihn glücklich sieht, oder der rechtgläubige Christ, der gleichsam ohne Erbarmen dem Lahmen die Krücke aus den Händen schlägt, an welcher er sich noch so ziemlich fortschleppt?

Um alle diese Schwierigkeiten und anscheinende Widersprüche

zu heben, weiß ich nur einen einzigen Weg, mir den Verlauf der Sache vorzustellen, und so sehr dieser Weg von meiner Seite bloß Hypothese sein kann, so scheinet er mir doch, wenn ich die Absicht sehe, die Herr Jacobi zu erkennen gibt, sehr natürlich und dem Charakter der interessirten Personen angemessen zu sein.

„Die Absicht des Werks", sagt Herr Jacobi in dem Vorberichte, „habe ich hinter dem letzten Briefe kurz gesagt, und hernach bis ans Ende deutlich genug, wie ich glaube, zu erkennen gegeben." Nichts kann in Wahrheit deutlicher sein, und sie ist ehrlich und gut gemeint, diese Absicht. Herr Jacobi geht offenbar darauf aus, seine Nebenmenschen, die sich in der Einöde der Speculation verloren haben, auf den ebenen und sichern Pfad des Glaubens zurück zu führen. Dahin zielen alle seine Unterhaltungen mit Lessing; dahin auch sein Briefwechsel mit Hemsterhuis, und der mit unsrer Freundinn und mir.

Was zuvörderst Lessing betrifft, so glaubte er vielleicht selber nicht, daß ihm dieser ein sonderliches Geheimniß anvertrauet hätte, sondern hielt ihn vielmehr für einen Mann von unstäten Grundsätzen, der bald Dieses, bald Jenes, heute den Theismus, morgen Atheisterei, und vielleicht Tages darauf Aberglauben mit gleichem Scharfsinne zu behaupten das Talent hat; der auch seine Behauptung niemals zu verheimlichen sucht, sondern so, wie sie ihm die Laune, oder der Geist des Widerspruchs eingibt, auch öffentlich zu erkennen zu geben kein Bedenken trägt. Er hielt ihn für einen irrigen und in seinen Subtilitäten verlorenen Sophisten, der Wahrheit und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz so viel als Philosophie gilt, und dem, wenn er in der Stimmung ist, Gotteslästerung Stärke des Geistes zu sein scheint.

In dieser traurigen Verwirrung des Geistes glaubte Jacobi unsern Freund gefunden zu haben, und er faßte den edelmüthigen Entschluß, ihn von seiner Krankheit zu heilen. Als geschickter Arzt wagte er es, das Uebel Anfangs in etwas zu verschlimmern, um es hernach desto sicherer curiren zu können. Er führte Lessing tiefer in die Irrgänge des Spinozismus hinein, verleitete ihn in die dornigten Hecken des Pantheismus, um ihm den einigen Ausgang, den er ihm alsdenn zeigen würde, desto angenehmer zu machen. Dieser ist, wie wir nun deutlich genug erkennen, ein Rückzug unter die Fahne des Glaubens. Er wollte ihn überzeugen, daß sich gewisse Dinge, wie er sich (S. 29) aus-

drückt, nicht entwickeln lassen, vor denen man darum die Augen nicht zudrücken, sondern sie so, wie man sie findet, nehmen, und sich aus seiner Philosophie, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig mache, zurückziehen müsse. Auf Lessing's neugierige Frage: Und ziehen dann — wohin? wird geantwortet: Dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt, daß es sich selbst und auch die Finsterniß erleuchtet; und also sollte Spinoza selbst Lessingen wieder auf den Weg zur Wahrheit bringen, von dem er ihn so weit abgeführet hatte.

Unser Freund, der die ehrliche Absicht des Herrn Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war schalkhaft genug, ihn in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu bestärken. Theils mag ihn das Spiel ergötzt haben, theils auch kann er an dem Scharfsinne Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu vertheidigen wußte. Sie wissen, daß unser Freund mehr Vergnügen fand, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Er spielte daher vollkommen den aufmerksamen Schüler, widersprach nie, sondern stimmte in Alles mit ein, und suchte nur den Discurs, wenn er ausgehen wollte, durch Witzelei wieder in den Gang zu bringen. Daher mußte auch ich, ob ich gleich sein vertrautester Freund war, von diesem großen Geheimnisse nichts wissen; darum konnte auch Gleimen kein Antheil an dieser metaphysischen Comödie gegeben werden. Der gute jovialische Gastfreund, dem die Philosophie und die Laune seines Gastes nicht unbekannt war, würde der Schäckerei bald ein Ende gemacht haben. Daher auch endlich die gezwungenen Einfälle und Plattheiten, das Wohlgefallen an schlechten Versen, das einem Lessing so unnatürlich ist.

Dem sei, wie ihm wolle! — ich fahre in meiner Hypothese fort; denn sie scheint mir immer natürlicher — so merkte Herr Jacobi nun zwar, daß ihm sein Versuch an Lessing mißlinge, glaubte aber, immer noch in derselben frommen Absicht, das Exempel Lessing's allen andern Klüglingen zur erbaulichen Warnung aufstellen zu müssen, damit sie frühzeitig das Hülfsmittel ergriffen, das sie am Ende, ohne alle Rettung aufzugeben, doch nicht entbehren könnten. Wollen sie, mit Lessing und Leibnitz und Wolf und allen übrigen metaphysischen Demonstranten, nicht auch Deterministen, und folglich nach Jacobi's Begriffen (S. 172) Fatalisten und Spinozisten und also Atheisten werden, oder sich dem äußersten Skepticismus überlassen, so lernen

sie frühzeitig dem Lichte nachgehen, das auch die Finsterniß erleuchtet! Jeder Erweis, wie es ferner daselbst heißt, setzt etwas schon Erwiesenes zum voraus, wovon das Principium Offenbarung ist; und ferner: Das Element aller menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit ist Glaube.*)

Da Herr Jacobi mich nicht kennet, so mag auch ich ihm als ein solcher Vernünftling beschrieben worden sein, der der Vernunft zu viel und dem Glauben gar nichts einräumt; der in dem Wahne steht, daß er durch Hülfe metaphysischer Demonstrationen Alles ausrichten, durch seine Quidditäten etwa Geister bannen, oder der geheimen Gesellschaft entgegen arbeiten könne. Daher seine ernstliche Bemühung, auch mich, wo möglich, von dieser Krankheit zu heilen. Daher erlaubte er sich, mir alsogleich das Geheimniß zu entdecken, das unser Freund mir so geflissentlich soll haben verbergen wollen. Die gute ehrliche Absicht, mich in den Schooß des Glaubens zu führen, wenn sie nicht Alles rechtfertigt, so kann sie wenigstens Vieles entschuldigen.

Ich hatte gleich Anfangs so etwas vermuthet, wie ich denn schon sehr oft dergleichen gutgemeinte Versuche von meinen Zeitgenossen erfahren habe. Ich gab daher dem Herrn Jacobi in meiner Antwort zu verstehen, daß die Cur an mir vergeblich angebracht sei, und daß ich in Absicht auf Lehren und ewige Wahrheiten keine andere Ueberzeugung kenne, als die Ueberzeugung durch Vernunftgründe. Das Judenthum befiehlt Glauben an historische Wahrheiten, an Thatsachen, auf welche sich die Autorität unsers positiven Ritualgesetzes gründet. Das Dasein und die Autorität des höchsten Gesetzgebers aber muß durch die Vernunft erkannt werden, und hier findet nach den Grundsätzen des Judenthums und den meinigen keine Offenbarung und kein Glaube statt. Auch ist das Judenthum keine geoffenbarte Religion, sondern geoffenbartes Gesetz. Ich hätte also,

---

*) Dieser Satz wird in der Note mit einer Stelle aus Lavater belegt, in welcher erwiesen sein soll, daß Wahrheitssinn (anschauende Erkenntniß) Element und Principium des Glaubens sei. Wenn Dieses der Glaube und die Offenbarung ist, die man uns anbietet: so hat freilich aller weitere Streit ein Ende; so hatte auch Aristoteles Offenbarungen und Spinoza war ein Glaubensheld.

sagte ich, als Jude, einen Grund mehr, Ueberzeugung durch Vernunftgründe zu suchen.

Es sei mir erlaubt, hier über diese Aeußerung, die gar leicht gemißdeutet werden könnte, mich etwas näher zu erklären. Was ich vom Judenthume behaupte, daß es schlechterdings keinen Glauben an ewige Wahrheiten, sondern bloß historischen Glauben voraussetze, habe ich an einem schicklichern Orte*) deutlich gezeigt, worauf ich den Leser verweisen muß. Die hebräische Sprache hat sogar kein eigentliches Wort für Das, was wir Religion nennen. Auch ist das Judenthum keine Offenbarung von Lehrsätzen und ewigen Wahrheiten, die zu glauben befohlen werden. Es bestehet einzig und allein in geoffenbarten Gesetzen des Gottesdienstes, und setzet natürliche und vernunftmäßige Ueberzeugung von Religionswahrheiten voraus, ohne welche keine göttliche Gesetzgebung statt haben kann. Wenn ich aber von vernunftmäßiger Ueberzeugung rede, und solche im Judenthum als unbezweifelt voraussetzen will, so ist die Rede nicht von metaphysischer Argumentation, wie wir sie in Büchern zu führen gewohnt sind; nicht von schulgerechten Demonstrationen, die alle Proben des subtilsten Zweifelmuths bestanden sind; sondern von den Aussprüchen und Urtheilen eines schlichten gesunden Menschenverstandes, der die Dinge gerade ins Auge faßt und ruhig überlegt. Zwar bin ich ein großer Verehrer der Demonstrationen in der Metaphysik, und fest überzeugt, daß die Hauptwahrheiten der natürlichen Religion so apodiktisch erweislich sind, als irgend ein Satz in der Größenlehre. Gleichwol aber hängt selbst meine Ueberzeugung von Religionswahrheiten nicht so schlechterdings von metaphysischen Argumentationen ab, daß sie mit denselben stehen und fallen müßte. Man kann mir wider meine Argumente Zweifel erregen, mir in denselben Schlußfehler zeigen, und meine Ueberzeugung bleibt dennoch unerschütterlich. Petrus Ramus, der wider die ersten Grund- und Heischesätze des Euklides eine Menge von Zweifeln zu erregen wußte, blieb dennoch von der Wahrheit der euklidischen Elemente völlig überzeugt. Mancher Mathematiker kann die Evidenz des Euklidischen Grundsatzes von den Parallelen in Zweifel ziehen, und dennoch auf die Wahrheit und Unumstößlichkeit der darauf gebauten Grundsätze sein Glück und sein Leben hingeben. Nun dünkt mich, die Evidenz der

*) Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum.

natürlichen Religion sei dem unverdorbenen, nicht gemißleiteten Menschenverstande eben so hell einleuchtend, eben so unumstößlich gewiß, als irgend ein Satz in der Geometrie. In jeder Lage des Lebens, in welcher der Mensch sich befindet; auf jeder Stufe der Aufklärung, auf welcher er stehet, hat er Data und Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug, sich von den Wahrheiten der Vernunftreligion zu überführen. Das Argument jenes Grönländers, der mit dem Missionar an einem schönen Morgen auf dem Eisspiegel herumging, die Morgenröthe zwischen den Eisgebirgen hervorblitzen sah, und zum Herrnhuter sprach: Sieh, Bruder, den jungen Tag! wie schön muß Der sein, der Dieses gemacht hat! dieses Argument, welches für den Grönländer, bevor der Herrnhuter seinen Verstand gemißleitet hatte, so überzeugend war, ist es auch noch für mich; hat für mich noch dieselbige Kraft, so wie das schlichte, kunstlose Argument des Psalmisten:

Der das Ohr gepflanzt hat,
Muß doch wohl hören?
Der das Auge gebildet hat,
Muß doch wohl sehen?
Der den Menschensohn Erkenntniß lehrt,
Der Ewige, erkennet auch des Menschen Gedanken.

Dieser natürliche, kinderleichte Schluß hat noch für mich alle Evidenz eines geometrischen Grund- und Heischesatzes, und die siegreiche Gewalt einer unumstößlichen Demonstration. Meiner Speculation weise ich bloß das Geschäft an, die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes zu berichtigen, und so viel als möglich in Vernunfterkenntniß zu verwandeln. So lange sie beide, gesunde Vernunft und Speculation, noch in gutem Vernehmen sind, so folge ich ihnen, wohin sie mich leiten. Sobald sie sich entzweien, so suche ich mich zu orientiren, und sie beide, wo möglich, auf den Punkt zurückzuführen, von welchem wir ausgegangen sind. Da Aberglaube, Pfaffenlist, Geist des Widerspruchs und Sophisterei uns durch so vielerlei Spitzfindigkeiten und Zauberkünste den Gesichtskreis verdreht, und den gesunden Menschenverstand in Verwirrung gebracht haben, so müssen wir freilich wieder Kunstmittel anwenden, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir müssen die metaphysischen Subtilitäten, deren man sich bedient, um uns zu mißleiten, gegen die Wahrheit halten, vergleichen, untersuchen und prüfen, und wenn sie die Probe nicht bestehen, durch noch feinere Begriffe zu verdrängen suchen. Zur wahren,

ächten Ueberzeugung von der natürlichen Religion, zur Ueberzeugung, wie sie auf die Glückseligkeit des Menschen nur irgend Einfluß haben kann, sind diese gekünstelten Methoden von keiner Nothwendigkeit. Der Mensch, dessen Vernunft durch Sophisterei noch nicht verdorben ist, darf nur seinem geraden Sinne folgen, und seine Glückseligkeit stehet fest. Ich werde hiervon weitläuftiger in der Fortsetzung meiner Morgenstunden handeln, und begnüge mich, hier bloß die Worte eines Weltweisen anzuführen, der in zwei kleinen sehr lesenswerthen Schriftchen*) viel gesunde Philosophie hat, und doch mit der Philosophie so unzufrieden ist:

„Natürliche Religion ist zugleich die einfachste und faßlichste Religion; sie ist so leicht, so Jedermanns Fähigkeiten angemessen, daß man erstaunen muß, wenn man Philosophen ernsthaft behaupten hört, sie sei nicht für den gemeinen Mann. — Vielfältig habe ich beim Landmanne versucht, ihm die natürlichen Ideen vom obersten Wesen vorzulegen; jedesmal begriff er schnell, behielt fest, urtheilte richtig; er fühlte ihre Kraft, sie erheiterten, sie beruhigten, sie stärkten seine Seele. Diese Ideen sind mit Allem, was schön, gut und vollkommen unter den Menschen ist, verwandt; sie geben Diesem Licht, und erhalten von ihm; Eins macht das Andere anschaulich, Eins verstärkt das Andere."

„Halte ich die Leichtigkeit natürlicher und die Schwierigkeit geoffenbarter Begriffe gegen die Behauptung: Der gemeine Mann könne die ersten nicht, aber die letzten verstehen; so steht mein Verstand still u. s. w."

Ich kehre von meiner Abschweifung auf die Erklärung gegen Herrn Jacobi zurück, und hier sind die Erinnerungen über seine Unterredungen mit Lessing, die ich ihm bei dieser Gelegenheit zuschickte, und auf welche sich seine folgende Schreiben beziehen.

Erinnerungen an Herrn Jacobi.

Sie sagen: „Ein jedes Entstehen im Unendlichen, unter was für Bilder man es auch verkleide, durch einen jeden Wechsel in demselben, werde ein Etwas aus dem Nichts gesetzt", und glauben, „Spinoza habe daher jeden Uebergang des Unendlichen zum Endlichen, überhaupt alle causas transitorias, secundarias und remotas, verwiesen, und

*) Der Dorfprediger, und: Die Dorfschule.

an die Stelle des emanirenden, ein nur immanentes Ensoph, eine inwohnende ewig in sich unveränderliche Ursache der Welt gesetzt, welche mit allen ihren Folgen zusammen genommen, Eins und Dasselbe wäre." Hier stoße ich auf Schwierigkeiten, die ich mir zu heben nicht im Stande bin. 1) Wenn eine Reihe ohne Anfang dem Spinoza nichts Unmögliches schien, so führte ja das emanirte Entstehen der Dinge nicht nothwendig auf ein Werden aus Nichts. 2) Sind diese sichtbaren Dinge dem Spinoza etwas Endliches: so kann ihr Inwohnen in dem Unendlichen eben so wenig, ja wie mich dünkt, noch weniger begriffen werden, als ihr Ausfluß aus demselben. Kann das Unendliche nichts Endliches wirken, so kann es auch nichts Endliches denken.

Ueberhaupt scheint das System des Spinoza nicht geschickt zu sein, Schwierigkeiten dieser Art zu heben. Sie müssen in Absicht auf die Gedanken eben so wohl statt finden, als in Absicht auf ihre wirklichen Gegenstände. Was objective nicht wirklich werden kann, das kann subjective nicht gedacht werden. Dieselbe Schwierigkeit, die Spinoza findet, das Endliche außer Gott wirklich sein zu lassen, dieselbe Schwierigkeit, sage ich, muß er wieder finden, wenn er es in das göttliche Wesen hineinverlegt, und als Gedanken der Gottheit betrachtet.

In der Folge erklären Sie eine Stelle im Spinoza, deren Lessing als des Dunkelsten in demselben erwähnte, die auch Leibnitz *) so gefunden und nicht ganz verstanden hat, nämlich, daß die unendliche Ursache, wie Sie sich ausdrücken, explicite weder Verstand noch Willen habe, weil sie ihrer transcendentalen Einheit und durchgängigen absoluten Unendlichkeit zufolge keinen Gegenstand des Denkens und des Wollens haben könne. Sie erklären sich ferner, daß Ihre Meinung nur dahin ginge, der ersten Ursache, die unendlicher Natur ist, bloß einzelne Gedanken, einzelne Bestimmungen des Willens abzusprechen, und setzen den Grund hinzu, weil ein jeder einzelne Begriff aus einem andern einzelnen Begriffe entspringen und sich auf einen wirklich vorhandenen Gegenstand unmittelbar beziehen muß. Daher Sie in der ersten Ursache bloß den innern ersten allgemeinen Urstoff des Verstandes und des Willens zugeben wollen. Ich muß be-

*) Theod. §. 173.

kennen, daß ich diese Erklärung eben so wenig verstehe, als die Worte des Spinoza selbst. Die erste Ursache hat Gedanken, aber keinen Verstand. Sie hat Gedanken; denn die Gedanken sind, nach dem Spinoza, eine Haupteigenschaft der einzigen wahren Substanz; gleichwol hat sie keine einzelnen Gedanken, sondern nur den allgemeinen Urstoff derselben. Welches Allgemeine läßt sich ohne das Einzelne begreifen? Ist nicht Dieses noch unverständlicher, als eine formlose Materie, ein Urstoff ohne Bildung, ein Wesen, das nur allgemeine und keine besondern Merkmale hat? Sie sagen: Die absolute Unendlichkeit hat keinen Gegenstand des Denkens. Ist sie aber nicht selbst, sind ihre Eigenschaften und Modificationen ihr nicht Gegenstand des Denkens? Und wenn sie keinen Gegenstand des Denkens, keinen Verstand hat, wie ist das Denken gleichwol ihr Attributum; wie ist sie gleichwol die einzig denkende Substanz? Ferner, ihre Modificationen, oder die zufälligen Dinge, haben wirklich einzelne Bestimmungen des Willens; und sie selbst hätte bloß den allgemeinen Urstoff desselben? Beim Spinoza verstehe ich Dieses wenigstens doch halb. Er setzt den freien Willen bloß in eine unbestimmte absichtlose Wahl des vollkommen Gleichgültigen. Diese schien ihm der Modification der Gottheit, in so weit sie ein endliches Wesen vorstellt, zukommen zu können; der Gottheit selbst aber, in so weit sie ein unendliches Wesen ist, sprach er eine solche absichtlose Willkür mit Recht ab. Die Erkenntniß des Guten, durch welche eine freie Wahl bewirkt wird, gehörte nach seiner Meinung mit zu den Eigenschaften des Verstandes, und ist in so weit von der ausgemachtesten Nothwendigkeit; daher alle Folgen, sie mögen aus der Erkenntniß des Wahren und Falschen, oder aus der Erkenntniß des Guten und Bösen herkommen, nach seiner Theorie von gleicher Nothwendigkeit sein müßten. Da Sie aber, mein Herr, das System der Deterministen annehmen, und auch beim Menschen selbst keine andere Wahl, als die aus der letzten praktischen Erwägung aller Bewegungsgründe und Triebfedern entspringt, zulassen, so sehe ich keinen Grund, warum Sie eine solche ewig vorher determinirte Wahl der unendlichen Ursache absprechen? In so weit freilich wol, da Sie der Unendlichkeit die wahre Individualität absprechen, kann ihr auch kein Wille, keine Freiheit zukommen; denn diese setzen wirkliche einzelne Substantialität voraus. Allein, Dieses ist einmal der Grund nicht, den Sie anführen, und sodann scheint es mir auch dem System

des Spinoza gerade entgegen gesetzt zu sein, wie ich weiter unten auszuführen Gelegenheit haben werde.

Nach Spinoza's Begriff ist Alles, was in der sichtbaren Welt erfolgt, von der strengsten Nothwendigkeit, weil es so und nicht anders in dem göttlichen Wesen und in den möglichen Modificationen seiner Eigenschaften gegründet ist. Was nicht wirklich erfolgt, ist ihm auch nicht möglich, nicht denkbar. Hätte also Spinoza zugegeben, daß nur der Satz des Widerspruches, wie Bayle, Leibnitz und Andere dafürhalten, der innern Möglichkeit Ziel setze, so hätte er allerdings, wie Leibnitz von der angeführten Stelle richtig erinnert, alle Romane der Scudery und alle Erdichtungen des Ariost, für wirkliche Begebenheiten halten müssen. Allein Spinoza hielt auch Das für unmöglich, was zwar keinen Widerspruch enthält, aber doch in den göttlichen Modificationen, als der nothwendigen Ursache aller Dinge, nicht gegründet ist. Sie sehen hier den Weg, auf welchem auch Spinoza zum perfectissimo gelangt sein würde, wenn er sich mit den Deterministen über den Begriff von Freiheit hätte vertragen können. Nur nach dem System des perfectissimi läßt sich begreifen, warum diese und keine andere Reihe von Bestimmungen innerhalb des göttlichen Wesens wirklich geworden, oder nach Spinoza's Art sich auszudrücken, keine andere möglich gewesen.

Was Sie hierauf von Folge und Dauer sagen, hat völlig meinen Beifall, nur daß ich nicht sagen würde, sie seien bloßer Wahn. Sie sind nothwendige Bestimmungen des eingeschränkten Denkens; also Erscheinungen, die man doch von bloßem Wahn unterscheiden muß.

Ihr Salto mortale ist ein heilsamer Weg der Natur. Wenn ich der Speculation eine Zeit lang durch Dornen und Hecken nachgeklettert bin, so suche ich mich mit dem bon sens zu orientiren und sehe mich wenigstens nach dem Wege um, wo ich wieder mit ihm zusammenkommen kann. Da ich nicht in Abrede sein kann, daß es Absichten gibt, so ist Absicht haben eine mögliche Eigenschaft des Geistes, und in so weit es kein bloßes Unvermögen ist, so muß es auch irgend einem Geiste in dem allerhöchsten Grade zukommen; mithin gibt es außer dem Denken auch noch ein Wollen und Thun, die Eigenschaften des Unendlichen sein können und also sein müssen.

Der Einfall, den Lessing hierauf vorgebracht, ist ganz in

seiner Laune; einer von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinauszuspringen, und eben deswegen nicht von der Stelle kam. Zweifeln, ob es nicht Etwas gibt, das nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt; Dieses nenne ich einen Sprung über sich selbst hinaus. Mein Credo ist: Was ich als wahr nicht denken kann, macht mich, als Zweifel, nicht unruhig. Eine Frage, die ich nicht begreife, kann ich auch nicht beantworten, ist für mich so gut, als keine Frage. Es ist mir niemals eingefallen, auf meine eigne Schultern steigen zu wollen, um freiere Aussichten zu haben.

Lessing läßt in einem seiner Lustspiele Jemanden, der Zauberei zu sehen glaubt, von einem brennenden Lichte sagen: Dieses Licht brennt nicht wirklich, es scheint nur zu brennen; es scheint nicht wirklich, es scheint nur zu scheinen. Der erste Zweifel hat einigen Grund, der zweite aber widerlegt sich selber. Was scheint, muß wirklich scheinen. Ein jedes Phänomen ist, als Phänomen, von der höchsten Evidenz. Alle Gedanken sind, subjective betrachtet, von der ausgemachtesten Wahrheit. Also ist auch die Kraft zu denken eine wirklich primitive Kraft, die nicht in einer höhern ursprünglichen Kraft gegründet sein kann. Auch scheinen Sie selbst auf diesen wunderlichen Einfall unsers Lessing kein sonderliches Gewicht zu legen.

Wenn Sie aber S. 13 sagen, die unendliche einzige Substanz des Spinoza habe für sich allein und außer den einzelnen Dingen kein bestimmtes vollständiges Dasein, so werfen Sie mich auf einmal aus dem ganzen Concepte heraus, das ich mir vom Spinozismus gemacht habe. Also haben die einzelnen Dinge nach diesem System ihr wirkliches bestimmtes Dasein und ihr Zusammen ist auch nur Eins, hat aber kein bestimmtes vollständiges Dasein? Wie soll ich Dieses verstehen? oder mit Ihren übrigen Aeußerungen zusammenbringen?

Wenn Spinoza, wie Sie in der Folge anmerken, über die Freiheit so gedacht hat, wie Leibnitz, so hat er auch zugeben müssen, daß die Erkenntniß des Guten und Bösen eben so wenig, als die Erkenntniß des Wahren und Falschen, in Ansehung der vollkommensten Ursache ohne alle Folgen sein könne, daß also die vollkommenste Ursache am Guten Wohlgefallen, am Bösen

Mißfallen, das heißt, Absichten haben, und wenn sie wirkt, nach Absichten wirken müsse.

Hier ist abermals der Ort, wo der Philosoph nach der Schule dem Spinozisten begegnet, und wo sie sich brüderlich umarmen.

S. 26 stoße ich auf eine Stelle, die mir schlechterdings unverständlich ist. Das Denken, sagen Sie, ist nicht die Quelle der Substanz, sondern die Substanz ist die Quelle des Denkens. Also muß vor dem Denken etwas nicht Denkendes als das Erste angenommen werden; etwas, das, wenn schon nicht durchaus in der Möglichkeit, doch in der Vorstellung, dem Wesen, der inneren Natur nach, als das Vorderste gedacht werden muß. Sie scheinen mir hier mit unserem Freunde etwas denken zu wollen, das kein Gedanke ist; einen Sprung ins Leere zu thun, dahin uns die Vernunft nicht folgen kann. Sie wollen sich etwas denken, das vor allem Denken vorhergeht, und also dem allervollkommensten Verstande selbst nicht denkbar sein kann.

Mich dünkt, die Quelle aller dieser Scheinbegriffe liegt darin, daß Sie Ausdehnung und Bewegung für die einzige Materie und Objecte der Gedanken halten, und auch diese nur, in so weit sie wirklich existiren. Ich weiß nicht, mit welchem Grunde Sie Dieses, als ausgemacht, voraussetzen. Kann das denkende Wesen sich nicht selbst Stoff und Gegenstand sein? Wir wissen, wie uns zu Muthe ist, wenn wir Schmerz, Hunger, Durst, Frost oder Hitze leiden, wenn wir fürchten, hoffen, lieben, verabscheuen u. s. w. Nennen Sie Dieses Gedanken, Begriffe oder Empfindungen und Affectionen der Seele; genug, daß sie bei allen diesen Affectionen weder Ausdehnung noch Bewegung zum Gegenstande hat. Ja, bei den sinnlichen Empfindnngen selbst, was hat der Schall, der Geruch, die Farbe, oder was hat der körperliche Geschmack mit Ausdehnung und Bewegung gemein? Ich weiß wohl, daß Locke die Weltweisen gewöhnt hat, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Bewegung für Qualitates primitivas zu halten, und die Erscheinungen der übrigen Sinne, als Qualitates secundarias, auf diese zu reduciren. Allein, was hat der Spinozist für Grund, Dieses gelten zu lassen? Endlich, kann es denn nicht auch einen Geist geben, der sich Ausdehnung und Bewegung als bloß möglich denkt, wenn sie auch wirklich nicht vorhanden sind? Nach

dem Spinoza, der die Ausdehnung für eine Eigenschaft der einzigen unendlichen Substanz hält, muß Dieses um so viel eher angehen.

Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unser Lessing Sie in der Folge unterhält, und von denen es schwer ist, zu sagen, ob sie Schäckerei oder Philosophie sein sollen. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan Hin- und Herwürfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehresten aber waren denn freilich bloß sonderbare Grillen, die bei einer Tasse Kaffee noch immer unterhaltend genug waren. Von der Art ist Alles, was Sie ihn S. 33 sagen lassen; seine Begriffe von der Oekonomie der Weltseele, von den Entelechien des Leibnitz, die bloß Effect des Körpers sein sollen, seine Wettermacherei, seine unendliche Langeweile, und dergleichen Gedankenschwärmer, die einen Augenblick leuchten, prasseln und dann verschwinden. So lasse ich auch den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorschlag bringen, an seinen Ort gestellt sein. Er ist völlig in dem Geiste Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuschlagen. Der christliche Philosoph darf sich den Zeitvertreib machen, den Naturalisten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuschlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken und seinen sichersten Griffen immer entschlüpfen. Meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe also einen Grund mehr, Ueberzeugung zu suchen. —

Ich komme auf die Stelle, S. 41, wo Sie abermal das Principium der Wirklichkeit nach Spinoza deutlich zu machen suchen. „Der Gott des Spinoza", sagen Sie, „ist das lautere Principium der Wirklichkeit in allem Wirklichen, des Seins in allem Dasein, durchaus ohne Individualität und schlechterdings unendlich. Die Einheit dieses Gottes beruht auf der Identität des Nichtzuunterscheidenden, und schließt folglich eine Art der Mehrheit nicht aus. Bloß in dieser transcendentalen Einheit angesehen, muß die Gottheit aber schlechterdings der Wirklichkeit entbehren, die nur im bestimmten Einzelnen sich ausge-

drückt befinden kann." Wenn ich Dieses recht verstehe, so sind bloß die bestimmten einzelnen Wesen wirklich existirende Dinge; das Unendliche aber, oder das Principium der Wirklichkeit, beruht nur in dem Zusammen, in dem Inbegriffe aller dieser Einzelnheiten. Es ist also ein bloßes collectivum quid, das keine andere Substantialität hat, als die Substantialität der Glieder, aus welchen es bestehet. Nun beruhet jedes Collectivum auf dem Gedanken, der das Mannigfaltige zusammenfaßt; denn außerhalb der Gedanken, oder objective betrachtet, ist jedes Einzelne isolirt, Ein Ding für sich; nur die Beziehung macht es zum Theile des Ganzen, zum Gliede des Zusammen. Beziehung aber ist Operation des Denkens. Nun helfen Sie mir aus der Verwirrung, in welcher ich mich in Ansehung des Spinozismus befinde. Ich frage erstlich: Wo subsistirt dieser Gedanke, dieses Collectivum, die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen? Nicht im Einzelnen, denn dieses subsistirt jedes nur für seinen Theil. Wollten wir Dieses nicht zugeben, so hätten wir nicht nur eine Art von Mehrheit in der Gottheit, sondern eine wahre zahllose Vielheit. Auch nicht wieder in einem Collectiven; denn Dieses führt auf offenbare Ungereimtheiten. Wenn also dieses Pan, dieses Zusammen, Wahrheit haben soll, so muß es in einer wirklichen transcendentalen Einheit subsistiren, die alle Mehrheit ausschließt, und hiermit wären wir ja ganz unvermuthet in dem gewöhnlichen Gleise der Schulphilosophie.

Ferner: bisher glaubte ich immer, nach dem Spinoza habe bloß das einzige Unendliche eine wahre Substantialität; das mannigfaltige Endliche aber sei bloß Modification oder Gedanke des Unendlichen. Sie scheinen Dieses umzukehren, Sie geben dem Einzelnen wahre Substantialität, und sonach müßte das Ganze bloß ein Gedanke des Einzelnen sein. Sie treiben mich also in einem Zirkel herum, aus welchem ich mich nicht finden kann. Denn bei andern Gelegenheiten scheinen Sie mir auch einzustimmen, daß nach dem Spinoza nur Eine transcendentale unendliche Substanz möglich sei, deren Eigenschaften unendliche Ausdehnung und unendliche Gedanken sind.

Die größte Schwierigkeit aber, die ich in dem System des Spinoza finde, liegt mir darin, daß er aus dem Zusammennehmen des Eingeschränkten das Uneingeschränkte will entstehen lassen.

Wie kann durch das Hinzukommen der Grad verstärkt werden? Wie kann durch Vermehrung des Extensiven das

Intensive verstärkt werden? Wenn in allen übrigen Systemen der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen schwer zu begreifen ist, so scheint mir nach diesem System der Rückweg vom Endlichen in das intensive Unendliche schlechterdings unmöglich zu sein. Durch bloße Vermehrung erhalten wir niemals Verstärkung, wenn wir sie auch ins Unendliche fortsetzen. Wenn wir dem Grade eine Quantität zuschreiben, so ist Dieses eine intensive Quantität, die durch Hinzuthun gleichartiger Dinge nicht vermehrt werden kann. Muß nicht hier der Spinozist offenbar die Begriffe verwechseln, und Vielheit statt einer Stärke gelten lassen?

Diesen Einwurf hat bereits Wolf (im zweiten Theile seiner natürlichen Theologie) in etwas berührt; aber meines Wissens hat noch kein Vertheidiger Spinozens darauf geantwortet.

Hierauf erhielt ich die Antwort des Herrn Jacobi vom 5. September 1784 (S. 53), die Copie d'une lettre à Monsieur Hemsterhuis (S. 56), und endlich das deutsche an mich gerichtete Schreiben vom 21. April 1785 (S. 117) über die ihm zugeschickten Erinnerungen. In diesen Briefen ist nun von Lessing weiter die Rede nicht mehr. Herr Jacobi in seinem eigenen Namen sucht den Herrn Hemsterhuis und mich zu überführen, daß die speculative Vernunft, wenn sie consequent ist, unvermeidlich zum Spinozismus leite, und daß von den steilen Höhen der Metaphysik keine andere Rettung sei, als aller Philosophie den Rücken zu kehren, und Kopf unten sich in die Tiefen des Glaubens zu werfen.

Ueber den Spinozismus selbst und was dazu leiten kann, habe ich mich bereits in meinen Morgenstunden erklärt, und was ich etwa insbesondere über Herrn Jacobi's Vertheidigungsart dieser Lehre anzumerken habe, verspare ich mir auf eine andere Gelegenheit. Hier hat das Publicum bloß zwischen Jacobi und Lessing, zum Theile auch zwischen Jacobi und mir zu entscheiden; und weil der Richter doch Alles in Händen haben muß, was zur Streitsache gehört, so mag auch der Eingang zum Schreiben vom April 1785 hier stehen, den Herr Jacobi, wie er (S. 117) sagt, deswegen weggelassen, weil er nur die Gründe enthält, „warum ich für gut fand, Mendelssohn's Erinnerungen bloß eine neue Darstellung des Spinoza ent-

gegen zu setzen, und die Rechtfertigung meines Begriffes von diesem Lehrgebäude dabei zum Hauptaugenmerk zu nehmen."

An Herrn Moses Mendelssohn, über desselben mir zugeschickte Erinnerungen.

„Ehe man nach Blößen suchen darf, muß des Gegners Klinge erst gefunden und gehalten sein; Sie suchten die meinige, und schwangen Ihr Gewehr im Kreise, ohne Widerstand zu finden, denn da gegenüber war ich nicht. Ich will in der geraden, stillen Wehre, worin ich stand, vor Sie hinrücken, und mit einem nur geraden Stoße in Ihren Kreis den Ausfall wagen. Fängt Ihr Kreis meinen Stoß auf, dann erst sind wir im Gefechte."

„Ohne Allegorie. Ihren Erinnerungen liegt von Anfang bis zu Ende eine Irrung zum Grunde, die Sie unerörtert lassen. Da Ihr Begriff von der Lehre des Spinoza mit dem meinigen nicht übereinkam, so mußte wenigstens einer von uns diese Lehre unrecht fassen. Wenn es nun auch nicht an sich der Mühe werth war, zu untersuchen, oder vielmehr, wenn es ja nicht die Frage sein konnte, wer von uns Beiden der Irrende sei, so mußte die Frage doch geliehen werden, sobald mir die Ehre widerfahren sollte, daß Sie über diese Materie sich mit mir einließen. Diese Frage zu leihen, wäre um so billiger und unverfänglicher gewesen, da Sie über dem Lesen des gegenwärtigen Aufsatzes sich gewiß erinnern werden, wie sehr Ihnen die Schriften des Spinoza aus dem Gedächtnisse gekommen sind, wovon einiges Bewußtsein Ihnen doch auch damals schon beiwohnen mußte. Genug, indem Sie unterließen, durch eine Vergleichung mit der Urkunde Ihren Begriff von dem Spinozismus gegen den meinigen zu wägen, umgingen Sie die Sache selbst. Alles mußte nun im Unbestimmten schwanken; an keiner Seite konnten Sie recht angreifen, viel weniger durchsetzen. Der Nachdruck fehlte, weil der rechte Widerstand gebrach. Und mit wie vielerlei auf einmal kommen Sie nicht ins Gemenge? Mit der innerlichen Unwahrheit Ihres eigenen Begriffes oder mit dem Falschen in der Sache selbst, nach Ihrer Vorstellung davon; mit der innerlichen und mit der angenommenen äußerlichen Unwahrheit des meinigen; hernach mit Dem, was Lessing und mir besonders zugehörte, oder so genommen werden mochte. So vielerlei und so Verschiedenes, und da es unaufhörlich in einander sich verlieren mußte, konnte Ihre

Streitschrift nicht anders, als sehr verwickelt werden lassen. Darum je länger u. s. w.", wie die Folge der Länge nach von Seite 117 bis S. 166 mitgetheilt worden.

Abraham von Moivre soll einst Newton um den Beweis eines mathematischen Lehrsatzes ersucht haben, den er selbst nicht finden konnte. Newton war willig, ihn zu geben; allein die Prämissen des Beweises waren dem von Moivre noch schwerer zu begreifen, als der Lehrsatz selbst, und je mehr Erläuterung Jener zu geben bemüht war, desto weniger konnte ihn Dieser erreichen. Fast auf eine ähnliche Weise erging es mir mit Herrn Jacobi. Je mehr er sich angelegen sein ließ, mir über den wahren, ächten Spinozismus Aufschluß zu geben, desto weniger verstand ich weder ihn, noch seinen Spinoza. Ich verstand sie nicht, im genauesten Sinne der Worte. Man mag mich Halbkopf oder seichten Denker schelten, ich verstehe diese Sprache nicht, die bald zu transcendental, bald zu figürlich wird. Ich vermisse allenthalben deutliche Worterklärungen, Bestimmtheit der Begriffe; mir schwebt Alles wie in der Dämmerung mit schwankenden Umrissen vor den Augen. Von manchen Sätzen, die ich den Worten nach zu verstehen glaubte, schien mir weder das Dafür noch das Dawider ausgemacht zu sein, und vielmehr Beides noch mit gleichen Gründen behauptet werden zu können, und von so mancher andern Behauptung schien mir die Unzulässigkeit in die Augen zu fallen, so daß ich unmöglich glauben konnte, den rechten Sinn derselben gehörig gefaßt zu haben. Ich mußte also noch völlig im Zweifel sein, ob ich, wie Herr Jacobi sich ausdrückt, die Waffen meines Gegners gefunden habe und fest zu halten im Stande sei. Um nur einige Beispiele anzuführen. In dem Schreiben an Hemsterhuis läßt Herr Jacobi seinen Spinoza beweisen, daß der Wille keine Veränderung in der Natur hervorbringen könne, und legt ihm folgende Worte in den Mund: „La pensée considérée dans son essence n'est que le sentiment de l'Etre. L'idée et le sentiment de l'Etre, en tant qu'il est déterminé, individuel et en relation avec d'autres individus. La volonté n'est que le sentiment de l'Etre déterminé agissant comme individu." (S. 72). Oder weil das Wort être im Französischen vieldeutig ist, lasset uns bei der Uebersetzung bleiben, die Herr Jacobi selbst hinzugefügt hat: „Das Denken, in seinem Wesen betrachtet, ist nichts Anderes, als das Sein, das sich fühlt." Ich muß gestehen, daß ich

diese Worte schlechterdings nicht verstehe. Weit deutlicher ist mir das Wort Denken, als die Worte: Das Sein, das sich fühlet. Soll es heißen: Denken, in seinem Wesen betrachtet, ist nichts Anderes, als Selbstbewußtsein, daß man da sei? So scheinet es, wenn ich S. 140 damit vergleiche, allwo Herr Jacobi in dem deutschen Schreiben an mich denselben Gedanken vorträgt. „Das absolute Denken", heißt es daselbst, „ist das reine, unmittelbare, absolute Bewußtsein in dem allgemeinen Sein, dem Sein *κατ' ἐξοχην*, oder der Substanz"; wiewol ich auch hier den Gedanken nur halb verstehe, denn was allgemeines Sein, Sein *per excellentiam*, oder Substanz bedeute, begreife ich dennoch nicht. In der Note sagt Herr Jacobi: „Der Ausdruck le sentiment de l'Etre, den mir in dem Briefe an Hemsterhuis die französische Sprache an die Hand gab, war reiner und besser; denn das Wort Bewußtsein scheint etwas von Vorstellung und Reflexion zu involviren, welches hier gar nicht statt findet", und führt zur Erläuterung seines Gedankens eine Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft an. Allein nach Kant liegt ein Bewußtsein bloß allen Begriffen zum Grunde, und nach Jacobi soll das Denken nichts Anderes sein; welches zwei ganz verschiedene Behauptungen sind. Zudem muß Spinoza, wie mich dünkt, Vorstellungen ohne Bewußtsein zugeben, wenn er consequent sein will. Denn da nach seiner Lehre Alles, was in dem Körper durch Bewegung geschieht, in der Seele harmonisch durch Vorstellung ausgedrückt wird, und da ferner nicht geleugnet werden kann, daß in dem Körper Bewegungen vorgehen, deren wir uns nicht bewußt sind: so muß es nothwendig dunkle, schlafende Vorstellungen, ohne alles Bewußtsein geben, und müssen also, nach Spinoza, Begriffe ohne Bewußtsein, oder ein Denken, ohne das Sein, das sich fühlt, gar wohl möglich sein. Was vom Willen gesagt wird, ist mir vollends unbegreiflich. „Der Wille ist nichts, als das Sein, das sich fühlt, in so fern es bestimmt ist, und als ein einzelnes Wesen handelt." Ich verstehe hier schlechterdings den buchstäblichen Sinn der Worte eben so wenig, als S. 98, wo die Erklärung des Denkens abermals vorkömmt. „Das Denken", heißt es daselbst, „ist das Sein, das sich fühlt; folglich muß alles Das, was in der Ausdehnung vorgehet, gleichfalls in dem Denken vorgehen, und jedes eigentliche Individuum ist nach Maßgabe seiner Mannigfaltigkeit und

Einheit, oder nach dem Grade derjenigen Kraft beseelt, womit es Das ist, was es ist." Was ist das Wesen des Menschen selbst, oder der Grund seines wirklichen Vermögens, oder der Kraft, mit welcher er Das ist, was er ist? Nimmermehr hätte ich hinter diesen transcendentalen Worten die Freiheit des Willens gesucht, die Spinoza (S. 96) dadurch erklären will, um sie nach seiner Art zu bestreiten. Ich konnte mich schlechterdings auf diese Gründe nicht einlassen; denn ich verstand den Sinn der Worte nicht.

Von dem System der Endursachen sagt Herr Jacobi (S. 60), Spinoza habe dasselbe als die größte Verrückung des menschlichen Verstandes angesehen, und S. 90 legt er ihm selbst die Worte in den Mund, die Lehre von den Endursachen sei wahrer Unsinn. Wenn Dieses alles Ernstes gesagt sein soll, so scheint es mir die vermessenste Behauptung, die je aus eines Sterblichen Munde gekommen. So etwas sollte sich kein Erdensohn erlauben, der so wenig, als wir Andern, von Ambrosia lebt, der so, wie andere Menschenkinder, hat Brot essen, schlafen und sterben müssen. Wenn der Weltweise in seiner Speculation auf eine so ungeheure Behauptung stößt, so ist es, wie mich dünkt, hohe Zeit, daß er sich orientire, und nach dem schlichten Menschenverstande umsehe, von dem er zu weit abgekommen ist.

Zwar will Spinoza, nach Herrn Jacobi, durch keine Erfahrung widerlegt sein. „Wir sehen auch", spricht er (S. 79), „daß sich die Sonne um die Erde drehet. Lassen wir die Erscheinungen, und bestreben uns, die Dinge zu erkennen, wie sie sind." Allein die Erscheinungen sind in dergleichen Fällen nicht so schlechterdings abzuweisen. Ihr Zeugniß ist vielmehr von der höchsten Gültigkeit; denn als Erscheinungen betrachtet reden sie lautere Wahrheit. Auch daß die Sonne sich um die Erde bewegt, ist wahr, wenn wir bloß auf die Erdbewohner sehen, und nicht daraus die Folge ziehen, daß es auch den Einwohnern anderer Weltkörper so vorkommen müsse. Gibt es Absichten und Endursachen in der Natur? Wenn es im Menschen welche gibt, wenn der Mensch welche hat und ausführt, und wenn durch seine Kräfte, Bestandtheile und Gliedmaßen welche ausgeführt worden sind, so können auch die Endursachen in der Natur nicht geleugnet werden. Herr Jacobi will (S. 104) die Endursachen in dem Weltall durch folgendes Raisonnement verdrängen. „Man überdenke", spricht er, „die so verwickelte Einrichtung der Staats-

körper, und finde aus, was sie zu einem Ganzen machte; je mehr man darüber tief und immer tiefer nachdenkt, desto mehr wird man nur blinde Triebfedern und die ganze Handlungsweise einer Maschine wahrnehmen, aber freilich einer Maschine, ähnlich denen von der ersten Hand, wo die Kräfte sich selbst nach eigenen Bedürfnissen und dem Grade ihrer Energie zusammensetzen; wo alle Springfedern das Gefühl ihrer Wirkung haben, welches sie durch gegenseitiges Bestreben einander mittheilen, in einer nothwendig unendlichen Stufenfolge. Dasselbige gilt von den Sprachen, deren vollständiger Bau ein Wunder scheint, und deren keine doch mit Hülfe der Grammatik wurde." — Dieses also ist die hohe Weisheit, welche Spinoza dem gemeinen schlichten System der Endursachen entgegensetzt; Dieses sind die überzeugenden Gründe, mit welchen er uns Alle des Wahnsinnes und der Verrückung zu zeihen sich herausnimmt. — Menschen, die ein gemeinschaftliches Bedürfniß haben, können ohne Verabredung einen vernünftigen Staatskörper ausmachen; Menschen, die sich einander zu verstehen geben wollen, können ohne Grammatik eine verständliche und noch so ziemlich ordentliche Sprache zu Stande bringen; also können auch Dinge ohne Kenntniß und Absicht zusammenstoßen und die Wunder des großen Weltalls so spielend hervorbringen, wie der Maler Des La Mettrie den Schaum am Munde seines Streitrosses hervorgebracht hat. Wer Dieses nicht einsieht, der ist nicht bei Sinnen, und das ganze menschliche Geschlecht ist nicht bei Sinnen, wenn es dieses schlichte Raisonnement nicht begreifen will. Kann ein Mensch Dieses im Ernste je behauptet haben?

Nichts, dünkt mich, kann unleugbarer sein, als daß in der sichtbaren Welt, die uns umgibt, so wie in uns selbst, Endursachen erzielt und Absichten ausgeführt werden. Ich kann unmöglich glauben, daß je ein Philosoph im Ernste hieran gezweifelt habe. Man darf nur die Augen öffnen, nur irgend ein Werk der Natur mit dem geringsten Grade von Aufmerksamkeit betrachten, um hiervon völlig überführt zu sein. Die Frage, die in der Metaphysik vorkömmt und der Untersuchung werth ist, besteht eigentlich darin:

„Ob das System der Endursachen apodictisch zu erweisen sei, oder nicht? d. i. ob ein einziges Factum hinreichend sei, uns auf einem wissenschaftlichen Wege zum Resultate zu führen, daß eine Endursache zum Grunde liege, oder ob vielmehr eine Menge von einzelnen Fällen bis zur augenscheinlichen In-

duction angehäuft werden müsse, um uns hiervon zu versichern?"

Weder in die Religion, noch in die Sittenlehre hat die Entscheidung dieser Frage sonderlichen Einfluß. In Absicht auf die Folgen kömmt darauf wenig an, ob wir von einer Wahrheit apodictisch, oder durch eine augenscheinliche Induction überführt sind. Aber für den speculativen Kopf hat die Untersuchung ihr Nützliches und ihr Angenehmes, und sie verdient mit aller Schärfe und Genauigkeit angestellt zu werden. Daß aber ein Mann, wie Spinoza, das System der Endursachen schlechterdings für Verrückung und Wahnwitz erklärt, und folglich uns Uebrigen, die wir so fest an dieses System uns anschließen, alle zu den Unklugen verweiset, das ist eine ziemlich beleidigende Herausforderung, die der Defensor mit dem ritterlichen Brauch und Herkommen des philosophischen Zweikampfes entschuldigen mag.

Das Schreiben an Herrn Hemsterhuis, das mir Herr Jacobi mittheilte, blieb eine Zeit lang von meiner Seite ohne Antwort. Im Grunde hatte ich noch nichts zu beantworten. Der Brief war eigentlich nicht an mich gerichtet; ich verstand ihn nicht, schob die Schuld zum Theil auf meine geringe Kenntniß der französischen Sprache und wollte die teutsche Antwort auf meine Erinnerungen abwarten, die mir Herr Jacobi versprach. Als diese mir zu lange verweilte, beschloß ich, meine unterdessen völlig ausgearbeiteten Morgenstunden herauszugeben, und ließ Herrn Jacobi ersuchen, mit seinen Gegenerinnerungen zu warten, bis er den ersten Theil derselben in Händen haben würde. Ich meldete dabei ausdrücklich, daß in diesem ersten Theile meiner Schrift unsers Briefwechsels noch keine Erwähnung geschähe. Meine Absicht war, in diesem Theile bloß meine Gedanken über die ersten Gründe der Erkenntniß, über Wahrheit, Schein und Irrthum an den Tag zu legen, und die Anwendung davon auf den Pantheismus zu versuchen. Hier findet Herr Jacobi, dachte ich, vielleicht den Punkt, wo wir zusammenkommen, und von welchem wir ausgehen können, unsern Wettlauf zu vollenden. Dieses sollte alsdenn von meiner Seite in dem zweiten Theile geschehen.

Als ich aber unmittelbar darauf Herrn Jacobi's Schreiben und seine teutsche Darstellung des Spinozismus erhielt, mußte ich alle Hoffnung aufgeben, mit diesem Weltweisen

je in einem Punkte zusammen zu kommen. War mir der französische Spinoza unerreichbar, so war mir der teutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken festhalten, kaum wagte ich es, einen zu erhaschen, so mußte ich ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen. Bald schien es mir, als wären, nach dem Spinoza des Herrn Jacobi alle veränderliche Dinge bloß Gedanken und Vorstellungen des Unveränderlichen; bald schien er doch auch dem Veränderlichen objectives Dasein zuzuschreiben, gleichwol ward protestirt, daß das Unendliche kein Aggregat des Endlichen sei, daß überhaupt durch Zusammensetzung kleinerer Grade kein höherer Grad erhalten werde, und also unendlich Vieles nicht ein Unendliches ausmachen könne. Diesem allen unbeschadet, sollte doch alles Veränderliche mit dem Unveränderlichen Eins und dieselbe Substanz sein. Sodann verstand ich wieder an einem andern Orte aus seinen Worten, daß sein Unendliches ein bloßes abstractum quid, ein allgemeiner Begriff sei, der nur deswegen ewig, unendlich und unveränderlich sei, weil er in allem Endlichen und Veränderlichen anzutreffen sein und ihm zum Grunde liegen muß. Auf solche Weise hätte bloß das Endliche ein concretes Dasein, das Unendliche aber wäre ein Begriff, der von dem Endlichen abgesondert werden kann. Die absolute Einheit selbst, die er seiner einzigen möglichen Substanz zuschreibt, schien an manchen Stellen eine bloße Einheit der Abstraction zu sein, wie etwa die Thierheit in allen Thieren, die Menschheit in allen Menschen Eins ist, dem Begriffe nach; der Sache nach aber jedem Einzelnen besonders zukömmt. Dieselbe Kraft der Schwere ist es, die dort die Himmelskörper und hier das Pendul an der Uhr bewegt. Dem Begriffe nach ist es also eine und eben dieselbe Kraft; allein der Sache nach muß diese Kraft in jedem concreten Einzelnen wiederholt und vervielfältiget werden, wenn sie so mancherlei Veränderungen hervorbringen soll. So schien mir auch die Einheit des Spinoza bloß dem Begriffe nach genommen werden zu müssen, weil Dasjenige, worin alles Veränderliche übereinkömmt, dem Begriffe nach Eins und immer Dasselbe ist, ob es gleich der Sache nach in jedem Einzelnen wiederholt wird. Mit diesem Begriffe konnte ich gleichwol wiederum andere Stellen nicht in Uebereinstimmung bringen. Mit einem Worte, ich war wie im Zirkel herumgetrieben und konnte nirgends festen Fuß fassen. Ich sah also die Nothwendigkeit ein,

mehrere Streiter und Schiedsrichter an unserer Kampfübung Theil nehmen zu lassen, und schrieb den 24. Mai 1785 an unsere gemeinschaftliche Freundinn folgenden Brief.

„Sie erhalten hierbei einen Theil meiner Handschrift, die ich drucken zu lassen entschlossen bin. Haben Sie die Freundschaft für mich, ihn dem ** zur Censur zu überreichen. Ich habe keinen philosophischen Freund, dem ich mehr Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Beurtheilungskraft, also bessern Willen und bessere Kräfte zutraute, mir hierüber die Wahrheit zu sagen. Bitten Sie ihn, theuerste Freundinn, mir einige seiner Nebenstunden zu schenken, und senden Sie mir das Manuscript, mit Spuren seiner verbessernden Hand bezeichnet, sobald es angehet, zurück. Die Fortsetzung soll nächstens folgen. Herrn Jacobi kann ich die Handschrift nicht sehen lassen; er muß die Schrift ganz und zwar gedruckt vor Augen haben; Sie sollen alsogleich hören, aus welcher Ursache."

„Es gehet mir mit Herrn Jacobi gar sonderbar. Je mehr Erläuterung er mir geben will, desto weniger verstehe ich ihn. Seinen Brief an Hemsterhuis habe ich schlechterdings in dem buchstäblichen Sinne nicht verstanden, und vor einigen Tagen habe ich einen ausführlichen Aufsatz von ihm erhalten, der zur Erläuterung jenes Briefes und zugleich zur Beantwortung meiner Erinnerungen gegen sein System dienen soll, und — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich verstehe diesen Aufsatz noch weit weniger. Was ist nun anzufangen? Wenn wir in verschiedenen Idiomen sprechen, und uns einander nicht verständlich sind, so kommen wir in Ewigkeit nicht aus einander. Dabei scheint Herr Jacobi zuweilen heftig zu werden und in eine Art von Hitze zu gerathen; wiewol diese auch nur angenommen sein kann, um den Streit lebhafter zu machen. Im Grunde kann das Herz immer noch von Eigendünkel und Rechthaberei frei sein."

„Dem sei wie ihm wolle, so muß ich, um Verwirrung zu vermeiden, zuerst meine Grundsätze darlegen, bevor ich mich mit Herrn Jacobi einlasse. Ich gebe also den ersten Theil meiner Morgenstunden heraus, sage in demselben noch nichts von unserm ganzen Briefwechsel, berühre aber gleichwol

den Spinozismus, und suche ihn zu widerlegen. Unsern Briefwechsel verspare ich mir bis auf den zweiten Theil, der ein Jahr später erscheinen mag. Unterdessen lerne ich vielleicht Herrn Jacobi besser verstehen, oder bin so glücklich, mich mit ihm über einige Punkte zu vereinigen. Bevor wir wettlaufen, müssen wir an einem bestimmten Orte zusammenkommen."

Unparteiische Leser mögen urtheilen, ob Herr Jacobi nach allem Diesen, was zwischen uns vorgegangen, zu der Besorgniß berechtigt gewesen, die er S. 176 zu erkennen gibt, und was für Recht er gehabt, mit einer Privat-Correspondenz hervorzueilen, ohne Diejenigen darum zu befragen, die Antheil daran hatten. „Ich konnte", spricht er, „es ihm doch allein und ganz einseitig nicht überlassen, den Streit gehörig einzuleiten und öffentlich zu zeigen, woran es liege, daß ihm Manches (in meinen Aufsätzen) schlechterdings unverständlich sei, und sich seinen Blicken immer mehr und mehr entziehe, je mehr Erläuterung ich ihm zu geben bemühet sei. Noch weniger", fährt er fort, „konnte ich zugeben, daß ein status controversiae festgesetzt würde, wo es mir anheimfällt, den advocatum diaboli gewissermaßen vorzustellen, wenn man nicht zugleich die ganze Veranlassung des Streites, welcher eingeleitet werden soll, bekannt machte. Es war höchst wichtig für mich, daß man genau erführe, in welchem Verstande ich die Partei des Spinoza genommen hatte, und daß einzig und allein von speculativer Philosophie gegen speculative Philosophie, oder richtiger, von reiner Metaphysik gegen reine Metaphysik die Rede war." Daß in dem ersten Theile meiner Schrift unsers Briefwechsels noch gar nicht erwähnt werden, und also von Herrn Jacobi's Aufsätzen und ihrer Verständlichkeit oder Unverständlichkeit noch gar die Rede nicht sein würde, davon hatte Herr Jacobi, wie er S. 167 selbst anführet, schon den 26. Mai meine Versicherung in Händen, und wenn ihm unsere Freundinn, wie zu vermuthen, auch mein Schreiben vom 24. Mai abschriftlich mitgetheilt, so hatte er mein wiederholtes Versprechen, daß unser Streit erst in dem zweiten Theile vorkommen sollte, und ich konnte diesem Versprechen ohne offenbare Falschheit nicht zuwiderhandeln. Meine Morgenstunden sind nunmehr heraus, und man sieht, daß

nichts von Dem geschehen, was Herr Jacobi befürchtet hat. Wo habe ich gesagt, daß ich öffentlich zeigen wolle, woran es liege, daß mir Manches in seinen Schriften schlechterdings unverständlich sei u. s. w.? Wie Herr Jacobi S. 175 selbst meine Worte anführet, habe ich bloß geschrieben: Wenigstens würde es sich zeigen, woran es liege u. s. w., nämlich wenn ich den statum controversiae mit dem Pantheismus überhaupt in dem ersten Theile meiner Schrift nach meiner Art festgesetzt haben würde, so würde es sich zwischen uns gar bald zeigen, woran es liege. Wie richtig, oder wie unrichtig ich aber diesen statum controversiae angeben würde, Dieses konnte von Herrn Jacobi's Seite ganz ohne Gefahr abgewartet werden. Noch ging es bloß den Pantheismus überhaupt, nicht Herrn Jacobi insbesondere an, der noch immer Zeit gehabt, mich und das Publicum eines Bessern zu belehren, wenn er mich auf unrechten Wegen erwischt hätte, ohne mit Bekanntmachung eines Privatbriefwechsels so vorschnell zu sein. Noch weniger konnte Herr Jacobi besorgen, ich würde ihn als Anhänger des Atheismus aufstellen. Wenn ich auch nicht versprochen hätte, unsers Streites noch gar nicht zu erwähnen, so hatte ich doch zu diesem schmählichen Verdachte noch keinen Anlaß gegeben. Was konnte mich bewegen, einen Mann, der mich nie beleidigt hatte, bei der Welt oder Nachwelt um seinen guten Leumund zu kringen? Auf der Bahn, auf welcher ich durch die Welt zu kommen suche, und deren Ende ich nun beinahe erreicht habe, wird mir Herr Jacobi sicherlich nie im Wege stehen, und wenn er mir die Schadenfreude zutraute, daß ich einem Unschuldigen ein Bein unterschlagen könnte, um mich an seinem Falle zu belustigen, so mußte er meinen Umgang und meinen Briefwechsel nicht suchen.

Von einer andern Seite, wenn es denn, wie Herr Jacobi meint, so wichtig ist, ob und unter welcher Gestalt man die Partei des Spinoza übernehme, und seine Lehren zu vertheidigen suche, warum erlaubt er sich denn, unsern Freund Lessing so geradezu als advocatum diaboli, wie er es nennt, aufzustellen, einen Verstorbenen zu verunglimpfen, der sich nicht mehr vertheidigen kann, und wider welchen er keine andere Beweise, als mündliches Gespräch, und keine andere Zeugen, als seine eigene Person, aufzubringen im Stande ist?

Mit einem Worte, ich kann mich in die praktischen Grundsätze des Herrn Jacobi eben so wenig, als in seine theoretischen

finden. Ich glaube, es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir aus einander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr (S. 213) mit Worten aus dem frommen, engelreinen Munde Lavater's.

Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen oder fallen; oder vielmehr, da wir Alle, wie Herr Jacobi sagt, im Glauben geboren sind, so kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Wortes, nicht in Glauben an Lehre und Meinung, sondern in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften Gottes bestehet. Ich setze das volle, uneingeschränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem Menschen die Kräfte habe verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen, und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie mir diese Kräfte habe verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß Jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will. — So viel, was mich angeht.

Was unsern Freund Lessing betrifft, so fällt sein Schicksal am Ende auch nicht so hart aus, als man es Anfangs hätte vermuthen sollen. Herr Jacobi weiset ihm eine Gesellschaft an, in welcher er sich nicht übel befinden mag. Nach einem Papiere, welches er S. 170 mittheilet, erklärt er zwar, Spinozismus sei Atheismus; allein die Philosophie eines Leibnitz und Wolf ist ihm nicht minder fatalistisch, als die Spinozistische, und führt, wie er sagt, den unablässigen Forscher zu den Grundsätzen der letztern zurück. Endlich soll, wie er hinzu thut, jeder Weg der Demonstration in dem Fatalismus ausgehen.

Schwerlich wird der Geist Lessing's, der sonst sich in dem Umgange mit jenen Verworfenen so sehr gefiel, noch jetzt in ihrer Gesellschaft Langeweile befürchten. Er kehre also besänftiget in die stillen Wohnungen des Friedens zurück, in die Arme der Männer, die so, wie er, den Weg der Demonstration gegangen sind, und so, wie er, ihrer Vernunft auch etwas zugetrauet haben.

Schreiben

an den

Herrn Diaconus Lavater zu Zürich

von

Moses Mendelssohn.

Verehrungswerther Menschenfreund!

Sie haben für gut befunden, des Herrn Bonnet's Untersuchung der Beweise für das Christenthum, die Sie aus dem Französischen übersetzt, mir zuzueignen, und in der Zuschrift mich vor den Augen des Publicums auf die allerfeierlichste Weise zu beschwören: „diese Schrift zu widerlegen, wofern ich die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finde; dafern ich aber dieselbe richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich thun heißen, — was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte"; d. i. die Religion meiner Väter zu verlassen, und mich zu derjenigen zu bekennen, die Herr Bonnet vertheidiget. Denn sicherlich, wenn ich auch sonst kriechend genug dächte, die Klugheit der Wahrheitsliebe und Redlichkeit das Gegengewicht halten zu lassen, so würde ich sie doch hier in diesem Falle alle drei in derselben Schale antreffen.

Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche, menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Ich würde keines rechtschaffenen Mannes Achtung würdig sein, wenn ich die freundschaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuschrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiederte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung.

Da Sie sich der vertraulichen Unterredung noch erinnern, die ich das Vergnügen gehabt, mit Ihnen und Ihren würdigen

Freunden auf meiner Stube zu halten, so können Sie unmöglich vergessen haben, wie oft ich das Gespräch von Religionssachen ab und auf gleichgültigere Materien zu lenken gesucht habe; wie sehr Sie und Ihre Freunde in mich dringen mußten, bevor ich es wagte, in einer Angelegenheit, die dem Herzen so wichtig ist, meine Gesinnung zu äußern. Wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorfallen würden, niemals öffentlich Gebrauch gemacht werden sollte. — Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Versprechens Schuld geben. — Wenn ich aber auf meiner Stube, unter einer geringen Anzahl würdiger Männer, von deren guten Gesinnungen ich Ursache hatte versichert zu sein, einer Erklärung so sorgfältig auszuweichen suchte, so war leicht zu erachten, daß eine öffentliche meiner Gemüthsart äußerst zuwider sein würde, und daß ich in Verlegenheit gerathen mußte, wenn die Stimme, die mich dazu auffordert, mir nicht verächtlich sein kann. Was hat Sie also bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen? — Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung einer bloßen Furchtsamkeit oder Schüchternheit zugeschrieben haben, verdient eine solche Schwachheit nicht die Nachsicht und die Verschonung eines jeden liebreichen Herzens?

Allein die Bedenklichkeit, mich in Religionsstreitigkeiten einzulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit gewesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich, von früher Jugend an, meine Ruh- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß *für mich ein glückliches Fortkommen* in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? — O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit

von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. — Ich vermeide auch über diesen Punkt eine nähere Erklärung. Wer die Verfassung kennet, in welcher wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführet, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in diesem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig, und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweiget. Was könnte mich abhalten? — Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. — Eigensinn? Trägheit? Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? — Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Ueberlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchungen aufzuopfern.

Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in Dem bestärkte, was meiner Väter ist; so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen. Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion

von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie, oder Herr Bonnet nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Erschöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt. Die Entferntheit von Ihrer Religion, die ich Ihnen und Ihren Freunden zu erkennen gegeben, hat seit der Zeit nichts abgenommen und die Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters? — Sie hätten die Bedingung nicht verschweigen sollen, die ich ausdrücklich hinzugethan habe, so hätte ich auch diese noch jetzo einräumen können. Man muß gewisse Untersuchungen irgend einmal in seinem Leben geendiget haben, um weiter zu gehen. Ich darf sagen, daß Dieses in Absicht auf die Religion schon seit etlichen Jahren von mir geschehen ist. Ich habe gelesen, verglichen, nachgedacht, und Partei ergriffen.

Und gleichwol hätte meinetwegen das Judenthum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt, und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest noch kennet, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judenthum machen mögen. Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend, und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können. Meine Religion, meine Philosophie und mein Stand im bürgerlichen Leben geben mir die wichtigsten Gründe an die Hand, alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden, und in öffentlichen Schriften nur von denen Wahrheiten zu sprechen, die allen Religionen gleich wichtig sein müssen

Nach den Grundsätzen meiner Religion soll ich Niemand, der nicht nach unserm Gesetze geboren ist, zu bekehren suchen. Dieser Geist der Bekehrung, dessen Ursprung Einige so gern der jüdischen Religion aufbürden möchten, ist derselben gleichwol

schnurstracks zuwider. Alle unsere Rabbinen lehren einmüthig, daß die schriftlichen und mündlichen Gesetze, in welchen unsere geoffenbarte Religion bestehet, nur für unsere Nation verbindlich seien. Mose hat uns das Gesetz geboten, es ist ein Erbtheil der Gemeine Jacob *). Alle übrigen Völker der Erde, glauben wir, seien von Gott angewiesen worden, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten **). Die ihren Lebenswandel nach den Gesetzen dieser Religion der Natur und der Vernunft einrichten, werden tugendhafte Männer von andern Nationen ***) genennet, und diese sind Kinder der ewigen Seligkeit ****).

Unsere Rabbinen sind so weit von aller Bekehrungssucht entfernt, daß sie uns sogar vorschreiben, einen Jeden, der sich von selbst anbietet, durch ernsthafte Gegenvorstellungen von seinem Vorsatze abzuführen. Wir sollen ihm zu bedenken geben, daß er

---

*) S. Talmud von den Synedrien, fol. 59. Majemonides von den Königen, Cap. 8. §. 10.

**) Die sieben Hauptgebote der Noachiden, welche ungefähr die wesentlichen Gesetze des Naturrechts in sich fassen: 1. Enthaltung vom Götzendienste, 2. von Gotteslästerung, 3. von Blutvergießen, 4. Blutschande und 5. fremdem Gute. Ferner 6. die Handhabung der Gerechtigkeit. Diese sollen schon dem Adam bekannt gemacht worden sein, und endlich 7. das dem Noa bekannt gemachte Verbot, von lebendigen Thieren zu essen. (Talmud vom Götzendienste fol. 64. Majemonides von den Königen, Cap. 8. §. 10.)

***) Majemonides thut die Einschränkung hinzu, wenn sie diese nicht bloß als Gesetze der Natur, sondern als von Gott außerordentlich geoffenbarte Gesetze beobachten; allein dieser Zusatz hat keine Autorität in dem Talmud.

****) Majemonides von der Buße Cap. 3. §. 5, von den Königen Cap. 8. §. 11. In einem Schreiben an Rabbi Hasdai Halevi bedienet sich dieser Lehrer folgender Ausdrücke: Was die übrigen Völker betrifft, wisse, mein Lieber! daß Gott nur auf das Herz der Menschen siehet, und die Handlungen der Menschen nach ihren Gewissen richtet; daher lehren unsere Weisen, daß die Tugendhaften von andern Nationen der ewigen Seligkeit theilhaft werden, in so weit sie sich der Erkenntniß Gottes und der Ausübung der Tugend befleißigen. Menasche Ben Israel, in seinem Traktate Mischmath Chajim, führet entscheidende Stellen aus dem Talmud, dem Sohar und andern Lehrbüchern an, die diese Lehre außer Zweifel setzen. Wir wollen keinem menschlichen Geschöpfe, sagt der Verfasser des Kosri, seinen wohlverdienten Lohn entziehen. Rabbi Jacob Hirschel, einer der gelehrtesten Rabbinen unserer Zeit, handelt hiervon ausführlich in verschiedenen von seinen Schriften.

sich durch diesen Schritt, ohne Noth, einer sehr beschwerlichen Last unterziehe, daß er in seinem jetzigen Zustande nur die Pflichten der Noachiden zu beobachten habe, um selig zu werden; sobald er aber die Religion der Israeliten annehme, so unterzöge er sich freiwillig allen strengen Gesetzen des Glaubens, und alsdenn müsse er sie beobachten, oder der Strafen gewärtig sein, die der Gesetzgeber mit derselben Uebertretung verbunden hat. Endlich sollen wir ihm auch das Elend, die Bedrängniß und die Verachtung getreulich vorstellen, in welcher die Nation gegenwärtig lebet, um ihn von einem vielleicht übereilten Schritte abzuhalten, den er in der Folge bedauern könnte*).

Die Religion meiner Väter will also nicht ausgebreitet sein. Wir sollen nicht Missionen nach beiden Indien oder nach Grönland senden, um diesen entfernten Völkern unsere Religion zu predigen. Das Letztere insbesondere, das nach den Beschreibungen, die man von ihm hat, das Gesetz der Natur leider! besser beobachtet, als wir, ist, nach unsern Religionslehren, ein beneidenswerthes Volk. Wer nach unserm Gesetze nicht geboren ist, darf auch nicht nach unserm Gesetze leben. Uns allein halten wir für verbunden, diese Gesetze zu beobachten, und Dieses kann unsern Nebenmenschen kein Aergerniß geben. Man findet unsere Meinungen ungereimt? Es ist unnöthig, darüber Streit zu erregen. Wir handeln nach unserer Ueberzeugung, und Andre mögen die Gültigkeit der Gesetze immer in Zweifel ziehen, die ihnen, nach unserm eigenen Geständnisse, nicht obliegen. Ob jene billig, verträglich, menschenfreundlich handeln, daß sie unsere Gesetze und Gebräuche so sehr verspotten, können wir ihrem eigenen Gewissen anheimstellen. Sobald wir Andere von unserer Meinung nicht überführen wollen, so ist das Streiten unnütz.

Wenn unter meinen Zeitgenossen ein Confucius oder Solon lebte, so könnte ich, nach den Grundsätzen meiner Religion, den großen Mann lieben und bewundern, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, einen Confucius oder Solon bekehren zu wollen. Bekehren? wozu? Da er nicht zu der Gemeine Jacobs gehöret, so verbinden ihn meine Religionsgesetze nicht, und über die Lehren wollten wir uns bald einverstehen. Ob ich glaubte, daß er selig werden könnte? — O! mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführet, kann in jenem

*) Majemonides von verbotenen Ehen, Cap. 13. §. 14, C. 14. §. 4.

nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieser Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könne.

Ich habe das Glück, so manchen vortrefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Wir lieben uns aufrichtig, ob wir gleich vermuthen und voraussetzen, daß wir in Glaubenssachen ganz verschiedener Meinungen sind. Ich genieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die schöne Seele! Wer da glaubet, daß außerhalb seiner Kirche keine Seligkeit zu finden sei, Dem müssen dergleichen Seufzer gar oft in der Brust aufsteigen.

Es ist zwar die natürliche Verbindlichkeit eines jeden Sterblichen, Erkenntniß und Tugend unter seinen Nebenmenschen auszubreiten, und die Vorurtheile und Irrthümer derselben nach Vermögen zu vertilgen. In dieser Betrachtung, könnte man glauben, sei es die Schuldigkeit eines jeden Menschen, die Religionsmeinungen, die er für irrig hält, öffentlich zu bestreiten. Allein nicht alle Vorurtheile sind von gleicher Schädlichkeit, und daher müssen auch nicht alle Vorurtheile, die wir bei unsern Nebenmenschen wahrzunehmen glauben, auf einerlei Weise behandelt werden. Einige sind der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unmittelbar zuwider. Ihr Einfluß auf die Sitten der Menschen ist offenbar verderblich, und man hat auch nicht einmal einen zufälligen Nutzen von ihnen zu erwarten. Diese müssen von jedem Menschenfreunde geradezu angegriffen werden. Der gerade Weg, auf sie loszugehen, ist unstreitig der beste, und jede Verzögerung durch Umwege unverantwortlich. Von dieser Art sind alle Irrthümer und Vorurtheile der Menschen, die ihre eigene und ihrer Nebenmenschen Ruhe und Zufriedenheit stören, und jeden Keim des Wahren und Guten in dem Menschen tödten, bevor er zum Ausbruche kommen kann. Von der einen Seite Fanatismus, Menschenhaß, Verfolgungsgeist, und von der andern Seite Leichtsinn, Ueppigkeit und unsittliche Freigeisterei.

Zuweilen gehören aber die Meinungen meiner Nebenmenschen, die ich nach meiner Ueberzeugung für Irrthümer halte, zu den höhern theoretischen Grundsätzen, die von dem Praktischen zu weit entfernt sind, um unmittelbar schädlich zu sein; sie machen aber, eben ihrer Allgemeinheit wegen, die Grundlagen aus, auf welchen das Volk, welches sie heget, das System seiner Sittenlehre und

Geselligkeit aufgeführt hat, und sind also zufälligerweise diesem Theile des menschlichen Geschlechts von großer Wichtigkeit geworden. Solche Lehrsätze öffentlich bestreiten, weil sie uns Vorurtheile dünken, heißt, ohne das Gebäude zu unterstützen, den Grund durchwühlen, um zu untersuchen, ob er fest und sicher ist. Wer mehr für das Wohl der Menschen, als für seinen eigenen Ruhm sorget, wird über Vorurtheile von dieser Art seine Meinung zurückhalten, sich hüten, sie geradezu und ohne die größeste Behutsamkeit anzugreifen, um nicht ein ihm verdächtiges Principium der Sittlichkeit umzustoßen, bevor seine Nebenmenschen das Wahre angenommen, das er an die Stelle setzen will.

Ich kann also gar wohl bei meinen Mitbürgern Nationalvorurtheile und irrige Religionsmeinungen zu erkennen glauben, und dennoch verbunden sein, zu schweigen, wenn diese Irrthümer weder die natürliche Religion, noch das natürliche Gesetz unmittelbar zu Grunde richten, und vielmehr zufälligerweise mit der Beförderung des Guten verknüpft sind. Es ist wahr, die Sittlichkeit unserer Handlungen verdienet diesen Namen kaum, wenn sie auf Irrthum gegründet ist, und die Beförderung des Guten muß allezeit von der Wahrheit, wenn sie erkannt wird, weit besser und sicherer erhalten werden können, als von dem Vorurtheil. Allein so lange sie nicht erkannt wird, so lange sie nicht national geworden ist, um auf den großen Haufen so mächtig wirken zu können, als das eingewurzelte Vorurtheil, muß dieses einem jeden Freunde der Tugend beinahe heilig sein.

Man ist zu dieser Bescheidenheit um so viel mehr verbunden, wenn die Nation, welche nach unserer Meinung dergleichen Irrthümer heget, sich übrigens durch Tugend und Weisheit verehrenswerth gemacht hat, und eine Menge großer Männer unter sich zählet, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts genennt zu werden verdienen. Ein so edler Theil der Menschheit muß auch da, wo ihm etwas Menschliches begegnet, mit Ehrfurcht verschont werden. Wer darf sich erkühnen, die Vortrefflichkeiten einer so erhabenen Nation aus den Augen zu setzen und sie da anzugreifen, wo er eine Schwäche bemerkt zu haben glaubet?

Dieses sind die Bewegungsgründe, die mir meine Religion und meine Philosophie an die Hand geben, Religionsstreitigkeiten sorgfältig zu vermeiden. Setzen Sie die häusliche Verfassung hinzu, in welcher ich unter meinen Nebenmenschen lebe, so werden Sie mich vollkommen rechtfertigen. Ich bin ein Mitglied eines

unterdrückten Volks, das von dem Wohlwollen der herrschenden Nation Schutz und Schirm erflehen muß, und solchen nicht allenthalben und nirgend ohne gewisse Einschränkungen erhält. Freiheiten, die jedem andern Menschenkinde nachgelassen werden, versagen sich meine Glaubensgenossen gerne und sind zufrieden, wenn sie geduldet und geschützt werden. Sie müssen es der Nation, die sie unter erträglichen Bedingungen aufnimmt, für keine geringe Wohlthat anrechnen, da ihnen in manchen Staaten sogar der Aufenthalt versagt wird. Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen! Welche Erkenntlichkeit sind meine Glaubensbrüder also nicht der herrschenden Nation schuldig, die sie in der allgemeinen Menschenliebe mit einschließt und sie ungehindert den Allmächtigen nach ihrer Väter Weise anbeten läßt? Sie genießen in dem Staate, in welchem ich lebe, hierin die anständigste Freiheit, und ihre Mitglieder sollten sich nicht scheuen, die Religion des herrschenden Theils zu bestreiten, das heißt, ihre Beschützer von der Seite anzufallen, die tugendhaften Menschen die empfindlichste sein muß?

Nach diesen Grundsätzen war ich entschlossen, jederzeit zu handeln, und ihnen zufolge Religionsstreitigkeiten mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden, wenn nicht eine außerordentliche Veranlassung mich nöthigen würde, meinen Vorsatz zu ändern. Privataufforderungen von verehrungswürdigen Männern bin ich kühn genug gewesen, mit Stillschweigen zu übergehen, und die Zunöthigung kleiner Geister, die geglaubt haben, mich meiner Religion halber öffentlich antasten zu dürfen, habe ich geglaubt, verachten zu dürfen. Allein die feierliche Beschwörung eines Lavater's nöthiget mich wenigstens, meine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halten möge.

Ich habe die Bonnet'sche, von Ihnen übersetzte Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen. Ob ich überzeugt worden sei, ist nach Dem, was ich vorhin erklärt habe, wol die Frage nicht mehr. Aber ich muß gestehen, auch in ihrer Art, als Vertheidigung der christlichen Religion, hat sie mir den Werth nicht zu haben geschienen, den Sie darauf setzen. Ich kenne Herrn Bonnet aus andern Werken als einen vortrefflichen Schriftsteller, aber ich habe so manche Vertheidigung derselben Religion, ich will nicht sagen von Engländern, von unsern deutschen Landsleuten gelesen, die

mir weit gründlicher und philosophischer geschienen, als diese Bonnet'sche, die Sie mir zu meiner Bekehrung empfehlen. Wenn ich nicht irre, so sind sogar die mehresten philosophischen Hypothesen dieses Schriftstellers auf deutschem Grund und Boden gewachsen, und der Verfasser des Essai de Psychologie selbst, dem Herr Bonnet so treulich nachfolget, hat deutschen Weltweisen beinahe Alles zu verdanken. Wo es auf philosophische Grundsätze ankömmt, darf der Deutsche selten von seinen Nachbarn borgen.

Noch sind die allgemeinen Betrachtungen, die Hr. Bonnet vorausschicket, meiner Einsicht nach, der gründlichste Theil dieses Werks. Denn die Anwendung und der Gebrauch, den er davon zur Vertheidigung seiner Religion machet, hat mir so unstatthaft, so willkürlich geschienen, daß ich einen Bonnet beinahe ganz darinnen verkannt habe. Es ist mir unangenehm, daß mein Urtheil von dem Ihrigen so sehr verschieden ausfallen muß. Mir kömmt es vor, als wenn die innere Ueberzeugung des Herrn Bonnet und ein löblicher Eifer für seine Religion den Beweisgründen Gewicht zugelegt hätte, das ein Anderer nicht darin finden kann. Seine mehresten Schlußsätze scheinen mir so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß ich mir getrauen wollte, welche Religion man will, mit denselben Gründen zu vertheidigen. Dem Verfasser selbst ist Dieses vielleicht nicht zur Last zu legen. Er kann nur für solche Leser geschrieben haben, die, wie er, überzeugt sind, und nur lesen, um sich in ihrem Glauben zu bestärken. Wenn Schriftsteller und Leser erst über das Resultat einig sind, so vertragen sie sich gar bald über die Gründe. Aber auf Sie, mein Herr! fällt billig meine Verwunderung, daß Sie diese Schrift für hinlänglich halten, einen Menschen zu überführen, der, seinen Grundsätzen nach, vom Gegentheile eingenommen sein muß. Sie können sich unmöglich in die Gedanken eines Solchen versetzt haben, der die Ueberzeugung nicht mitbringet, sondern in diesen Werken erst suchen soll. Haben Sie aber Dieses gethan, und glauben dennoch, wie Sie zu verstehen geben, daß ein Sokrates selbst die Beweisgründe des Herrn Bonnet unwiderleglich finden müsse, so ist Einer von uns sicherlich ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurtheile und der Erziehung, selbst über Solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen.

Ich habe Ihnen nunmehr die Gründe angezeigt, warum ich so sehr wünsche, niemals über Religionssachen zu streiten; ich

habe Ihnen aber auch zu erkennen gegeben, daß ich gar wohl glaube, der Bonnet'schen Schrift Etwas entgegensetzen zu können. Wenn darauf gedrungen wird, so muß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen setzen und mich entschließen, in Gegenbetrachtungen meine Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses unangenehmen Schrittes überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedsame Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Wenn Sie sich an meine Stelle setzen und die Umstände nicht aus Ihrem Gesichtspunkte, sondern aus dem meinigen betrachten, so werden Sie meiner Neigung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich möchte nicht gerne in Versuchung kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Verehrer
Moses Mendelssohn.

Berlin,
d. 12. Decbr. 1769.

Antwort

an

den Herrn Moses Mendelssohn

zu Berlin

von

Johann Caspar Lavater.

Nebst einer

Nacherinnerung

von

Moses Mendelssohn.

Verehrungswürdiger Herr!

Ich hatte mir die Freiheit genommen, Sie öffentlich aufzufordern, Herrn Bonnet's Untersuchung der Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder zu thun, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er das Wesentliche dieser Untersuchung unwiderleglich gefunden hätte.

Ich will es Ihnen nicht verhehlen, dieser Schritt, der Sie so sehr befremdet, ist beinahe allen meinen Freunden, und insonderheit den auswärtigen, vornehmlich aber dem Herrn Bonnet übereilt vorgekommen. Dieser Letztere mißbilligte ihn sehr; aber es war zu späte. Die dringende Nähe der Messe machte es mir unmöglich, mich mit meinen auswärtigen Freunden hierüber zu berathschlagen.

Sie können es wissen, theuerster Freund! (Sie geben mir das Recht, Sie so zu nennen), daß mir diese nachherigen Urtheile meiner Freunde nichts weniger als gleichgültig gewesen sind; daß ich schon vor dem Empfange Ihres gütigen Schreibens geneigt war, Sie aus der Verlegenheit, in welche ich Sie gesetzt hatte, herauszuziehen.

Ich konnte freilich das Geschehene darum noch nicht ganz bereuen, und glaube auch jetzo, nach dem Empfange Ihres Schreibens und nach den so ungleichen Urtheilen des Publikums, noch nicht Ursache zu haben, es ohne Beding zu bereuen. Ich fange aber an, einzusehen, daß ich meine Absicht auf einem andern Wege vielleicht glücklicher erreicht und Ihnen zugleich diese Verlegenheit erspart haben könnte.

Meine Absicht war nicht, Ihnen ein Glaubensbekenntniß abzunöthigen. — Sie ging nur dahin, der mir so angelegenen Sache des Christenthums, die ich vom Herrn Bonnet sehr wohl vertheidigt glaubte, einen meiner Meinung nach weit wichtigern Dienst, als die Uebersetzung dieser Schrift war, zu erweisen, indem ich Sie zu bereden hoffte, eine Untersuchung derselben vorzunehmen: eine Untersuchung, von der ich zum voraus glaubte, sie müßte viel dazu beitragen, die Wahrheit, oder Das, was ich nach meiner Ueberzeugung für Wahrheit hielt, in das helleste Licht zu setzen.

Jetzt sehe ich, daß ich diese Absicht, wenigstens für das Publikum, eher erreicht haben würde, wenn ich entweder in einem Privatschreiben Sie um Ihre Gedanken über Bonnet's Philosophie und die Anwendung derselben auf das Christenthum ersucht, oder, so ich ja einen Schritt weiter gehen wollte, die Zuschrift durchaus so eingerichtet hätte, wie sie sein müßte, wenn man die Schrift eines Philosophen einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen wollte.

Ihr gütiges Schreiben bestätigt das Urtheil meiner Freunde und überführt mich völlig davon, daß ich gefehlt habe. — Sie lassen meiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren, Sie zeigen mir aber zugleich, was für Gründe ich nicht allein hätte anhören, was für andere auf Ihrer Seite ich hätte bedenken sollen: Gründe, die Sie berechtigten, weder anzunehmen, noch öffentlich zu widerlegen; Gründe, die zu sagen Sie gar nicht verbunden wären.

Ich muß es eben darum zu meiner Vertheidigung für unzulänglich halten, meine Gründe, die mich bewogen haben, diesen Schritt zu thun, hier weitläuftig anzuführen. Sie würden wol überhaupt mein Verlangen, die Bonnet'sche Schrift von Ihnen untersucht zu sehen, bei Allen, die Sie als Philosophen kennen, rechtfertigen. Sie würden zeigen, daß Jeder, der sich genau in meinem Standorte befunden hätte, wo nicht in Verbindlichkeit, doch in die stärkste moralische Versuchung gekommen wäre, Ihnen die Untersuchung nahe ans Herz zu legen. Aber das so Dringende, das so Unbedingte meiner Aufforderung würde um der von Ihnen angeführten Gründe willen immer ein Fehler bleiben.

Freilich davon, mein edler Wahrheitsfreund, bin ich jetzt noch mehr als jemals überzeugt, daß ich mich an den rechten Mann

gewandt hätte, wenn nur meine Kühnheit nicht weiter gegangen wäre, als Ihnen diesen Theil der Bonnet'schen Philosophie, als einem Weltweisen, zur strengen gemeinnützigen Prüfung vorzulegen. Ueber die Wichtigkeit der Anwendung der Philosophie auf die Offenbarung sind wir eins. Ihnen ist nichts wichtiger, als diese Anwendung. „Sie haben Ihre Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. Die Pflicht, sie zu prüfen, haben Sie gar frühzeitig erkannt; und wenn Sie von früher Jugend an Ihre Ruhe- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet haben, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, sich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten." — O mein verehrungswürdiger Freund! Sie beschreiben mir, wider Ihre Absicht, den Mann, an den ich am liebsten wünschte mich wenden zu dürfen, um von seinen Untersuchungen Nutzen zu schöpfen, und ihm die meinen zur schärfsten Prüfung vorzulegen.

Allein ich sollte billig nicht allein bedacht haben, daß die Untersuchung der Religion Ihnen eben so wichtig vorkommen müsse, als mir; ich sollte mich außerdem auch gefragt haben: ob eben dieselbe Pflicht, welche die Untersuchung der Religion und das Bekenntniß derselben gebeut, auch in die Verbindlichkeit setze, sich in Religionsstreitigkeiten einzulassen? — Da hätte ich dann wenigstens einige von den Gründen mir vorstellen können, womit Sie mir zeigen, daß Sie hierzu nicht verbunden seien, und daß ich Sie nicht so feierlich und unbedingt hätte auffordern sollen. Und wenn mir auch diese Ihre Gründe nicht sogleich eingeleuchtet hätten, so hätte mir doch schon Das, daß wir über die Wichtigkeit der Untersuchung des Christenthums noch nicht übereingekommen waren, ein Abhaltungsgrund sein sollen.

Ich nehme also meine unbedingte Aufforderung, als eine Sache, zu welcher ich nicht hinlänglich berechtiget war, zurück, und bitte Sie vor dem ganzen Publikum aufrichtig: Verzeihen Sie mir das Allzudringende, das Fehlerhafte in meiner Zuschrift.

In der zuversichtlichen Erwartung, Sie werden meine aufrichtige Abbitte annehmen, wage ich es, Ihnen noch meine Gedanken über einige Punkte Ihres Schreibens offenherzig mitzutheilen und den Wunsch meines Herzens zu eröffnen.

Es würde mich sehr kränken, wenn Sie bloß aus Gefäl-

ligkeit, aus Menschenfreundlichkeit, den Verdacht, als ob ich gegen ein Versprechen gehandelt hätte, unterdrückten.

So, wie ich unserer Unterredung gedachte; — — Können Sie, redliche Seele, das Publikum auch nur von Ferne vermuthen lassen, daß es Uebertretung eines Versprechens, daß es ein indiscreter, Ihnen nachtheiliger Gebrauch von dieser Unterredung sei? — — Können Sie mir einen solchen Mangel von aller Klugheit zutrauen, daß ich mich einem solchen Vorwurfe würde bloßgesetzt haben, wenn ich hätte denken können, ihn zu verdienen? — — Sehr würde es mich schmerzen, wenn Ihnen, wider meine Absicht, der geringste Verdruß dadurch veranlasset werden sollte, daß ich mich nicht genugsam in Ihre Umstände gesetzt hätte. Und in diesem Falle würde ich Gott bitten, daß er alle Ihnen unangenehme Folgen meines Versehens von Ihnen abwenden möge. — — Da einmal diese Unterredung die erste Veranlassung meiner Zuschrift war, so fand ich es in dem Augenblicke, da ich sie schrieb, sehr natürlich, sehr unschuldig, derselben überhaupt zu gedenken.

Aber, daß ich bei Erwähnung Ihrer Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters meiner Religion die Bedingung verschwiegen habe, die Sie ausdrücklich hinzugethan? Das ist — — Nein, mein Freund, Unredlichkeit ist es gewiß nicht, — habe ich es merken lassen, daß diese Ihre Hochachtung unbedingt sei? Ich habe ja nicht einmal das Wort Hochachtung in meiner Zuschrift gebraucht. Ich redete nur von Achtung, nicht von religiöser, gar nicht! denn Das wäre nicht wahr gewesen, sondern nur von philosophischer Achtung; mit Vorbedacht ließ ich dieses Wort sowol als das Wort moralischen aus einander setzen. Gerade vorher gehen die Ausdrücke: Bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christenthum. — Konnte nun der billige*) Leser nicht gleich merken, daß freilich Ihre Achtung nicht ohne Bedingung, daß sie gar sehr eingeschränkt, und nichts weniger als religiös sei? — Deutlicher hätte ich mich ausdrücken können.

---

*) „Die kleinste Wendung, die man meinen Worten gibt, läßt auf meine Gesinnung ein falsches Licht fallen, in welchem ich sie mit gutem Gewissen nicht kann erscheinen lassen." Dies sagt Herr Moses unbilligen Recensenten. Ich finde es sehr nöthig, dies allen Lesern für ihn und für mich zu wiederholen.

Jetzt sehe ich, daß ich es wirklich hätte thun sollen: so sehr ich vielleicht auch zu besorgen gehabt hätte, daß Sie mich alsdann des Nichthaltens meines Versprechens erinnert haben würden.

Ich würde mich eines Mißtrauens gegen das edel gesinnteste Herz schuldig machen, wenn ich glaubte, daß Sie nach einer solchen Erklärung diese Hinweglassung noch für vorsätzlich oder unmoralisch halten könnten. Wo ich nicht irre, so war die Aeußerung Ihrer Achtung für den Stifter meiner Religion mit folgender großen Bedingung verknüpft: „Wenn Er sich die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebührt, nicht angemaßt hätte!" Setzen Sie es hinzu, wenn es eine andere ist.

Sie verwundern sich, mein verehrenswürdiger Herr, daß ich die Bonnet'sche Schrift für hinlänglich gehalten habe, Sie zu überführen. — Freilich könnte mich meine eigene Ueberzeugung von der Göttlichkeit meiner Religion in Abwägung der Beweise meines Verfassers blenden. Ich habe sie vielleicht stärker gefunden, als sie sind, vielleicht stärker, als er, dieser bescheidene Philosoph, sie selbst glaubt, (denn gewiß hat er dabei nicht die Ueberzeugung von Lesern Ihrer Religion eigentlich zur Absicht gehabt); und wenn ich auch wirklich einige Lücken oder schwächere Seiten darin zu erblicken geglaubt hätte; konnten sie mir nicht von einer solchen Art zu sein scheinen, daß Sie als ein geübter Philosoph dieselben leicht würden ergänzen und dessenungeachtet das Wesentliche seiner Schlüsse unwiderleglich finden können? Ich drang offenbar nur auf die Untersuchung der Thatbeweise für das Christenthum, so wie sie Herr Bonnet abgewogen hatte. Ich sagte kein Wort von der Lehre. Nur die Geschichte wollte ich vorerst von einem unparteiischen Philosophen untersucht wissen.

Das konnte ich mir freilich gar nicht vorstellen und es ist mir jetzt noch unerklärlich, wie Sie, bei Ihrer völligen Ueberzeugung von dem Wesentlichen Ihrer Religion, sich dennoch getrauen wollten, „mit denselben Gründen, womit Bonnet das Christenthum beweiset, welche Religion man will, zu vertheidigen." —

Sie sind ganz freimüthig: Lassen Sie es mich auch sein. — In Ihrem die Bonnet'sche Schrift so tief herabsetzenden Urtheile verkenne ich den Philosophen Moses ein wenig. Ich kann mich irren; aber ich mag die Sache überlegen, wie ich will; bei

diesem so sehr absprechenden Tone, der offenbar weiter geht, als es die Absicht Ihres Schreibens zu erfordern, als es von der einen Seite bei dem Bekenntnisse zu einer geoffenbarten Religion möglich zu sein scheint, kann ich mir von der andern Seite wiederum einen Mann ohne große Vorurtheile für seine Religion nicht wohl denken.

Sie bekennen sich zu der Religion Ihrer Väter; einer dem Ansehen nach überstrengen, allgemein verachteten Religion. Sie sind von ganzem Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt! — Zu einer geoffenbarten Religion? Sie sind weit davon entfernt, in Ihrem Sinne alle Offenbarung zu verlachen, oder zu verachten — und doch muß Ihre ganze Seele eine andre Natur annehmen, wenn Sie ein Christ werden sollten. — — Ich bin nun völlig hiervon überzeugt. Es befremdet mich unaussprechlich; aber es erschreckt mich nicht sehr. — — Der größte Sachwalter des Christenthums war ehemals wenigstens eben so weit davon entfernt, als Sie immer sein können. Freilich nahm seine ganze Seele eine andre Natur an. Ein Phänomen, dessen historische Glaubwürdigkeit Ihnen schwerlich verdächtig sein kann, und dessen Erklärung aus natürlich-psychologischen Ursachen von Ihnen wol am meisten für unzulänglich erkannt werden muß — — Denn wer sollte die natürliche Unmöglichkeit, daß der erklärteste Verfolger des Christenthums auf einmal der treueste, feurigste und heldenmüthigste Verfechter desselben werden konnte, tiefer empfinden müssen, als Sie? — Sie, der ohne ein Gegner des Christenthums werden zu wollen, — von aller Verfolgungssucht unendlich entfernt, — Sie, der bei aller Fülle der edelsten, menschenfreundlichsten, erhabensten Gesinnungen gegen die Christen, so sehr diese auch zur ewigen Schande des Christenthums und der Menschheit die heiligsten Pflichten gegen Ihre Nation, die ihnen doch in mancher Absicht so ehrwürdig sein sollte, auf eine so kränkende Weise verletzen — dennoch es für moralisch unmöglich halten, jemals ein Christ zu werden? — Thatsachen und innere moralische Schönheit beider Religionen — Moses und Christus — die zehn Gebote und die Bergpredigt, die Propheten und Apostel — die Entfernung und die Beschaffenheit des beiderseitigen Zeitalters — die mehr oder weniger unterbrochene Folge von Zeugen und schriftlichen oder andern Monumenten — — Alles gegen einander abgewogen —

— Ich lege die Hand auf den Mund. — — Möchte ich so glücklich sein, die philosophischen Gründe zu wissen, auf welche Sie die Göttlichkeit der jüdischen Religion stützen! — welch ein undurchdringliches Räthsel. Ihr unabgefordertes Glaubensbekenntniß, worin ich nach meiner Einfalt unmöglich die mindeste Zweideutigkeit vermuthen darf, und Ihre noch um nichts verminderte Entferntheit von meiner Religion würde sich mir dadurch auflösen!

Nöthigen will ich Sie freilich nicht, redlicher Wahrheitsfreund, (denn ich habe kein Recht dazu) Bonneten oder das Christenthum zu widerlegen, oder zu sagen, warum Sie ein Jude und kein Christ sind? — Aber sagen muß ich, was ich schon zu verstehen gegeben habe: Ich halte die wesentlichen Argumentationen in Ansehung der Thatbeweise für das Christenthum für unwiderleglich; und sagen darf ich, daß ich die Wahrheit so sehr liebe, daß mich alle Anhänglichkeit an meine Religion nicht abhalten würde, sie zu verlassen, wofern man mir die Falschheit derselben aufdecken, oder mich auch nur überführen könnte, daß die moralischen und Thatbeweise für die Göttlichkeit der Sendung Jesu weniger logischen Werth hätten, als die Beweise, auf welche Sie die Göttlichkeit der Sendung Moses und der Propheten gründen. — In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben: aber Gott bedarf keiner Nachsicht. Ich mag die Religion nicht, und wenn sie noch so schöne Seiten hätte, die sich in dem erhabensten Sinne für göttlich ausgäbe, und doch beim Lichte einer durchaus unparteiischen Untersuchung nichts als feiner Betrug wäre, und wenn dieser Betrug auch aus den heiligsten Absichten herzufließen schiene.

Doch, ich entsinne mich, daß Ihr Urtheil, welches mich diese Gesinnungen zu äußern veranlaßt, freilich nicht auf alle und jede Beweise für das Christenthum, sondern nur auf den Bonnet'schen geht, von welchem Sie glauben, daß er vielen andern Vertheidigungen meiner Religion nachzusetzen sei. Da ich aber immer noch Ursache zu haben glaube, meinen Verfasser unter die vornehmsten Vertheidiger des Christenthums zu zählen; da mir unter allen, die ich gelesen, keiner bekannt ist, der die Regeln einer gesunden Logik mehr befolgt, die Ausführung seiner Beweise interessanter gemacht, sie besser verbunden und genauer bestimmt hätte, so wäre mir wirklich sehr viel daran gelegen, die Gründe zu

wissen, aus welchen dies Ihr Urtheil hergeflossen ist. Die Kenntniß und Untersuchung derselben müßte mir allemal sehr nützlich sein; auch wenn ich mich dahin gebracht sähe, einige bisher für wahr gehaltene Beweisgründe meines Glaubens aufzugeben. Ich würde es immer für einen Dienst, eine Wohlthat halten, die den ganzen Dank meines Herzens verdiente, wenn man mir die Schwäche eines Beweises für meine Religion aufdeckte: was helfen mir Stützen, auf die ich mich nicht mit völliger Sicherheit lehnen kann?

Was soll ich aber nun thun? — Sie sagen, daß Sie keine Verbindlichkeit haben, sich in Religionsstreitigkeiten einzulassen, weder um Ihre eigene auszubreiten, noch um Andre von dem Ungrunde der ihren zu überführen. Unter Ihren Gründen haben mich die am stärksten zu sein bedünkt, die von der Natur Ihrer Religion hergenommen sind. Ich kann es begreifen, selbst nach meiner Idee von dem Judenthum, die ich mir aus unserer gemeinschaftlichen Offenbarung mache, daß die jüdische Religion und Kirche nicht weiter ausgebreitet sein wolle, als über die Nachkommen Israels; daß folglich der Geist der Bekehrung hier nicht statt finde. Von dem Christenthum hingegen muß ich umgekehrt denken. Dieses soll, seiner Natur nach, eine allgemeine, für alle Nationen gleich passende Religion sein. Ich als Christ glaube also die stärkste, obgleich von vielen meiner Brüder verkannte Verbindlichkeit zu haben, die Ehre meines Herrn und Meisters und die Wahrheit seiner Religion auf alle vernünftige und der Natur der Sache gemäße Weise auszubreiten und von jedem schädlichen Vorurtheile zu befreien.

Ob ich nun gleich um jenes Grundes und zum Theil auch um der andern Gründe willen die Unschicklichkeit einer Aufforderung in diesem Falle einsehe, so kann ich doch nicht umhin, mein Herr, Sie zu bitten, zur Beförderung der Ihnen und mir so theuren Wahrheit zu bitten, daß Sie doch mit Ihrer besten Muße, und wenn keine wichtigern Gründe, die weder das Publikum, noch ich wissen dürfen, Sie davon abhalten, wenigstens mir insbesondere (wofern Sie es nicht lieber öffentlich thun wollen) sagen möchten, worin die Bonnet'sche Untersuchung wider die Logik verstoßen hat. Lassen Sie doch Ihre Gegenbetrachtungen, sie mögen bloß gegen den Bonnet'schen Beweis, oder auch, welches ich noch mehr wünschte, gegen die von ihm vertheidigte Sache selbst gerichtet sein, nicht ganz, wenigstens für

mich nicht, auf die Erde fallen. Sollten Sie die Gefälligkeit gegen mich haben, hierüber mit mir in eine freundschaftliche Privatcorrespondenz zu treten, so käme es dann auf unser beiderseitiges Gutbefinden an, dieselbe entweder ganz oder nur das Resultat davon etwa einmal öffentlich bekannt zu machen. Das weiß ich gewiß, Ihre Gegenbetrachtungen würden so philosophisch und mit einem so ruhigen Geiste geschrieben sein; sie würden so wenig das Ansehen einer Streitschrift haben, daß dabei niemals der schwächste Verdacht eines feindseligen Anfalls gegen das Heiligste der Nation, unter deren Schutze Sie stehen, statt haben könnte. Ihr Schreiben an mich (erlauben Sie es mir zu sagen) läßt gar keine Besorgniß zu, daß Sie so leicht die Schranken der philosophischen Ernsthaftigkeit und Unparteilichkeit überschreiten möchten.

Mit aufrichtigem Danke nehme ich auch diejenigen Stellen Ihres Schreibens an, die mich in den Stand setzen, an Ihnen und Ihrer Denkungsart das reinere Judenthum und die in Ihren bessern rabbinischen Schriften herrschende Denkungsart richtig erkennen und beurtheilen zu lernen. Sie haben mich recht begierig gemacht, noch mehr davon zu wissen. Vielleicht dürfte eine Anzeige der gründlichsten Schriften, die Ihre Nation aufzuweisen hat, manchem uneingenommenen Christen bessere Begriffe von dem Stamme beibringen, in welchem wir uns rühmen, eingepfropft zu sein. Vielleicht würde die Kenntniß des besten Systems vom Judenthume manchen Stein des Anstoßes, der zwischen demselben und dem Christenthum liegt, aus dem Wege zu heben anfangen. Sollte meine sonst übereilte Aufforderung und Ihr fürtreffliches Schreiben auch nur ein zufälliger Anlaß hierzu sein — Sagen Sie, theuerster Freund, würde dann nicht die unangenehme Situation, in die ich Sie wider meine Absicht setzte, sich in eine recht angenehme verwandeln? Ich wenigstens könnte es dann nicht mehr sehr bedauern, daß ich mit meinem gutmeinenden Ansuchen dem denkenden Publikum dies Ihr Schreiben zuwege gebracht.

Lassen Sie es mich zur Ehre der Wahrheit heraussagen; ich finde in Ihrem Schreiben Gesinnungen, die ich mehr als verehre, die mir Thränen aus den Augen gelocket haben; Gesinnungen, die mir aufs neue — Verzeihen Sie mir meine Schwachheit — den Wunsch abnöthigten: Wollte Gott, daß Sie ein Christ wären! — Nicht, als ob ich auch nur im Geringsten

daran zweifelte, daß der Israelite, dem der Allwissende das Zeugniß der Redlichkeit geben muß, das ich Ihnen in meiner Zuschrift gegeben, in seinen Augen nicht eben so achtungswürdig sei, als der redliche Christ. Nein, Gott sieht keine Person an, so lehrt mich auch mein Evangelium; aus allem Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Ueberdies führen uns unsere gemeinschaftliche Philosophie und Offenbarung auf Stufen der Seligkeit in dem zukünftigen Leben. Das Maaß der Glückseligkeit, lehren Sie, werde bei allen vernünftigen Wesen dem Maaße ihrer moralischen Receptivität gleich sein. Nach meinen Begriffen nun kann der Christ die höchste Stufe dieser moralischen Fähigkeit am Leichtesten und Geschwindesten erreichen; und sollten Sie es mir nicht gern verzeihen, daß mich diese ebenfalls in meiner Natur tief eingegrabene Ueberzeugung angetrieben hat und noch antreibt, von ganzer Seele zu wünschen, daß Sie den kürzesten Weg zur höchsten Tugend und Seligkeit betreten möchten?

Noch sehr Vieles möchte Ihnen mein Herz sagen, das mit der Ruhe der Unschuld und des guten Gewissens und mit dem Vergnügen der Freundschaft und der Zärtlichkeit an Sie denkt! — Aber nun genug vor dem Publikum! wir wollen den Vorhang einmal fallen lassen, und keinen Anlaß zu weitern Verdrehungen und Parteilichkeiten geben, worunter Sie, aller Ihrer Vorsicht und Sorgfalt ungeachtet, zu meiner nicht geringen Kränkung bereits haben leiden müssen. — Uns ist es um Wahrheit zu thun, nicht um die Befriedigung der Parteisucht. Die Wahrheit ist eine zu heilige Sache, als daß wir sie, bloß zur Belustigung müssiger Zuschauer, mißbrauchen dürften; geschweige, daß wir sie den feinen Verdrehungen und schiefen Beurtheilungen Derer Preis geben sollten, denen die Lüge eben so viel gilt, als die Wahrheit wenn sie damit das Ansehen ihrer Partei auszuschmücken wähnen.

Ich schließe nicht nur mit neuer Empfindung der Hochachtung und zärtlichsten Zuneigung, sondern auch mit der in Ihren Augen vermuthlich vergeblichen, für mich aber eben so gewissen, als entzückenden Ueberzeugung, Sie, wo nicht jetzt, doch gewiß in der Zukunft unter den glücklichen Anbetern Desjenigen zu finden, dessen Erbtheil die Gemeine Jacob's ist, meines Herren und Meisters Jesus Christus, hochgelobt in die Ewigkeit. Amen!

Zürich, den 14ten des Februars 1770.

Johann. Caspar Lavater.

Nacherinnerung.

Herr Lavater hat die Gütigkeit gehabt, mir diese seine Antwort in Manuscript zuzuschicken, bevor er sie dem Drucke übergeben lassen. Ich erkenne in diesem Betragen seine gute Gesinnung und Freundschaft für mich. Der Inhalt seiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, seinen moralischen Charakter von der vortrefflichsten Seite. Man findet in demselben die untrüglichsten Merkmale der wahren Menschenliebe und ächten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeschminkte Rechtschaffenheit, und eine Bescheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freuet mich ungemein, daß ich den Werth dieser edelmüthigen Seele nie verkannt habe. Selbst in dem ersten Augenblicke der Empfindlichkeit habe ich die Absichten des Herrn Lavater nicht in Verdacht gehabt, so sehr es mich auch befremden mußte, das erste Schreiben, das ich von einem Gelehrten erhalte, von einer öffentlichen Aufforderung begleitet zu sehen.

Ich danke dem Herrn Lavater aufrichtig, daß er meinen Bedenklichkeiten Gerechtigkeit widerfahren läßt, und mich nicht in die Nothwendigkeit setzen will, einen Streit zu führen, der meiner Denkungsart so sehr zuwider ist. In den wenigen Erholungsstunden, die mir meine Geschäfte übrig lassen, möchte ich gerne alle Trennung, allen Zwiespalt vergessen, der jemals den Menschen zum Feinde des Menschen gemacht hat, und ich bemühe mich, alsdenn selbst die Erfahrungen, die ich etwa des Tages über davon gehabt, in meinem Gedächtnisse auszulöschen. In diesen glücklichen Stunden überlasse ich mich gerne der freien, ungetheilten Empfindung des Herzens, die ich mit dem Zustande eines Streitführers noch nicht zu vereinigen weiß. Ich bin so

wenig im moralischen, als im physischen Verstande zum Athleten geboren.

Ueberschwengliche Gütigkeit aber ist es, wenn Herr Lavater mich öffentlich um Verzeihung bittet. Er mich? Warum? Ich bezeuge nochmals, daß ich mich nie von ihm für beleidiget gehalten. Das Allzudringende, wie es Herr Lavater nennet, und Fehlerhafte in seiner Zueignungsschrift kann höchstens einer zu voreiligen Wahrheitsliebe zugeschrieben werden, und diese führet ihre Verzeihung schon mit sich.

Den Verdacht, als ob er wider sein Versprechen gehandelt hätte, habe ich nicht aus Gefälligkeit oder Menschenfreundschaft unterdrücken, sondern, um nicht ungerecht zu sein, mit der Ungewißheit ausdrücken wollen, mit welcher ich mich damals des Versprechens erinnerte. Es fiel mir nur überhaupt bei, daß bei der Gelegenheit versprochen worden, ohne mich deutlich der Worte, ja ohne mich zu erinnern, ob Herr Lavater oder irgend einer von seinen Freunden, die an der Unterredung Theil nahmen, dieses Versprechen gethan habe. Ich konnte also die Beschuldigung selbst nicht gewisser vorstellen, als mir der Grund derselben war, und nunmehr freue ich mich, sie ganz zurücknehmen zu können. Die Rede war bloß, wie ich dem Herrn Lavater aufrichtig glaube, von einem indiscreten, mir nachtheiligen Gebrauche, und ich bin völlig versichert, daß Herr Lavater weder einen indiscreten, noch einen mir nachtheiligen Gebrauch davon zu machen geglaubt hat.

Was die Bonnet'sche Schrift betrifft, so muß ich bekennen: daß mein Urtheil von derselben sich bloß auf den Gebrauch beziehet, zu welchem sie mir von dem Herrn Lavater empfohlen wurde. Ich hätte freilich voraussetzen können, daß Herr Bonnet gar die Absicht nicht gehabt, irgend eine andere Religionspartei, am wenigsten das Judenthum, durch seine Untersuchungen zu widerlegen, daß er bloß den wohlthätigen Vorsatz gefaßt, die Zweifler und Schwachgläubigen seiner eigenen Kirche, die sich durch eine seichte Scheinphilosophie haben verführen lassen, Religion, Vorsehung, Unsterblichkeit, Auferstehung und Vergeltung als ungereimten Aberglauben zu verspotten, durch eine bessere Philosophie auf den Weg zurück zu führen. In diesem Lichte hätte ich das Werk des Herrn Bonnet betrachten können, um von seinem Werthe ein günstigeres Urtheil zu fällen.

Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt. Da ich von derselben ausging, und ich nicht wußte, daß der Verfasser den Schritt des Uebersetzers gemißbilligt habe, so las ich das ganze Werk, als wenn es wider mich und meine Glaubensgenossen geschrieben wäre, und in diesem Gesichtspunkte mußte mir die Anwendung und der Gebrauch, den Herr Bonnet von den philosophischen Grundsätzen machet, schwankend und willkürlich scheinen, und ich konnte mit Recht sagen, ich wollte mich unterstehen, auf dieselbe Weise, welche Religion man wollte, zu vertheidigen.

Diese Behauptung befremdet den Herrn Lavater; er weiß nicht, wie es möglich sei, sie von der einen Seite mit dem Bekenntnisse zu einer geoffenbarten Religion zu reimen, und von der andern Seite kann er sich dabei einen Mann, ohne große Vorurtheile für seine Religion, nicht wohl denken.

Ob ich Vorurtheile für meine Religion habe, kann ich selbst nicht entscheiden, so wenig ich wissen kann, ob mein Odem einen üblen Geruch habe. Aber daß meine Behauptung dem Bekenntnisse meiner geoffenbarten Religion nicht widerspricht, davon bin ich völlig überzeugt. Ich will nur einen einzigen Punkt zum Beispiel anführen.

Herr Bonnet machet Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und hält dafür, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, sei seine göttliche Sendung nicht mehr in Zweifel zu ziehen. Und nunmehr beweiset er in der That, nach einer sehr gesunden Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthielten, und daß Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können.

Nach meinen Religionslehren aber sind alle Wunderwerke kein Unterscheidungszeichen der Wahrheit, und geben von der göttlichen Sendung des Propheten auch keine moralische Gewißheit. Nur die öffentliche Gesetzgebung konnte nach unsrer Lehre befriedigende Gewißheit geben, weil hier kein Creditiv des Gesandten nöthig war, indem die gesammte Nation den göttlichen Auftrag mit ihren Ohren vernommen hat. Hier sollten nicht Wahrheiten durch Thathandlungen, nicht Lehren durch Wunderwerke bestätigt werden, sondern man sollte glauben, die göttliche Erscheinung habe diesen Propheten zu ihrem Gesandten ernennt, weil Jedermann diese Ernennung selbst gehört hat. Daher es

auch heißt (2 Mos. 19, 9): Und der Herr sprach zu Mose, siehe, ich will zu Dir kommen in einer dicken Wolke, damit das Volk höre, daß ich mit dir rede, und auch dir glaube ewiglich; und an einem andern Orte (das. 3, 12): dieses wird dir zum Beweise dienen, daß ich dich gesendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt hast, sollt ihr Gott anbeten auf diesem Berge. Nicht auf Wunderwerke also, auf die Gesetzgebung gründet sich unser Glaube an eine Offenbarung. Die Vorschrift (5 Mos. 18, 15.), einem wunderthätigen Propheten zu gehorchen, ist nach der Lehre unsrer Rabbinen ein bloß positives Gesetz, das sich nicht auf die innere Beweiseskraft der Wunder, sondern auf den Willen des Gesetzgebers gründet; so wie uns ein positives Gesetz befiehlt, in Rechtsfällen auf die Aussagen zweener Zeugen zu entscheiden (5 Mos. 17, 6.), ohne deswegen diese Aussage für untrüglich zu halten. Mit einem Worte, der Glaube an Wunderwerke gründet sich nach der Lehre der Rabbinen bloß auf das Gesetz, und setzet die Wahrheit und Unumstößlichkeit des Gesetzes voraus. — Wer mehrern Unterricht von dieser jüdischen Grundlehre zu haben wünschet, lese nach Majemonides von den Grundlehren des Gesetzes C. 8. 9. 10. und eine ausführliche Erläuterung von dieser Stelle des Majemonides, in R. Joseph Albo Sepher Ikkarim, Abschn. I. C. 18.

Ich finde auch entscheidende Stellen im alten und sogar im neuen Testament, daß Verführer und falsche Propheten gar wohl Wunder thun können *). Ob durch Zauberei, geheime Künste, oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu gutem Gebrauche verliehenen Gabe, getraue ich mir nicht zu entscheiden. So viel scheinet mir unwidersprechlich, daß nach den klaren Worten der Schrift Wunderwerke für kein untrügliches Merkmal der göttlichen Sendung gehalten werden können.

Ich konnte also gar wohl nach meiner Ueberzeugung sagen, daß eine Argumentation, die sich auf die untrügliche Beweises-

---

*) Was läßt sich z. B. wider die egyptischen Zauberer sagen? Im alten Testament (5 M. B. 2 u. f.) wird der Fall angegeben, in welchem man einem Propheten oder Träumer, wenn er auch Zeichen und Wunder thut, nicht gehorchen, sondern vielmehr ihn umbringen soll. Im neuen Testament heißt es ausdrücklich: Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, u. s. w. (Matth. C. 24 V. 24), anderer Stellen nicht zu gedenken.

kraft der Wunderwerke gründe, wider meine Glaubensgenossen gar nichts entscheide, weil wir diese Untrüglichkeit nicht eingestehen. Ich konnte nach meinen jüdischen Grundsätzen gar wohl sagen, daß ich mit derselben Art zu schließen, welche Religion man will, vertheidigen wollte; weil ich keine Religionspartei kenne, die nicht Zeugnisse von Wunderwerken aufzuweisen hat, und ein Jeder das Recht haben muß, seine Väter für glaubwürdig zu halten. Eine jede Offenbarung wird durch Ueberlieferung und Monumente fortgepflanzt; hierin kommen wir überein. Aber nach den Grundsätzen meiner Religion wird die Quelle der Tradition eine öffentliche Gesetzgebung, nicht bloß Wunderwerke sein müssen.

Man siehet hieraus, daß meine Herrn Lavater so befremdende Behauptung sich nicht nur mit dem Bekenntnisse zu einer Offenbarung verträgt, sondern sogar aus den Grundsätzen meiner Religion folge. Der Israelit hat nach israelitischen Grundsätzen gesprochen. Wie konnte ich anders, so lange ich glaubte, Herr Bonnet habe die Grundsätze der Israeliten widerlegen wollen? Nunmehr ich aber weiß, daß dieser vortreffliche Schriftsteller bloß die Ungläubigen seiner Kirche hat widerlegen und zeigen wollen, daß die von ihnen verspotteten Lehren sich weit mehr mit der gesunden Vernunft vertragen, als ihr leichtsinniger Aberwitz, so fallen allerdings viele von den Schwierigkeiten, die mir bei Durchlesung der deutschen Uebersetzung aufgestoßen sind, von selbst hinweg, und ich erkenne, daß das Werk nach seiner Absicht wichtiger und des Herrn Bonnets würdiger ist, als ich mir es habe vorstellen können.

Ich habe in meinem Schreiben an Herrn Lavater gesagt: wo ich nicht irre, so sind die mehresten Hypothesen des Herrn Bonnet auf deutschem Grund und Boden gewachsen. Meine Freunde glauben, Mancher könnte Dieses auslegen, als wenn ich diesen Weltweisen des Plagiats beschuldigen wollte — so viel ich sehen kann, nicht ohne meine Worte gewaltsamer Weise zu verdrehen und zu mißbrauchen. Herr Bonnet ist einer der vortrefflichsten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, dessen Schriften ich mit Nutzen und Vergnügen lese, und dessen moralischen Charakter ich verehre. Ich würde mir es nie vergeben, wenn mir eine so gehässige Beschuldigung wider ihn, auch nur indirekte, entfahren wäre. Ueberhaupt bin ich jederzeit der Meinung gewesen, daß man vornehmlich in metaphysischen Dingen über das

Verdienst der Erfindung nicht vorsichtig genug urtheilen könne, und daß die Beschuldigung des Plagiats in dieser Wissenschaft desto verhaßter sei, je schwerer sie erweislich zu machen ist. Neue metaphysische Wahrheiten sind, wenn man will, seit Jahrhunderten nicht erfunden worden. Die wichtigsten Punkte der menschlichen Erkenntniß, die untersucht zu werden verdienen, sind schon so vielfältig untersucht und von so verschiedenen Seiten betrachtet worden, daß man, etwas ganz Neues zu sagen, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie schon ein alter Weltweiser sich beklagt, soll das Ungereimte selbst, bereits zu seiner Zeit, von noch älteren Weltweisen erschöpft gewesen sein. Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Lehren gefunden, oder finden wollen? Er selbst hat selten Etwas behauptet, ohne es (aus übertriebener Bescheidenheit, oder weil Gelehrsamkeit bei ihm so viel galt, als Genie?) irgend einem Alten zuzuschreiben. Wenn er aber auch Dieses nicht gethan hätte, wer kann sich unterstehen, ihn des Plagiats zu beschuldigen?

Wer in dem speculativen Theile der Weltweisheit die Begriffe aufheitert, die Wahrheiten aus einem vortheilhaften Gesichtspunkte zeigt, mit anderen wichtigen Wahrheiten in Verbindung bringt; wer, wie Herr Bonnet, den glücklichsten Beobachtungsgeist mit der Speculation verbindet, und dadurch den langsamen, aber sichern Menschenverstand auf die steilsten Anhöhen des Genies zu führen weiß, Dem kann, ohne Ungerechtigkeit, das Verdienst der Erfindung nicht ganz abgesprochen werden. Mir ist niemals in den Sinn gekommen, dem Herrn Bonnet dieses Verdienst streitig machen zu wollen. Meine Absicht war bloß, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn Lavater zu verstehen zu geben, daß die philosophischen Grundsätze, auf die Herr Bonnet bauet, einem Deutschen nicht mehr neu sind, daß nach dem Leibnitz, die Monadisten alle, und vornehmlich Hansch, Bülfinger, Cranz, Baumgarten, durch subtile Speculationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet. Einem Manne, wie Herrn Bonnet, würde man es nicht verdenken können, wenn er diese deutsche Metaphysiken niemals gelesen hätte. Der einzige Leibnitz mußte ihm bekannt sein, und dieser Ehre Deutschlands läßt der Palingenesist alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Seine Nachfolger sind außerhalb Deutschlands noch so bekannt nicht, als sie zu sein verdienen. Allein von einem Deutschen

konnte Herr Lavater sicher voraussetzen, daß er seine Landsleute werde gelesen haben.

Verschiedene Stellen in Herrn Lavater's Antwort bestätigen mich in dem Vorsatze, über dergleichen Materien nie öffentlich Disput zu führen. Er findet in meinem Bekenntnisse Vieles, das ihm befremdlich, räthselhaft, unbegreiflich scheinet. Ich kann ihm Dieses glauben; denn ich sehe, daß ich mich in das Seinige eben so wenig finden kann. So nahe wir uns kommen dürften, wenn von Sitten und Handlungen die Rede ist, so weit sind wir noch von einander entfernt, wenn es auf Dogmata ankömmt. Ich fürchte, wir würden noch weit zurück gehen müssen, bevor wir auf den Punkt kämen, in welchem wir übereinstimmen, und von welchem wir ausgehen könnten. Die Urtheilskraft des Menschen richtet sich so sehr nach gewohnten Begriffen, vorgefaßten Meinungen und anerzogenen Grundsätzen, daß zwei Menschen, wie Herr Lavater und ich, die nach so entgegengesetzten Grundsätzen erzogen und unterrichtet worden sind, in vielen Urtheilen und Meinungen ganz ungleich gestimmt sein müssen. In einer Materie, die so sehr verwickelt ist, und das Herz so nahe angehet, kann die Vernunft durch den leichtesten Schwung aus dem Gleise gehoben werden, und alsdenn führet sie von dem rechten Wege desto mehr ab, je wackerer sie ist. Die Pflicht des Weltweisen ist, diese Gefahr zu erkennen, und für sich so gut, als für seinen Nebenmenschen zu fürchten. Er muß deßwegen in seine Ueberzeugung nicht immer Zweifel setzen; sondern wenn er mit Vernunft gezweifelt, und seinem besten Wissen nach Gewißheit erlangt hat, so muß er sich beruhigen, das Erforschte sich nicht durch Wankelmuth entschlüpfen lassen, und in seinen Untersuchungen fortschreiten. Aber er muß nie aus der Acht lassen, daß Dieses nur *seine* Meinung sei, und daß andre vernünftige Geschöpfe, die von einem andern Punkte ausgegangen, und einem andern Leitfaden gefolgt sind, ganz entgegengesetzter Meinungen sein können.

Diese Gesinnungen habe ich seit vielen Jahren angenommen, und daher zwischen Dogmatiker und Skeptiker eine Art von Mittel zu halten gesucht. Dogmatisch, in dem strengsten Verstande, in Absicht auf mich, habe ich, was die wichtigsten Punkte der Religion und Sittenlehre betrifft, meine Partei genommen, und stehe unverrückt auf der Seite, wo ich die meiste Wahrheit zu finden glaube; aber eben so skeptisch, wenn ich meinen Näch-

sten richten soll. Ich räume einem Jeden das Recht ein, das ich mir anmaße, und setze das größte Mißtrauen in meine Kräfte, irgend jemanden, der auch Partei genommen hat, von meiner Meinung überführen zu können. Es kann mir also nicht anders, als sehr angenehm sein, daß Herr Lavater zufrieden ist, den öffentlichen Briefwechsel hiermit zu beschließen.

Warum sollten wir auch das Publikum zu Zeugen von solchen Erörterungen machen? Es ist weder Herrn Lavater noch mir anständig, durch öffentliche Auftritte dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Schwachen ein Aergerniß, und dem Verächter des Wahren und Guten Gelegenheit zu einem boshaften Vergnügen zu geben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen und annehmen, nicht ausgebreitet genug, daß man der guten Sache von einer öffentlichen Erörterung der zwischen uns noch streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnte. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die heiligen Wahrheiten annähmen und in Ausführung brächten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben! Der Herr Zebaoth lasse bald die glücklichen Tage erscheinen, da Niemand Böses thun, noch verletzen wird, denn die ganze Erde wird voll Erkenntniß des Herrn sein, wie Wasser des Meeres Tiefen bedecken; die Tage, von welchen es heißt: Es wird kein Mann seinen Freund lehren, noch ein Bruder den andern, und sagen: Erkenne den Herrn; denn Alle werden ihn kennen, beide Klein und Groß.

* * *

Man erlaube mir, noch Einiges hinzuzuthun, das nicht den Herrn Lavater angehet, sondern einen Mann, der aus einem ganz andern Tone mit mir spricht, als dieser sanftmüthige und bescheidene Gelehrte, den Herrn Johann Balthasar Kölbele, beider Rechte Doctor und Ehrenmitglied der königlich großbritanischen deutschen Gesellschaft in Göttingen, von dem ich so eben ein Handschreiben, nebst einem gedruckten Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterschе und Kölbelische Angelegenheiten gegen Herrn Mendelssohn, erhalte. Zuerst muß ich meine Verwunderung

über die Kölbelische Angelegenheiten gegen Mendelssohn zu erkennen geben. Ich müßte, von meiner Seite, mit dem Herrn Dr. Kölbele doch irgend in einer Verbindung stehen, wenn Er Angelegenheiten gegen mich haben sollte, und worin mag wohl diese Verbindung bestehen? Ich will mir die Freiheit nehmen, sie meinen Lesern aufrichtig zu beschreiben.

Im Jahr 1765 kam ein kleiner Roman unter dem Titel: Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihr selbst beschrieben, heraus, wozu sich Herr Kölbele in der Folge als Verfasser bekennete. Wie nicht Jeder Alles lesen kann, das in Deutschland herauskömmt, und hier und da von Recensenten gelobt wird; so blieb auch dieses Büchelchen von mir ungelesen, und ich habe erst aus einer spätern Schrift des Herrn Kölbele erfahren, daß in der Jungfer Meyern auch meiner gedacht, und von mir geurtheilt wird.

In demselben Jahre noch schrieb Herr Kölbele eine flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde, wobei zugleich die über die Berlinische Preisfrage von der metaphysischen Evidenz herausgekommene Schriften kürzlich beurtheilt werden, und schickte mir diese Abhandlung mit einem Handschreiben in französischer Sprache zu. Man siehet, daß mich diese Schrift schon etwas näher angehet, als die Begebenheiten der Jungfer Meyern, indem meine Preisschrift darin geprüft werden soll. Was mir aber der Titel nicht verrieth, war die Absicht auf meine Bekehrung, die Herr Dr. Kölbele mit einzuflechten wußte, so wenig sonst die Preisfrage der Akademie mit meiner Bekehrung gemein haben mag. Ich fand aber aus mancherlei Ursachen nicht für gut, mich mit Herrn Kölbele einzulassen, zumal da er seinen Tractat selbst eine flüchtige Vergleichung nannte, und bei mehrer Muße etwas Ausführlicheres über diese Materie versprach. Vielleicht nimmt er, dachte ich, nach einer reifern Ueberlegung selbst zurück, was ihn eine flüchtige Vergleichung hat niederschreiben lassen. Ich habe mir also die Freiheit genommen, dem Herrn Dr. Kölbele nicht zu antworten.

Als meine Gespräche von der Unsterblichkeit der Seele unter dem Titel Phädon erschienen, versprach Herr Kölbele im Meßcatalogus einen Antiphädon, und in seinen Pflichten des

christlichen Dichters*) wird in der Vorrede der Antiphädon nochmals versprochen, jedoch aber hinzugethan, daß er so bald noch nicht fertig sein werde. — Alle diese Schritte sind von Seiten des Herrn Dr. Kölbele geschehen, mich zu einem öffentlichen Streite zu reizen, und wer weiß, ob ihrer nicht noch mehrere geschehen sind, die ich nicht gewahr worden bin. — Wie ich aber überhaupt Streitigkeiten nicht liebe, und insbesondere mit Herrn Dr. Kölbele am wenigsten Streitigkeiten führen möchte; so habe ich die Gelegenheit sorgfältig vermieden, mit diesem Gelehrten in Brief- oder Streitwechsel zu gerathen. Ich habe ihm also niemals geantwortet.

Und nunmehr frage ich, was Herr Kölbele für Angelegenheiten gegen mich hat? Was ihn berechtiget, sich zwischen Herrn Lavater und mich einzudrängen? Und was ihn bewegen kann, einen Unbekannten, der keine Lust bezeuget, sich mit Ihm in Briefwechsel einzulassen, mit seinen Zuschriften zu verfolgen?

Sicherlich, durch unanständige Begegnung wird Er keine Antwort von mir erpressen. Herr Kölbele weiß so Vieles von meinen Privatumständen zu erzählen, daß der Leser sich wundern muß, wo er zu diesen geheimen Nachrichten kommt, aus welchem Grunde er sich danach erkundiget hat, und mit welchem Rechte er sie mir so öffentlich vorrechnen darf. — S. 8: „übersiehet „ein Rabbi einem Mendelssohn und seinen Freunden die Nach„lässigkeit gegen Talmudistengebräuche." — Wohl uns, daß unsere Rabbinen duldender sind, als Herr Dr. Kölbele! Oder meinet er, es habe nur an Anklägern gefehlt?

S. 10 weiß Herr Kölbele jedoch, nicht in seinem Namen, nur nach der Möglichkeit, die sich ein Weltkenner vorstellet, die zeitlichen Vortheile herzuzählen, die mich an meine Religion fesseln. „Eine gute Besoldung als Comtoirschreiber bei „reichen Juden, so manche Nebenvortheile der Comtoirschreiber" (Bedenkt Herr Kölbele auch die Unwürdigkeit der Beleidigung,

---

*) Der ganze Titel ist: Pflichten des christlichen Dichters in dem Dramatischen und Beurtheilung der Jungfer Meyern, Philippine Damiens und des Marmontelschen Belisaire von J. B. Kölbele u. s. w. Frankfurt am Main, 1769. — Alles ist in dieser kleinen Schrift Original, Schreibart, Kritik, Denkungsart, bis auf die Orthographie sogar. Besonders ist angenehm zu sehen, von welcher Höhe der Verf. der Jungfer Meyern und Philippine Damiens auf die Stümper Marmontel und Rousseau, Verf. des Belisaire und der Heloise, herabsiehet.

die in diesen Worten liegt? Seine Weltkenner müssen sehr unedel denken, wenn sie sich dergleichen Unanständigkeiten erlauben) „und noch vielleicht ein Gewinnhaber von einer jüdischen Handlungsgesellschaft." Diese Vortheile nebst den Vorzügen, die Juden und Kaufleute, wie er versichert, in den Vorzimmern der Großen genießen, vergleichet der Herr Doctor mit den Besoldungen und mit der Ehre eines Professors, und findet so sehr das Uebergewicht auf Seiten des Comtoirschreibers, daß ich gar wohl erkenne, ich dürfte nur die Denkungsart des Herrn Kölbele annehmen, um die äußerlichen Umstände meiner Glaubensbrüder beneidenswerth zu finden.

Nichts kann billiger und menschenfreundlicher sein, als die Vorstellung, die sich Herr Kölbele (S. 14) von meinem Charakter macht, und von der Art und Weise, wie ich mich aufführen würde, wenn ich gegen beide Religionen gleichgültig wäre. Ich würde zwar nicht förmlich gegen eine Offenbarung schreiben, meinet er, aber ich würde sie doch heimlich necken, welches ich sogar, wie der Antiphädon beweisen will, schon wirklich gethan haben soll. — Das schreibet nun der Herr Dr. Kölbele so hin, und berufet sich, was den Beweis betrifft, auf eine Schrift, die erst künftig, und zwar, wie er selbst sagt, noch so bald nicht, erscheinen soll. Welche Billigkeit! — Indessen muß diese Neckerei doch sehr heimlich gewesen sein, wenn sie Niemand gemerkt hat, außer dem großen Kenner des menschlichen Herzens, dem Verfasser der Jungfer Meyern und Philippine Damiens, der Ketzereien riechen kann, und wenn sie noch so verdeckt liegen, so wie er S. 17 in meinen gedruckten Schriften auch schon sonst heimliche Spuren der Deisterei entdeckt haben will. — Da Juden und Deisten bei Herrn Kölbele vermuthlich in gleicher Verdammniß stehen; so möchte ich wissen, warum er mich durchaus lieber zum Deisten machen, als einen Juden sein lassen will? — Fehlet es ihm etwa an Deisten, die seine Jungfer Meyern widerlegen und bekehren soll, daß er grade mich dazu machen muß? — Er meinet ferner, ich könnte vielleicht ein äußerlicher Jude bleiben, weil mir das Judenthum mehr Vortheil brächte, ich könnte aber noch künftig äußerlich zu den Christen gehen wollen, weil ich durch diesen Schritt eine wichtige Absicht erhielte. Es ist aber vielleicht noch zu früh, setzt er hinzu, als daß ich schon gegenwärtig diesen Theil meiner politischen Ma-

schine spielen ließe u. s. w. — Die Leser mögen selbst urtheilen, ob dieser Mann verdienet, daß man ihn widerlege.

S. 17. 18. 19. 20. 21 wirft Herr Kölbele eine Menge Fragen auf, die ich ihm alle beantworten soll, unter welchen nicht wenige ziemlich beleidigend sind, und setzet am Ende hinzu: „Sehen Sie, geliebter Herr Mendelssohn, wie viele Fragen Sie „zu beantworten haben, wenn ich Ihre Festigkeit in dem We„sentlichen des Judenthums beurtheilen soll. Und welche Weit„läuftigkeit bei der Zergliederung einer jeden von diesen Fragen, „wenn Sie nicht flüchtig verfahren wollen? Und die abgedroschne „Antworten der Rabbinen wollte ich auch verbitten: und „ich werde bald sehen, ob Sie den Rabbinenkram nur in „ein neues Modekleid verstecken." — —

Dieser ganzen Menge von Fragen wird man mir hoffentlich erlauben, auch einige entgegen zu setzen, die mir wenigstens sehr natürlich scheinen. Und wer hat denn verlangt, daß Herr Johann Balthasar Kölbele meine Festigkeit in dem Wesentlichen des Judenthums beurtheilen soll? Und was für ein Recht hat sein bescheidenes Ich, mir alle diese Fragen vorzulegen? Bei der Beantwortung Weitläuftigkeit vorzuschreiben; abgedroschene Antworten der Rabbinen zu verbitten; bald zu sehen, ob ich diesen Rabbinenkram in ein neues Modekleid verstecke? Weder Herr Lavater, so viel ich weiß, noch ich, haben Herrn Dr. Kölbele zum Schiedsrichter angerufen.

Herr Dr. Kölbele muß wirklich glauben, in dieser Sache der einzige befugte Richter zu sein, und er hält so sehr auf sein richterliches Ansehen, daß er mir, als einem Juden, nicht einmal die Eidesleistung zulassen will. S. 22 führet er die Stelle an, wo ich die Unveränderlichkeit meiner Grundsätze betheure, und thut die Frage hinzu: „Wovor diese Betheurung? Wie wenig „bauen die Christen auf Judeneide?" Mich wundert es nur, daß Herr Kölbele auch keine Schmähung hervorbringen kann, ohne etwas Ungereimtes zu sagen. Die Betheurung ist eigentlich von der Beschaffenheit, daß ich sie nicht anders übertreten kann, als wenn ich meine Religionsgrundsätze verändere, d. i. ein Jude zu sein aufhöre, und Herr Kölbele will sie, als einen Judeneid verdächtig machen. — Indessen haben die Leser hier einen Vorschmack von der Bescheidenheit und Billigkeit, mit welcher Herr Kölbele über die Religion zu disputiren gedenkt, und können leicht urtheilen, wie viele Höflichkeiten, von dieser

Art, ich im Namen meiner ganzen Nation würde haben vorlieb nehmen müssen, wenn ich mit Herrn Kölbele mich weiter hätte einlassen mögen. So wenig es auch den rechtschaffenen Männern meines Glaubens schaden kann, wenn sie von Leuten solcher Denkungsart gemißhandelt werden, indem vernünftige Christen weit über eine solche Niedrigkeit hinweg sein müssen; so ist es doch unangenehm, zu solchen Unanständigkeiten auch nur eine unschuldige Veranlassung zu geben.

Herr Kölbele scheinet von der gemeinen Achtung gar keinen Begriff zu haben, die man dem geringsten Menschen schuldig ist, sobald man ihm zuschreibt. So spricht er auch mit der äußersten Verachtung von den vornehmsten Leuten meiner Religion, ohne zu bedenken, daß sein Schreiben an einen Menschen gerichtet ist, der berechtiget zu sein glaubt, diese Lehrer zu verehren, und sich also für beleidiget zu halten, wenn sie so schnöde und verächtlich behandelt werden. Das Sonderbarste hierbei ist, daß Herr Kölbele die Sprache der Rabbinen, die er so sehr verachtet, nicht verstehet, und sie also nicht gelesen haben kann. Er berufet sich aber auf die Schriftsteller seiner Nation, welche die Schriften der Rabbinen gelesen und verstanden haben sollen. Als wenn ich, meiner jüdischen Seite, nicht eben das Recht hätte, mich auf die Schriftsteller meiner Nation zu berufen; nicht zu gedenken, daß ich den kleinen Vorzug habe, auch die gegenseitigen Schriften lesen zu können, von welchen Herr Kölbele sein Urtheil über die Rabbinen auf Glauben angenommen. Allein ich stehe dafür, Michaelis und Semler, um nur die beiden lebenden Männer noch anzuführen, auf die sich Herr Kölbele unter andern guten, mittelmäßigen und schlechten Schriftstellern, ohne die geringste Auswahl, berufet, diese würdige Gelehrte, die ich hoch schätze, werden den hohnsprechenden Ton des Herrn Kölbele nicht billigen. Die Nachbeter sind allezeit entscheidender und vermessener, als die mit ihren eigenen Augen sehen.

Ich habe in meinem vorigen Schreiben aus dem Talmud und dem Majemonides angeführt, daß wir Juden nach den Grundsätzen unserer Religion Niemand, der nicht nach unserm Gesetze geboren ist, zu bekehren suchen sollen. Wer den geringsten Begriff vom Judenthum hat, muß wissen, daß diese Autoritäten für uns ohne Widerrede entscheidend sind. Herr Kölbele gestehet auch, im Lightfoot eben Dasselbe gelesen zu haben. Und dennoch will er aus dem Justinianischen Gesetzbuche und aus dem Josephus

beweisen, daß die Juden zu verschiedenen Zeiten wirklich haben andere Völker bekehren wollen, und fragt am Ende sehr triumphirend: „Liegt nun Ihre unrichtige Schilderung jüdischer Grundsätze nicht am Tage, mein Herr Mendelssohn?"

Was würde Herr Kölbele sagen, wenn ich so unbescheiden wäre, von Dem, was zu gewissen Zeiten von der ganzen Christenheit ist ausgeübt und für verdienstlich gehalten worden, auf die Grundsätze ihrer Religion zu schließen? — Es haben auch Juden die Ehe gebrochen, den Sabbath entheiliget, Vater und Mutter nicht geehrt; will man davon auf unsere Grundsätze schließen? Ich darf mir nicht einmal die Mühe geben, die Stellen aufzuschlagen, die Herr Kölbele aus dem Josephus anführt. Ich weiß es, daß der Pöbel aller Religionen sehr viel von Bekehrungen hält. Je eingeschränkter der Verstand, desto ausschließender die Grundsätze. Aber der bessere Theil der Nation sucht dieser Bekehrungssucht des Pöbels zu steuern, welches, wie Majemonides an der von mir angeführten Stelle versichert, von dem hohen Gerichte zu Jerusalem allezeit geschehen ist.

Ich führe ebendaselbst an, daß nach den Grundsätzen meiner Religion die tugendhaften Männer von andern Nationen gar wohl selig werden können. Herr Kölbele sagt hierauf (S. 33): „nach Herrn Mendelssohnen, und nach der exoterischen Sprache der Rabbinen" (der muß den Talmud kaum dem Namen nach kennen, der ihm eine exoterische Sprache aus Menschenfurcht zuschreibet. Wir haben, leider! so manche Verfolgungen darüber auszustehen gehabt, daß die Schriftsteller des Talmuds so wenig Vorsicht gebraucht haben) „aber ganz anders nach dem Eisenmenger." Welche Autorität! den Talmud und Majemonides widerlegt Herr Kölbele durch den Eisenmenger! S. 35 findet Herr Kölbele abermals in seinem Lieblingsautor (dem Eisenmenger), der dem vernünftigsten Theil der Christen längst verächtlich geworden ist, daß die Grundsätze der neuen jüdischen Religion nicht zulassen, einen Solon oder Confucius zu lieben und zu bewundern. Bessere Schriftsteller würden ihm gesagt haben, daß uns von den Rabbinen sogar eine eigene Segensformel vorgeschrieben worden, die wir aussprechen müssen, so oft wir einen Weisen von einer andern Nation sehen *). Wer da weiß, mit was für Ehrfurcht wir an

*) Majemonid. von den Segensformeln C. 10, §. 11 nach der Vorschrift des Talmuds. Sie lautet: Gelobet seiest du, Herr unser Gott,

den vierbuchstäbigen Namen des Allerhöchsten denken, der wird hier weder Verstellung, noch exoterische Sprache argwohnen, denn Das hieße, nach unsern Grundsätzen, den Namen des Ewigen auf eine sehr sträfliche Weise mißbrauchen.

Was will Herr Dr. Kölbele (S. 34) dadurch wider mich beweisen, daß die heimlichen Juden aus Spanien und Portugal nach Holland gehen, wenn sie sich wollen beschneiden lassen, und daß die getauften Juden ebenfalls dort ihre Zuflucht nehmen, wenn sie von den Christen wieder zurücktreten? — Wenn ein geborner Israelit, einer aus der Gemeine Jacobs, diese Gemeine aus Noth oder Irrthum verlassen hat, und zu derselben zurückkehren will, soll sie ihn nicht aufnehmen? Ist Dieses auch Bekehrungssucht?

„Noch etwas Weniges" (sagt Herr Kölbele S. 39) „von den Streitigkeiten unter uns Beiden, mein Herr Mendelssohn." Ich habe keine Streitigkeiten mit dem Herrn Dr. Kölbele.

Hierauf folgt (S. 40 u. f.) eine sehr günstige Recension des Antiphädons, den Herr Kölbele künftig herausgeben wird, und in welchem er mehr sucht, wie er sich ausdrückt, als die Rolle eines Gegners von Herrn Mendelssohn. S. 45 weiß er freilich selber nicht, ob er noch alles Versprochene liefern werde. „Meine Leibesschwachheit," heißt es, „ist in Frankfurt am Main notorisch. Mein würdiger Freund, Herr Dr. Pettmann, verbietet mir alles anhaltende Nachdenken: und ich erfahre gar öfters, daß dieses Verbot mit allem medicinischen Grunde geschiehet." Ich wünsche dem Herrn Dr. Kölbele von ganzem Herzen die dauerhafteste Gesundheit, ich wünsche, daß seine Leibesstärke in Frankfurt am Main eben so notorisch werden möge, als jetzt seine Leibesschwachheit ist, und daß der Herr Dr. Pettmann dem Herrn Dr. Kölbele das anhaltende Nachdenken und Schreiben zu verbieten, weder medicinische noch kritische Ursachen finden möge. Meine Wenigkeit stehet dem Herrn Kölbele zu Dienste, mit Allem, was ich jemals geschrieben habe und schreiben werde. Ich versichere ihn, daß wir nie so hart zusammenstoßen werden, wie er S. 48 besorgt, und wenn gleich Jungfer Meyern, wie daselbst gedrohet wird, bei einer nahen drit-

---

Beherrscher der Welt, daß du von deiner Weisheit dem Fleische und Blute mitgetheilet hast. Fleisch und Blut heißt im Rabbinischen so viel als der Mensch, das menschliche Geschlecht. (vid. Buxt. Lex. rab.).

ten Auflage, noch so sehr frei von mir urtheilen sollte. In diesem Fall könnte Herr Kölbele allenfalls auf mich sehr hart zustoßen, aber zusammenstoßen werden wir deßwegen nicht.

Ich freue mich vielmehr, meine Leser versichern zu können, daß ich hiermit alle Streitigkeiten endige, die ich mit irgend einem Sterblichen habe, und vor der Hand nicht Willens bin, jemals wieder Streitigkeiten zu bekommen. Wenigstens in dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so viel man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können.

Berlin, den 6. April 1770.

Moses Mendelssohn.

Correspondenz

mit

Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel.

I.

Correspondenz mit Lavater.

---

1. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Ich bitte nicht um Vergebung, mein wertheſter Herr Moſes, daß ich Ihnen beiliegende Schrift zueigne. Wie ſollte ich um Vergebung bitten, daß ich Sie hochachte, daß ich Sie liebe? Daß ich Das, was mich die wichtigſte Wahrheit zu ſein dünkt, von Ihnen geglaubt oder beurtheilt wünſche?

Da das Werk noch naß von der Preſſe iſt, ſo werden Sie mit dieſem ungebundenen Exemplare, auf welches die Meßgelegenheit wartet, vorlieb nehmen.

Das ganze Bonnetiſche Werk hat Herr Spalding franzöſiſch; ich denke, daß Sie Luſt haben werden, es ganz zu leſen.

Ich bin mit derjenigen Hochachtung, die ich in der Zueignung, den Empfindungen meines Herzens gemäß, ausgedrückt, lebenslang

Mein verehrenswürdigſter Herr

Ihr aufrichtigſt ergebener
Johann Caspar Lavater,
Diacon am Waiſenhauſe.

Zürich,
den 4. Sept. 1769.

2. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Theuerster Freund!

Einliegende Bogen enthalten eine Art von Antwort auf Ihre öffentliche Aufforderung. Sie werden sehen, ich thue derselben kein Genüge, denn annehmen kann ich nicht und widerlegen möchte ich nicht gern, und diese Alternative haben Sie mir vorgeschrieben. Indessen zeige ich doch die Gründe, warum ich mich weigern muß, das Letzte zu thun, und einem Weisen, wie Sie, muß Dieses genug sein, die Uebereilung des ersten Schrittes zurück zu nehmen. So weit ich indessen, in Absicht auf den Glauben, von Ihnen entfernt bin, und so unmöglich es scheinet, daß wir in Religionssachen jemals einstimmig sein werden: so hat diese Disharmonie gleichwol nicht den geringsten Einfluß auf meine Gesinnung, und ich verehre nichts desto weniger Ihre vortrefflichen Talente und Ihr noch vortrefflicheres Herz.

Berlin, den 24. Decbr. 1769.

M. M.

---

3. J. C. Lavater an M. Mendelssohn.

Verehrenswürdiger Herr,

Diesen Namen gebe ich Ihnen mit vieler Ueberzeugung. Die redlichste Absicht hat mich gezwungen, Ihnen Bonnets Untersuchung zuzueignen. Bonnet selbst (der sich Ihnen sehr empfehlen läßt) meint, ich sei indiscret gegen Sie gewesen; Freunde aus Berlin meinen es auch. Wenn Sie es auch so ansehen, so dürfen Sie nur sagen, nur einen Wink mir oder einem meiner Freunde geben, ob und wie ich diese Indiscretion, die doch wahrlich im Grunde das nicht sein sollte, wieder gut machen solle. Ich werde zufrieden sein, wenn Sie die Sache sonst Ihrer Untersuchung würdigen werden.

Vergeben Sie mir — was? Daß ich Sie liebe, — hochschätze — Ihr Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigst wünsche; vergeben Sie mir, wenn ich den unrechten Weg eingeschlagen habe, Ihnen Dieses zu bezeugen.

Zürich, den 26. Decbr. 1769.

Johann Caspar Lavater.

4. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Den 10. Febr. 1770.

Man will Nachricht haben, daß Sie, theuerster Menschenfreund, über einige Ausdrückungen in meinem gedruckten Schreiben an Sie ungehalten sein sollen. Ich kann Dieses nicht glauben. — Schmeicheleien und kriechende Complimente haben Sie nicht erwartet; dazu sind Sie zu weise. Geringschätzendes kann mir nicht entfahren sein, denn ich bin mir der Hochachtung gegen Ihre Verdienste allzu sehr bewußt; und daß wir in Absicht auf die geoffenbarte Religion so wenig übereinstimmend denken, konnte auch nicht wider Ihre Erwartung sein, und gibt wenigstens Keinem von uns gerechte Ursache, ungehalten zu werden.

Als ich Ihr Schreiben vom 26. Decbr. v. J. erhielt, war das meinige schon mehr als 10 Tage auf dem Wege nach Zürich. Hätte ich vorhergewußt, daß der würdige Palingenesist Ihre Aufforderung nicht billiget, und daß er seine Recherchen gar nicht in der Absicht geschrieben, andre Nationen, am wenigsten meine Glaubensbrüder zu bekehren; so würde ich (ich gestehe es und bin bereit, es bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären) gewisse Stellen in meinem Schreiben, die diesen vortrefflichen Schriftsteller angehen, anders abgefaßt haben. — Indessen ist dieser Weise gütig genug, mein dreistes Urtheil über sein Werk mir nicht übel zu nehmen.

Ein gewisser Recensent hat sich einfallen lassen zu sagen: meine Gegenbetrachtungen wären schon unter der Presse. Es ist unnöthig, dieser falschen Nachricht zu widersprechen, da in meinem öffentlichen Schreiben die Versicherung vom Gegentheil enthalten ist. Glauben Sie mir, mein Herr, es ist unser Beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden und durch öffentliche Streitschriften dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunsch ist, wir suchen uns, so gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen sind. Lassen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein; alsdenn wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto mehrerem Eifer fortsetzen.

M. M.

5. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Zürich, den 14. Febr. 1770.

Mein lieber Herr Moses,

Habe ich Sie in Verlegenheit gesetzt, so haben Sie es mir treulich vergolten. Doch die Sache ist nun einmal, wie sie ist. Genug, ich habe meinem Herzen nichts vorzuwerfen ... genug, mein Verstand hat Gründe gehabt, die ich der Welt nicht sagen darf, um der scheinbaren Indiscretion nicht eine wirkliche beizufügen. Ich will also lieber vor der Welt, und wenn es sein muß, auch vor Ihnen ein Thor scheinen, als beleidigen. Könnte ich eine Viertelstunde mit Ihnen reden, ich weiß, daß ich Sie überzeugen würde, daß ich in meiner Lage und nach denen Nachrichten, die ich von dem Glaubenszustand einiger philosophischen Juden in Berlin erhielt, worunter ich auch Sie zählen zu dürfen glaubte (wovon ich Sie aber keinem Menschen kein Wort zu sagen nicht bitten muß) nicht sehr unklug gehandelt. — Glauben Sie es mir, daß ich mich in der Antwort, die ich Ihnen hier beilege, weit stärker hätte vertheidigen, und mein Verfahren weit mehr von dem Verdacht einer kindischen Bekehrungssucht hätte entfernen können, wenn ich es mir nicht aus moralischen Gründen zur Pflicht gemacht hätte, Alles, was nur den geringsten Schein von Passion haben möchte, aus dieser Antwort und aus meinem Herzen zu verbannen.

Dem sei, wie ihm wolle, — ich habe gefehlt ..... Meine Antwort soll das Versöhnopfer sein. Ich übergebe Sie Ihnen im Manuscript, aus zween Gründen: 1) um Ihnen die Freiheit zu geben, Alles, was Sie geändert, durchgestrichen oder hinzugesetzt wissen möchten, zu ändern, durchzustreichen oder hinzuzusetzen. 2) Damit Sie, um den Vorhang nun vor dem Publikum fallen zu lassen, allenfalls, wo Sie es nöthig finden, Anmerkungen, Stricturen oder einen ablehnenden Nachbericht, oder was Sie wollen von dieser Art, noch beisetzen können. Ich überlasse Ihrer Billigkeit, ob Sie das Publikum noch in der für mich kränkenden und mein unschuldiges Herz beleidigenden Vermuthung lassen wollen, als ob ich durch die rühmliche und überhäuptliche Erwähnung unserer Unterredung mein Versprechen: Niemals keinen indiscreten Gebrauch davon zu machen, übertreten habe. Gott weiß, daß ich die Bedingung Ihrer Achtung für Jesum ohne Verletzung dieses Versprechens

nicht hätte anführen dürfen. .... Das Eine bitte ich mir höflichst aus, mir ehestens zu melden, und zwar ehe meine Antwort gedruckt wird, was Sie darin geändert, ob und was Sie beigesetzt haben?

Ich habe Alles in derselben wohl abgewogen; ich habe meine Eigenliebe nicht reden lassen; ich habe gethan, was Klugheit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe gerathen haben, was Sokrates, nach meinem Bedünken, in meinen Umständen gethan haben würde. Ich umarme Sie.

J. C. Lavater.

---

6. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Theuerster Freund,

Ich hoffe, mein Brief und meine Antwort werde Ihnen eingegeben worden sein, und Sie beruhigt haben. ... Hätte ich Lobreden von Ihnen erwarten sollen? ..... Wer doch so rasend sein kann, eine falsche Anekdote nach der andern Ihnen zu hinterbringen! ... Meine Antwort wird reden. Alles, was mich in Ihrem Schreiben einigermaßen kränkte, liebster Herr Moses, waren die Worte: „wo ich nicht irre — schuld geben möchte." Ich weiß mich so deutlich als möglich zu erinnern, daß ich eine Versicherung an Sie ergehen ließ, „Sie möchten wider das Christenthum sagen, was Sie wollten, so werde ich niemals keinen indiscreten Ihnen nachtheiligen Gebrauch davon machen" (an das öffentlich konnte mir damals nur gar kein Sinn kommen, es war aber allerdings mehr als eingeschlossen). Glauben Sie es mir: damals war es mir genau so, wie itzt — ich möchte Alles wissen, was sich wider das Christenthum von redlichen unparteiischen Philosophen sagen ließ. In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben: aber Gott bedarf keiner Nachsicht (Worte, die ich denen: „Ich mag die Religion nicht" in meiner Antwort noch vorzusetzen bitte, wenn Sie es gut finden). — In dieser Absicht war ich so frei, Sie aufzufordern. — Gewünscht hätte ich also, daß die Worte, die einen Verdacht der Unredlichkeit auf mich werfen, aus Ihrem mir sonst sehr angenehmen Schreiben hätten wegbleiben mögen; Dieß allein machte mir Mühe, — denn Sie

werden es sich wohl vorstellen können, daß Leute genug mit dieser öffentlichen Beschuldigung über mich und meinen Charakter triumphiren werden. — Setzen Sie Sich an die Stelle eines christlichen Predigers, der alle acht Tage in einer Stadt, die nicht den vierten Theil so groß ist, als Berlin, gegen Laster und Vorurtheile kämpft — sich häufige Feinde macht, und öffentlich sogar von einem Juden des Nichthaltens eines Versprechens wenigstens indirecte beschuldigt wird — und Sie werden es mir verzeihen, wenn ich auf irgend eine Weise von Ihnen hierüber Entschlagung wünsche und bitte, wenn es mit Ihrer Ueberzeugung, wenn es ohne den geringsten Nachtheil für Sie geschehen kann. — Und Dieß habe ich sogar Niemanden, als meinen genausten Freunden gesagt: sonst bei allen Verleumdungen, die bei diesem Anlaß über mich gingen, geschwiegen. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich über irgend einen andern Ausdruck Ihres Schreibens ungehalten sein solle, der hat Ihnen gerade zu die Unwahrheit gesagt. Ich erinnere mich sogar nicht, irgend einem meiner Freunde über diesen Punkt Etwas von dieser Art geschrieben zu haben. Was Ihr Urtheil über Bonnet betrifft (dessen Brief Sie nun erhalten haben werden), so habe ich Ihnen in meiner Antwort meine Gedanken aufrichtig darüber gesagt; nicht Alles gesagt, was ich hätte sagen können, — aber ich wollte Alles unterdrücken, was vielleicht als Passion hätte angesehen werden können, so weit ich auch davon entfernt war. Bei diesem Anlasse muß ich Ihnen noch einige unrichtige Nachrichten, die Ihnen von mir zugekommen sein sollen, auszureden suchen. Ein neuer Beweis, wie geschäftig man ist, mich lächerlich zu machen. Ich soll an Jemand geschrieben haben, „wenn ich Eilf Tage in völliger Heiligkeit leben und im Gebete verharren könnte, so wäre ich gewiß überzeugt, ich wollte Sie bekehren!“ Sie sollen über diese Nachricht gelächelt und geantwortet haben — doch was will ich Sie damit aufhalten? genug, daß ich Das auf diese Weise Jemand geschrieben habe, heiße ich Unwahrheit und Verdrehung — ungezweifelt glaube ich, daß Alles, was durch den Geist gebetet wird, erhört werde; aber ich habe mir noch nie einfallen lassen, zu sagen oder zu denken, daß ich den Geist habe. Und doch soll ich der wildeste Schwärmer sein?

Ich soll Ihnen geschrieben haben, daß ich um Ihrer Seelen Seligkeit bekümmert wäre; so was ist mir nie eingefallen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der

Antwort schon gesagt habe. Höhere und geringere Seligkeit, Stufen können geglaubt werden, ohne daß man außer der Kirche kein Heil glaubt.

Sie sehen daraus, wie unzuverlässig die Anekdoten sind, die man von uns herumträgt; und wie sorgfältig wir uns auch in diesem Stücke zu hüten haben, nicht leichtgläubig zu sein.

Sie werden übrigens aus dem Beschlusse meiner Antwort sehen, wie sehr ich mit Ihnen einig bin, vor einmal den Schauplatz zu verlassen. Das Publikum ist itzt zu sehr echauffirt.

Letzen Sie also vor dem Publikum ab. Beschleunigen Sie die Sache und lassen mich baldest Ihre Gesinnungen in Ansehung meiner Antwort wissen; — wollen Sie ein kleines Nötchen, das Ihnen unverfänglich ist, in Ansehung Ihres Urtheiles über Bonnet machen, so thun Sie wirklich ein gutes Werk. Etwa, daß Sie die Untersuchung nicht genug im Zusammenhange mit den Palingenesien, wovon sie nur der zweite Theil ist, angesehen hätten: daß Sie sähen, es wäre Bonnet nicht um eine ausführliche Vertheidigung des Christenthums zu thun gewesen ꝛc. oder wie Sie wollen.

Die Gedanken über die Zumuthung, so viel Gutes darin gesagt ist, sind mir ein neuer Beweis, daß es itzo nicht Zeit ist, öffentlich weiter aufzutreten.

O wie Vieles hätte ich Sie zu fragen — wie Vieles Ihnen zu sagen! aber ich darf Sie nun nicht mehr ermüden.

Dieß Einzige noch — man meldet mir, Sie werden von einem Erzrabbi wegen Ihrer bezeigten Hochachtung ꝛc. zur Rede gesetzt. Dies kränkt mich unaussprechlich — Sagen Sie es mir doch ohne Bedenken, wenn irgend etwas von meiner Seite zu Abhebung weiterer Verdrießlichkeiten dieser Art mittelbar oder unmittelbar geschehen kann.

Leben Sie wohl, und gönnen mir Ihre schätzbare Freundschaft. Ich bin mit ausnehmender Hochachtung

verehrenswürdiger Herr

Ihr ergebenster

Zürich,
d. 20. Februar 1770. J. Caspar Lavater.

N. S. Sie finden in diesem Briefe Spuren von Nachlässigkeit. Ein kleines Flußfieber, das mich im Bette aufhält und den Kopf dumm macht, ist Schuld daran. Verzeihen Sie.

7. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Theuerster Freund,

Ich habe das Manuscript Ihrer Antwort erhalten, durchgelesen und nicht mehr als ein einziges Wort, mit Genehmhaltung Ihrer Freunde, verändert. Sie sagten in meinem Namen: „ich hätte Gründe, weder öffentlich anzunehmen, noch öffentlich zu widerlegen." Das erste öffentlich haben wir für einen Schreibfehler erkannt und durchgestrichen. Eine andere Stelle, in welcher Sie mein Urtheil über das Bonnetsche Werk mißbilligten, schien dem mir Unbekannten, dem Sie das Manuscript zugeschickt hatten, nicht süßhöflich genug, und er änderte sie. — Mir gefiel die alte Lesart besser, und sie ward in dem seltsamsten Concilio, das jemals gehalten worden — (es bestand aus zween Geistlichen, einem Buchhändler und einem Juden) — wieder hergestellt. Die Zeile aus Ihrem Schreiben vom 20. v. M. ist an den angewiesenen Ort ins Manuscript eingerückt worden.

Ich habe eine Nacherinnerung hinzugesetzt, mit welcher Ihre Freunde zufrieden sind. Ich hoffe, Sie und Herr Bonnet werden es auch sein. Sie enthält verschiedene Erklärungen, die ich schon in einem Privatschreiben dem Herrn Bonnet zu thun die Ehre gehabt, und setzet die Anekdotenkrämer völlig außer Stand, auf unsre Unkosten das Publikum weiter zu belustigen.

Es ist diesen muthwilligen Knaben, wie Sie sehr richtig bemerken, zu wenig um die Wahrheit zu thun. — Ueber Lehrpunkte habe ich mich in der Nacherinnerung gar nicht erklärt, um Sie nicht in die Nothwendigkeit zu setzen, wieder Etwas sagen zu müssen. Nur mußte ich, weil Sie mich darüber in Anspruch nehmen, die Gründe anzeigen, die mich bewogen, des Bekenntnisses zu einer geoffenbarten Religion ungeachtet, von der Bonnetschen Argumentation zu sagen, ich könnte, welche Religion man wollte, auf eben dieselbe Weise vertheidigen.

Das kleine Vorspiel ist geendiget und der Vorhang herabgefallen. Kommen Sie! Wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie sind ein christlicher Prediger, und ich ein Jude! Was thut Dieses? — Wenn wir dem Schaafe und dem Seidenwurme wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir Beide Menschen. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechselsweise gemacht haben. Bei meinem ehrlichen Wort! ich habe die Absicht nicht gehabt, Ihnen

Verdruß zu machen, als ich des Versprechens erwähnte. Den Beweis hiervon finden Sie in meiner Nacherinnerung. — Was Ihre Absicht betrifft, — sie mag meiner Seelen Seligkeit überall oder einen größern Grad derselben betroffen haben; so ist sie mir allemal verehrungswürdig. — Was ich aufrichtig wünschte, mein würdiger Freund, ist Dieses, daß Sie den weisen Bonnet nachahmten, und Das, was Sie für Wahrheit halten, überhaupt vertheidigten, ohne gewisse Menschen, noch weniger einen gewissen Menschen dabei aufzufordern. Wer Ohren hat, wird von selbst hören!

Die Anekdote von den Eilf Tagen ist, so viel ich weiß, immer noch in dem Zirkel Derer geblieben, die Ihnen Gutes gönnen, die einen Menschen verehren können, ob sie ihn gleich von einer gewissen Seite möchten lächerlich finden. Eine gewisse Gattung des Lächerlichen vermindert unsre Hochachtung nicht um ein Haar. Als man mir diese Anekdote hinterbrachte, lächelte ich freilich dazu und sprach: wenn ich hier in meinem Armstuhl sitzen und eine philosophische Pfeife dabei rauchen kann, so bin ich's zufrieden. Aber ich unterließ deswegen nicht, Sie wahrhaftig hochzuschätzen. — Im Uebrigen wird über diesen Punkt freilich das Urtheil eines jüdischen Philosophen bei Ihnen wenig gelten; aber ich muß gestehen, daß mir der ganze Streit über die Wunderkraft des Gebets von keiner Erheblichkeit zu sein scheint. Den Geist haben, und durch den Geist beten, was heißt Dieses auf gut ehrlich abendländisch? Ich vermuthe: solche Dinge von Gott verlangen, die wichtig genug, eine außerordentliche Veranstaltung zu veranlassen, nennen Sie: durch den Geist beten, und die Gabe oder das Vermögen hierzu: den Geist haben. Ist Dieses der Sinn Ihrer Worte, so wird Ihnen Jedermann den Satz einräumen: was durch den Geist gebetet wird, Das wird erhört; aber alsdenn ist es auch in jedem vorkommenden Falle Vermessenheit, von sich selbst zu glauben, man habe durch den Geist gebetet; denn nichts als der Erfolg kann in diesem Verstande entscheiden, ob durch den Geist gebetet worden. Oder was verstehen Sie sonst durch diese verblümte Redensart? — Ich wünschte, daß dergleichen Cant aus deutschen Lehrschriften ganz wegbleiben könnten, so würde man weniger zu streiten haben.

Seien Sie unbesorgt, mein rechtschaffener Freund, ich habe Gottlob keinen Erzrabbi zu fürchten, und bin auch, wenn es

darauf ankömmt, über Menschenfurcht hinweg. Allein man hat in der That mich wegen der Hochachtung gar nicht zur Rede gesetzt. Welcher Zelote kann mir auch verwehren, großen Leuten, die nicht meines Glaubens sind, Hochachtung zu bezeugen? — Nur einem Hofstäde kann so was einfallen. Man hat von mir über die Vorurtheile, deren ich meine Religion beschuldigt, eine nähere Erklärung gefordert und diese habe ich geben können.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund; was ich Ihnen von Herzen wünsche, werden Ihnen die Jahre geben, etwas mehr Kälte in dem Eifer, mit welchem Sie Gutes zu wirken suchen. — Ich habe ein 10 oder 15 Jahr mehr als Sie, und diese ertheilen mir ein Recht, Ihnen einen kleinen Wink zu geben. — Gott erhalte Sie zur Ausbreitung der Wahrheit und Tugend unter den Menschen, die derselben so sehr bedürfen!

M. M.

Anmerkungen Moses Mendelssohns über die von Lavater eingeschickten Zusätze.

Erster Zusatz. — Nicht so schlechtweg zugemuthet u. s. w. Ich habe nichts wider diese Distinction, aber sie mißfällt mir, um des Herrn Lavater willen; sie ist nicht in seinem Charakter.

Zweiter Zusatz. — Und was anders u. s. w. Gut.

Dritter Zusatz. — Und dann u. s. w. Ich wünschte, daß dieser nicht so mancherlei Behauptungen enthielte, die ich so unbedingt nicht kann gelten lassen. Sie führen mich zu Erörterungen, die ich so gern vermeiden möchte. Herr Lavater hat mich schon bei der mündlichen Unterredung gefragt: was für einen Unterschied ich machte zwischen einem Sokrates, Plato und Jesus. Ich antwortete: Sokrates hat niemals mehr als ein Mensch sein wollen. Hätte er sich für eine Person der Gottheit oder für eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, oder gar für die einzige Mittelsperson ausgegeben; so hätte ich ihm, meiner Ueberzeugung nach, alle Hochachtung versagen müssen.

Philosophische und religiöse Vorurtheile kann man haben und von der moralischen Seite hochachtungswürdig sein; aber Anmaßungen von dieser Art gehören mit zum moralischen Charakter und geben allen moralischen Eigenschaften eine sonderbare Richtung. — Hat sich aber Jesus, wie ich aufrichtig glaube, Dieses niemals anmaßen wollen, so habe ich meine philosophische Hochachtung schon eingestanden. Wozu ward also diese Frage so ausdrücklich berührt?

Einen Heiden? — Einen Juden? — Schande, daß wir dem Sokrates und dem Plato Vorwürfe machen sollen, daß sie Heiden waren! War Dieses ein Fehler in ihren Sitten? Und Jesus ein Jude? — Ja, wenn er, wie ich glaube, das Judenthum nicht hat aufheben wollen. Man bedenke, wohin mich diese Betrachtung führen würde!

Dem nach Aller Geständniß die Weltweisheit und guten Sitten unendlich viel und mehr u. s. w. — Wer sind die Alle, die Dieß so schlechterdings eingestehen? Nicht ich. Ich bitte die Herren, welche Dieses zu lesen bekommen, demüthigst, über die Freiheit, die ich mir nehme, nicht ungehalten zu sein. Dieser sehr positive Machtspruch scheinet mir in einem Schreiben an einen Juden höchst unschicklich, wenn er nicht ein Signal zum Streite sein soll. — Ueber den Einfluß der Religion in die Weltweisheit überhaupt hätte ich ein weitläufiges Capitel zu schreiben, das Manchem sehr paradox scheinen könnte. Man scheinet sich in Deutschland über gewisse Sätze stillschweigend vertragen zu haben, die meines Erachtens wohl verdienten untersucht zu werden. Aber ich wünsche von Herzen, zu diesen Untersuchungen nicht veranlasset zu werden.

Vierter Zusatz. — Dieser ist bereits von mir eingerückt worden.

Fünfter Zusatz. — Dieser gehet das Bonnetsche Werk an. Bonnet sagt, er habe kein Vertheidiger, sondern bloß ein Forscher sein wollen. Kann ihm aber Dieses Herr Lavater nachsprechen? Welche Inconsequenz! Hat er nicht das Gegentheil mit dürren Worten behauptet? Herr Lavater will sich, wie es scheinet, nunmehr von Andern leiten lassen, und wird seinem Charakter untreu. — Ich glaube in meiner Nacherinnerung dem Herrn Bonnet genug eingeräumt, und also diesen Zusatz unnöthig gemacht zu haben. — Ich könnte ihn auch allenfalls gelten lassen, aber ich würde in meiner Nacherinnerung, in Rücksicht auf denselben,

einige Veränderungen machen müssen, und wozu? Herr Lavater und Herr Bonnet können sich auf ihre hiesigen Freunde verlassen, sobald diese meine Erklärung zu ihrer Befriedigung hinreichend finden.

Sollte es indessen nicht angehen, daß diese Zusätze wegblieben, so wünschte ich, daß Herrn Lavaters Antwort abgedruckt würde, und zwar ohne meine Nacherinnerung. Ich würde mir alsdenn Zeit lassen müssen, in einem besondern Schreiben meine Gedanken zu äußern.

Berlin, den 9. März 1770.

Moses Mendelssohn.

---

8. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Zürich, den 19. März 1770.

Verehrenswürdiger Herr,

Wenn ich gleich gestehen muß, daß die nachgeschickten von Ihnen nicht ganz gebilligten Zusätze größtentheils durch Urtheile Andrer veranlasset worden sind, so haben sie mir doch meiner nicht unwürdig geschienen. Doch davon kann ich noch nicht urtheilen. Die Gesinnungen meiner liebsten und verständigsten Freunde in der Schweiz waren in diesem ganzen Geschäfte von den meinigen so verschieden, ich war immer so sehr in Gefahr, mein Auge von meiner eigenen Waage abzuwenden, daß es sehr leicht sein kann, daß ich aus Gefälligkeit und aus Mißtrauen in eigene Ansichten in den Zusätzen gefehlt habe. Sie sind das flüchtige Werk einer halben Stunde, die gerade der Post vorging, und unmittelbar auf ein eingegangenes Urtheil über meine Antwort, das ich von einem Freunde durch Bonnet, der die Dolmetschstelle bei ihm versieht, erhalten hatte.

Das schlechtweg zugemuthet bezieht sich auf die Gedanken über die Zumuthung. Es mag weggelassen werden, wenn Sie es weiser finden. Ich sehe darum nichts Unedles darin, weil es mich wichtig dünkt, unsre Leser von der geringsten Verstellung unsrer Ausdrücke wegzuschrecken.

Mich wundert, wie Sie die Absicht der wichtigsten Zugabe „und dann u. s. w." haben übersehen können. Sie war, Vorwürfe von Ihnen abzulehnen, als wenn Sie etwas Irreligiöses*) gethan, wenn Sie für Jesum philosophische Achtung bezeigten. Ihre Rabbiner, wollte ich sagen, hätten Sie doch auch deswegen, daß Sie Sokrates, einen Heiden, gelobt, nicht getadelt. Als Philosoph dürften Sie also wol auch etwas Gutes von Jesu sagen, der doch ein Jude wäre, und also noch als ein Miterb an der Gemeine Jacobs in einer nähern Relation mit Ihnen stünde. Wie konnte mir doch, ich bitte Sie, Das einfallen, Sokrates dadurch Vorwürfe zu machen, daß er ein Heide gewesen? — Eine Mitabsicht dieses Zusatzes war, zu zeigen, daß wenn also in Ihrer philosophischen Achtung nichts Verfängliches wäre, die Verschweigung der Bedingung ebenfalls nicht verfänglich wäre. Dieß nur für Sie. — Ich mag es, um alle Weitläufigkeit abzuschneiden (obwol ich blindlings folge), endlich auch leiden, daß diese Stelle ganz oder zum Theil wegbleibt. Vielleicht, doch wie Sie wollen, — dürfte das „und dann — dasteht?" stehen bleiben. Handeln Sie aber, wie Sie es gut finden, um ohne Verletzung Ihres Gewissens abbrechen zu können.

Es ist wahr, mein Freund, daß der Zusatz, der Bonnet betrifft, eigentlich nicht von mir herrührt; aber mich dünkt, daß ich selbst Bonnets Gesichtspunkt, wie er es mir vorgeworfen hat, hie und da in den Anmerkungen und insonderheit darin vergessen habe, daß ich sein Werk Ihnen zugeeignet. Was ich einem Freunde nachgesprochen habe, würde vielleicht Ihnen nicht unedel dünken, wenn ich beifügte, daß ich selbst nicht immer auf seinem Gesichtspunkte geblieben wäre. Ich überlasse Ihnen, Dieß beizufügen; und mag es aber eben so wohl leiden, daß auch diese Stelle wegbleibe. Ich werde es schon zu verantworten wissen. In der That macht Das, was Sie in der Nacherinnerung von Herrn Bonnet zu sagen die Güte haben, diesen Zusatz beinahe überflüssig.

Nun ein Paar Worte über Ihre Nacherinnerung. Sie sind zu gütig — fast muß ich Sie bitten, meine Bescheidenheit zu schonen, wenn Sie mir welche zutrauen. Wenigstens war ich in demselben Augenblick entschlossen, den angefangenen Druck (ich ließ nämlich die Zuschrift, die in den Exemplaren

*) Man sagte mir, ein Rabbi stellte Sie deswegen zur Rede.

für die Schweiz fehlte, drucken) abzustellen. Wie dürfte ich in meiner Vaterstadt ohne Schamlosigkeit so was über mich drucken lassen?

So sehr ich gestehen muß, daß ich in Ihren Umständen eben Das gesagt hätte, was Sie über die Wunder sagen, und so sehr ich auch in meinen Umständen das Meiste davon von ganzem Herzen billige, — so hätte ich doch gewünscht, nicht, daß Sie es weglassen möchten; nein — immer Schade — aber daß Sie es nicht so gesagt, daß ich dadurch beinahe in die Nothwendigkeit gesetzt werden dürfte, wieder Etwas darüber zu sagen, welches wir doch Beide vor itzt ausweichen wollen. Bonnet würde Ihnen vermuthlich sagen, daß er nicht allein auf Wunder baue, er nehme den Charakter und die Lehre dazu; die Auferstehung Jesu sei kein Wunder, das Er verrichtet; ein Todter, den Gott auferwecke, könne nicht mit falschen Wunderthätern in eine Reihe gesetzt werden; — Moses habe vor seiner Gesetzgebung als ein göttlicher Gesandter, um seiner Wunder willen, Glauben gehabt und zu haben verdient u. s. w. Aber auch hierin haben Sie vollkommen freie Hand. Ihre Nacherinnerung werde ich also äußerst geheim halten, d. i. zween einzigen verschwiegenen Freunden zeigen — und vielleicht Bonnet senden. Es dünkt mich auch der kürzeste Weg zu sein, abzubrechen, wenn Sie diese Nacherinnerung hinten an meine Antwort drucken lassen. So sehr auch das Publikum auf den Austrag der Sache begierig sein mag, so sehr auch Einige meiner Freunde darauf dringen, daß ich die Antwort drucken lasse; so sehr es nun auch nothwendig scheint; aufrichtig — wünschte ich fast, daß auch nicht einmal diese gedruckt würde. Ich sehe unausweichliche Anstöße, wenn ich sie nicht drucken lasse; in Ansehung Ihrer selbst dünkt es mich Pflicht, sie drucken zu lassen; — aber auf der andern Seite darf ich mein Auge nicht aufheben, daß ich, Gott weiß! ohne daran zu denken, eine solche Art von Aufsehen veranlaßt habe. Ich bitte Sie auch, die Stelle, wo ich etwas hart (ach Gott! wer will in einem solchen Sturm von Geschäften und Zerstreuungen immer überlegend, immer gelassen genug bleiben, so sehr man sich's auch vornimmt), wo ich, sage ich, mich etwas hart gegen Sie ausgedrückt . . . ich meine die Stelle, an der Herr Bonnet etwas geändert. Thun Sie, was Sie wollen; ich gebe Ihnen völlige Vollmacht.

Noch Eins! Man schreibt mir, ein Proselyt in Jena wolle eine Widerlegung Ihres Schreibens herausgeben. Können

Sie die Sache durch Herrn Nicolai hintertreiben, oder mir sagen wie ich es könne, der ich dort keine Bekanntschaft habe, so will ich es thun. Dieß würde mich, wenn's einem Studenten in die Hand fiel, kränken. So viel in großer Eil.

Lavater.

---

9. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Sie haben mich, theuerster Freund, aus einer kleinen Verlegenheit herausgezogen — wo säumt die Antwort und Nacherinnerung? Ist etwa mein Brief nicht eingegangen? .... Nun (ich bin zu bequem nachzusuchen, ob Nicolai mir den Mangel der Abschrift von den Zugaben gemeldet hat) genug, die Sache ist nun im Reinen .... Ja herzlich, herzlich umarme ich Sie .... nun von den alten Sünden kein Wort mehr .... aber aufs Neue biete ich Ihnen Alles, meine ganze Seele an, wenn etwas für Ihr Vergnügen, Ihre Glückseligkeit in allen meinen Besitzungen außer mir und in mir vorhanden wäre.

Unwillig bin ich nur darüber, daß ich das Imprimé der Pacification noch nicht in den Händen habe .... wie lange muß ich wol noch darauf warten?

Kölbele .... das wird eben der jenaische Student sein? Welche Seele! — Fürtrefflich, daß Sie ihn auch noch in einem besondern Anhang abgefertigt haben. Er hat mir sein Schreiben mit einem gleichtönenden von unerträglicher Eitelkeit triefenden Briefe zugesandt. Ich antwortete ihm sehr kurz, trocken und in einem Tone, den ich mir noch gegen keinen Menschen erlaubte. Kurz, ich verbat mir Freundschaft und Briefwechsel. Roheres und Pöbelhafteres habe ich von einem kranken Christen, dessen Krankheit notorisch ist!! noch nicht gelesen. Leid ist mir nur doch, daß auch ich an diesem Geschmiere eine unvorsätzliche Schuld bin. Doch Sie haben mir von ganzem Herzen vergeben?

* *

Geist Gottes bedeutet, so viel ich einsehe, in den prophetischen und mosaischen Schriften, wenn es objective genommen wird, Gott, in so fern er wunderbar wirkt; wenigstens dem Anscheine nach wunderbar und übernatürlich. Der Geist des Herrn war auf meiner Zunge, Gott theilte mir über-

natürliche Offenbarungen oder Einsichten und Rede mit: Ein Mann, in dem der Geist Gottes war, ist Einer, der mit der Gottheit auf eine unmittelbarere Weise, als es den gemeinen Kräften der Seele möglich ist, umging. Moses hatte den Geist, das ist, er stand in einer unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit. Gott wirkte auf eine, wenigstens dem Anscheine nach, unmittelbare und übernatürliche Weise in ihm, oder durch ihn. Durch den Geist Worte oder Thaten thun heißt: vermittelst einer übernatürlichen Kraft handeln, die nach allen unsern Begriffen Gottes unmittelbare Kraft zu sein scheint. Durch den Geist beten, heiß' ich, um Wirkungen der Gottheit, die natürlicher Weise schlechterdings nicht erwartet werden können, mit einem solchen Muth, mit einer solchen Zweifellosigkeit beten, wobei kein, auch nicht das geringste Besorgniß der Nichterhörung übrig ist, einem Muth, den wir, nach unsern Begriffen, anders nicht als eine unmittelbare Wirkung der Gottheit ansehen können: auf eine ausdrückliche Weise von der Gottheit vorher der Erhörung versichert sein, oder es sonst wissen, daß, so kühn auch das Begehren ist, man nicht zu Schanden wird. Von dieser Art scheint das Gebet des Elias vor Israel und den Baalpriestern gewesen zu sein. Mit Elias' Zuversicht um Wunder beten, d. i. um Dinge, die in dem gegebenen Zeitpunkt schlechterdings nicht natürlicher Weise erwartet werden können, heiße ich, durch den Geist beten. Das dünkt mich, liebster Freund, der abendländische Verstand des morgenländischen Ausdruckes.

Mein Evangelium, im jüdischen Style geschrieben, verheißt nach meiner Meinung allen redlichen .... „großes unerschöpfliches Wort redlichen!" den Geist, das ist, nach der damaligen Bedeutung des Wortes, übernatürliche, göttliche Kräfte, Umgang mit der Gottheit, unmittelbare Gemeinschaft mit ihr durch den Messias. (Gottes Wohnung.) Gott gibt seinen Geist, Christus wohnet im Menschen bedeutet bei mir, der Mensch wird durch eine unmittelbare Wirkung des Messias in den Stand einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott gesetzt — kraft welcher Gemeinschaft er allemal Einsichten oder Kräfte erlangt, die sonst von ihm natürlicher Weise in den gegebenen Umständen schlechterdings nicht erwartet werden könnten. Nach meinen Begriffen ist der Messias der Mittler, der einzige Möglichmacher dieser nicht bloß geglaubten, sondern realen Gemeinschaft mit der allgegenwärtigen Gottheit.

Mit der Meßgelegenheit erhalten Sie den ersten Theil der Palingenesie. In der Vorrede sage ich Ein Wort von dem Eigenen der Bonnetischen Philosophie. Sie ist wesentlich von Leibnitzens seiner verschieden. Unter uns ist noch ein kleiner Streit, worüber ich, wenn Sie die Vorrede, Bonnet und meine Anmerkungen gelesen haben, mir Ihre Entscheidung ausbitten möchte.

Wie hüpfte mein Herz, da ich in dem neuesten Stücke d. A. D. Bibl. vor ein paar Tagen las, daß ein Commentarius über den Prediger Salomons von Ihnen unter der Presse sei — dieß Buch ist mir, auch nach Desvoeux, noch nicht deutlich genug, wie ich es doch von einer bloß philosophisch-moralischen Schrift erwarten sollte.

Dieß Einzige wünschte ich, aus vielen tausend Dingen, die ich von Ihnen zu wissen verlangte, dießmal vorzüglich von Ihnen zu wissen, ob Sie in Ihren prophetischen Schriften den jetzigen Zustand Ihrer Nation deutlich und bestimmt vorherverkündigt finden; und, wenn Das ist, ob Sie nichts Entscheidendes von dem Schicksale, das Ihrer so merkwürdigen, von Gott vormals so außerordentlich begnadigten Nation bevorsteht, in eben diesen Schriften finden .... ach! mein Herz blutet mir, zu meiner unmittelbaren Privatbelehrung so Manches Sie zu fragen. —

Antworten Sie mir oder antworten Sie mir nicht — allemal bin ich mit der größten Hochachtung

Ihr aufrichtigst ergebener

Zürich,
den 20. April 1770. Joh. Caspar Lavater.

---

10. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Verehrenswürdiger Menschenfreund,

Die Saite, die wir nur einmal ganz leise berührt haben, schwirrte eine Zeit lang im Publico nach, und wird nunmehr von plumpen Fingern bis zum Zerreißen geschlagen. Was für ärgerliches Gewäsche kömmt nicht mit jeder Messe noch über diese Materie hinaus! Alle diese Folgen habe ich so ziemlich vorausgesehen, mein Freund, auch Dieses vorausgesehen, daß Ihrer so wenig geschont werden wird, als meiner. Ich wünsche nur, daß

Bayerische Staatsbibliothek München

Sie bei allen diesen Zunöthigungen so gleichgültig bleiben mögen, als ich zu bleiben das Glück oder den Eigensinn habe. — Wer die Absicht zeigt, mich ungeduldig zu machen, der soll Mühe haben, sie zu erreichen.

Aber beikommendes Zeitungsblatt*) habe ich in der That nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Ist dieser Aufsatz ächt? Und ist er mit Ihrer Einwilligung öffentlich bekannt gemacht worden? Ich erkenne mich weder in dem ungeheuren Lobe, das mir beigelegt, noch in den Meinungen, die mir zuge-

---

*) Jenaische Gel. Zeitung. 72te Nr.

Gelehrte Berichte.

Folgendes ist ein Auszug des Reise-Journals, das sich ehedem Herr Lavater entwarf, und betrifft seine erste Bekanntschaft mit Herrn Moses Mendelssohn in Berlin: Mosen, Mendelii filium, Philosophum Cel., revera Philosophum, sed physicum quoque et mathematicum, et, quod magis mireris, litterarum humaniorum intensissimum cultorem et doctorem adivimus. — Sublimem ejus et Leibnitzianam mentem facillime cognoscas, necesse est, ut modo os aperiat. Non est eruditus tantum, ut quasi cognitionum farrago; omnia in mente ejus lucida optimeque sunt disposita; a nulla autem longius abest, quam a vana et ridicula eruditionis acuminisque ostentatione. Summa veneratione et modestia magnos omnes libenter prosequitur viros; plurimum habent ejus sermones salis et amoenitatis. Magnam in ipso observavimus erga Deum pietatem, maximumque virtutis promovendae desiderium, altum vitiorum omnium contemtum; apertum magnorum praeclareque factorum et admiratorem in ipso venerabamur, nec non summam in fratres Judaeos pietatem singularemque in omni ejus habitu candorem. At, quanquam sit a nefandis Judaeorum contra Jesum nostrum praejudiciis blasphemiisque alienus; quamvis optimum illum appellet hominem, et ingenuum vitiorum, et quarundam humiliorum de nomine ejusque cultu opinionum fortissimum expulsorem; quamvis tum temporis Judaeorum, Sadducaeorum Pharisaeorumque in ipsum contumelias et ipsum tractandi modum et damnet et abhorreat; quanquam contra continuas fratrum suorum in Jesum contumelias clamat; quamvis etiam Messiam quendam nihil vero minus quam terrestrem, sed spiritualem prorsus, id est perfectissimum ab omnibus praejudiciis vitiisque liberum, purum iisque inaccessum hominem, summa ac divina auctoritate ita exstructum, ut ante eum nullus unquam prophetarum universi terrarum regem orbis, omniumque gentium supremum et legislatorem et judicem expectet, omnemque sub ipso gloriae terrestris rem libentissime a se declinet; — praejudiciorum tamen contra nostram divinam religionem quasi inexpugnabili custodia praesidioque ita circumcinctus est, ut praeter Deum nemo ad veri Messiae castra eum traducturus unquam esse videatur.

Bayerische Staatsbibliothek München

schrieben werden. Indessen übersteiget Jenes so sehr alle Grenzen, daß wol Jedermann ein Merkliches davon auf die Rechnung der Freundschaft und der Begierde eines jungen Menschen, etwas Außerordentliches auf seiner Reise gesehen zu haben, setzen wird. Aber die Meinungen? Ich erkenne sie schlechterdings nicht für die meinigen, denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundsätzen; und ich glaube im Gewissen verbunden zu sein, mir öffentlich keine Meinungen zuschreiben zu lassen, die ich nicht habe. Ich erwarte nächstens Ihre gütige Antwort, und würde es mich unendlich freuen, wenn diese Beschreibung entweder ganz untergeschoben oder wenigstens zum Theil verfälscht wäre, damit ich der Nothwendigkeit überhoben sein möge, diese so schwierige Stelle nochmals zu berühren.

Auch über Herrn Bonnet habe ich einige Klagen zu führen, mit welchen ich Ihnen aber nicht beschwerlich fallen will.

Sie haben ohne Zweifel die neue Auflage seines „Examen" gelesen? Ich finde eine Inconsequenz in dem Betragen dieses mir in aller Betrachtung verehrenswürdigen Mannes, die ich mir nicht erklären kann. — Er wird ungehalten, daß Sie sein Werk einem Juden zu seiner Belehrung in die Hände geben; er erklärt ausdrücklich, daß er in diesem Buche gar nicht die Absicht gehabt habe, meine Glaubensgenossen zu bekehren; und in dieser neuen Auflage apostrophirt er uns geradezu bei allen Gelegenheiten, und thut Das, was er Ihnen so sehr zu verdenken geschienen, in jeder Anmerkung. Ohne sich ein Wort von unserm Briefwechsel und dem ganzen Vorfalle überhaupt merken zu lassen, führet er meine Gründe an und suchet sie zu widerlegen. — Heißt Dieses nicht die Waffen wider einen Unbewaffneten brauchen? — Was das Sonderbarste ist, so ist seine neue Aufluge so früh datirt, daß ein Leser, der von dem Vorfalle nichts weiß, nothwendig glauben muß: ich habe meine Armseligkeiten aus den Anmerkungen des Herrn Bonnet ausgeschrieben. Und war denn Dieses Alles, was ich ihm entgegenzusetzen hatte? Kurz, ich kann mich in dem ganzen Betragen nicht finden.

Ich habe das Vergnügen gehabt, von diesem würdigen Philosophen ein sehr freundliches Sendschreiben nebst einem Exemplar von dem Examen zu erhalten. Ich bin aber noch nicht im Stande gewesen, darauf zu antworten; so sehr hat mich das unerwartete Betragen des Herrn Bonnet aus aller Fassung gebracht.

B, d. 4. Dez. 1770. M. M.

11. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Mein theurer Freund,

Denn so werde ich Sie immer noch nennen, wenn es mir gleich von dem Verfasser der Freimüthigen Gedanken zur Last gelegt wird; mein theurer Freund, Sie setzen mich durch Ihren Brief vom 4. Dez. in Schrecken und Erstaunen. Ist es möglich, daß das Publicum uns immer noch gegen einander aufreizen will? — Mich soll es schwerlich aus meiner Fassung bringen .... Nur macht es mir Mühe, daß Sie, lieber Freund, so vielen Verdruß von meiner Dedication erfahren müssen, und daß ich mich nicht im Stande sehe, Ihnen denselben auf andere Weise zu vergüten.

Die Freimüthige Gedanken sind mir, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, an einigen Stellen recht durch die Seele gegangen: „Gott! ist das Deine Weise, die Wahrheit auszubreiten?" — Herrn Kölbele's Schreiben hat mir für Sie sehr viele Kränkung verursacht. Ich wünschte herzlich, daß das Publicum kein Wort mehr von unserer Angelegenheit reden möchte. — Im Stillen erwartete ich einige Ihrer philosophischen Gegenbetrachtungen in sanften, freundschaftlichen Briefen, aber, weit entfernt, sie ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß einem einzigen Menschen vorzuweisen.

Nun erhalt' ich diesen Augenblick einen Brief — die Ueberschrift Mendelssohn's? Mit Freude öffne ich ihn — hoffe Gegenbetrachtungen zu meiner Belehrung — und mit Schrecken les' ich Nachricht von neuer Aufwärmung einer alten, wie ich glaubte, beigelegten Sache. Ich setze sogleich alle Geschäfte bei Seite und beantworte ihn auf der Stelle.

Der Lateinische Aufsatz ist nicht nur ohne meine Einwilligung und ohne alles mein Wissen, sondern zu meinem größten Verdrusse, Gott weiß, durch welche mir unbegreifliche Canäle? — in die jenaische Gelehrte Zeitung eingerückt worden. Es thut mir unaussprechlich leid, und ich bezeuge Ihnen vor dem Allwissenden, daß ich nicht den mindsten wissentlichen Antheil an dieser unglücklichen Publication habe, auch nicht wissen oder errathen kann, wie er auf Jena gekommen sein mag.

„Ob er ächt sei?" — Mich dünkt, so viel ich mich noch erinnern kann, (denn ich weiß das Original nicht mehr zu finden)

— ziemlich ächt. Einige nicht sehr wesentliche Ausdrücke wollen mir zwar etwas fremde scheinen.

Aber dieser Aufsatz ist nicht von mir — sondern von meinem seligen Freunde, der mit mir reisete, — allein, ich sehe nicht, daß mein zwar feuriger und präcipitanter, aber dabei sehr redlicher und wahrheitliebender Freund im Grunde viel Anderes in sein Tagbuch eingetragen habe, als was, so viel ich mich noch erinnern kann, aus Ihrem Betragen und Reden richtig hergeleitet werden konnte, ohne daß ich geglaubt hätte, daß dadurch Ihren Religionsbegriffen und philosophischen Grundsätzen widersprochen würde. Hat sich mein redlicher Freund geirret, oder irre ich mich, und Sie finden diesen Irrthum Ihnen im Geringsten nachtheilig, nun in Gottes Namen, so mögen Sie sich rechtfertigen. Lügen, vorsätzliche Lügen schreibe ich gewiß nie, weder in die Welt, noch in mein Tagbuch, und mein seliger Freund that es so wenig, wie ich. — Zu stark, zu rednerisch, ich gestehe es, scheinen mir einige Ausdrücke darin: und jetzt hintennach, nach Ihren öffentlichen Erklärungen vermeine ich, einiges Mißverständniß Ihrer Reden auf unserer Seite wahrzunehmen. Vielleicht mögen auch einige, nicht unmittelbar aus Ihrem Umgang, sondern aus andern damals glaubwürdig scheinenden Erzählungen geschöpfte Nachrichten zu dieser Verstärkung etwas mit beigetragen haben.

Thun Sie, theurer Freund, was Sie wollen, was Sie zur Steuer der Wahrheit und Tugend und zur gänzlichen Beilegung alles Streites gut finden; aber ich bitte Sie vor Gott — nicht: meines Freundes oder meiner zu schonen, — sondern nur die ganze Wahrheit mit derjenigen Einfalt zu sagen, die wir Ihnen, wie ich hoffe, nicht umsonst zugetraut haben.

Ueber Bonnets Betragen schreibe ich Ihnen das nächste Mal. Die Post will gehn. Ich umarme Sie.

Zürich, den 15. Dez. 1770.

J. Caspar Lavater.

---

12. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Mein verehrenswürdiger Freund!

Es will mich der Billigkeit gemäß dünken, einen Aufsatz gegen die jenaische Zeitung einzusenden. Ich nehme mir die

Freiheit, ihn beizulegen und Sie zu bitten, denselben, wenn Sie es gut finden, in meinem Namen an den Herausgeber der Zeitung, der mir eben so unbekannt als die Zeitung selbst ist, abzusenden. Ich hätte mich gern noch stärker ausgedrückt, wenn ich nicht besorgen müßte, daß dieser Aufsatz nicht eingerückt werden würde, wenn er stärker wäre.

Sind Sie nicht damit zufrieden, welches ich doch nicht glauben kann, so sagen Sie es mir mit Ihrer gewohnten freundschaftlichen Freimüthigkeit. Ich meine aber, Alles gethan zu haben, was Redlichkeit und Billigkeit von mir fordern, und was zur Beilegung alles Streites dienlich scheinen kann.

Die Zeit ist mir abermal abgeschnitten, ein Wort mehr zu schreiben, als daß ich mit unveränderlicher Hochachtung bin

Zürich, meines theuersten Freundes
den 18. Dez. 1770. ergebenster Lavater.

---

13. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Den 15. Jan. 1771.

Ich bin vollkommen beruhigt und zufrieden gestellt durch den Aufsatz, den Sie für die Jenaische Zeitung einzuschicken die Gütigkeit gehabt, und ich erkenne abermals in diesem Betragen Ihre edelmüthige Bescheidenheit, so wie ich von der andern Seite die Anekdotensucht unserer Modeschreiber höchst unedel und ärgerlich finde. Ich habe den Aufsatz nach Jena befördert. Ich hoffe doch, daß sie die Billigkeit haben werden, ihn einzurücken. Ich möchte nicht gern einem andern Neuheitskrämer wieder damit in die Hände fallen.

Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mich der Nothwendigkeit überhoben, öffentlich von dieser Sache zu reden. Ihnen aber insbesondere darf ich wol gestehen, was mir in dem Auszuge aus Ihrem, oder vielmehr Ihres Freundes Tagebuche eigentlich anstößig gewesen.

Es ist ein eingewurzeltes Vorurtheil Ihrer Glaubensgenossen, daß die Juden alle unaufhörlich die Religion der Christen und den Stifter derselben lästern, und daraus läßt sich in der Dogmatik so Manches gar bequem erklären, und im gemeinen Leben so Manches rechtfertigen, das eben so irreligiös als unvernünftig ist.

— — Es ist aber Ihnen unanständig, würdiger Menschenfreund, dergleichen Vorurtheile, die immer noch Ueberreste der alten Barbarei sind, nur zu begünstigen zu scheinen, und den Religionshaß, den wir immer mehr und mehr einzuschläfern suchen sollten, auch nur durch bloße Redefiguren aufzuwecken. Ich sage durch eine Redefigur, denn ich weiß, daß Sie im Herzen weit von dieser menschenfeindlichen Gesinnung entfernt sind, und daß die Emphasis „nefandis praejudiciis blasphemiisque“ und „continuas fratrum suorum in Jesum contumelias“ eine bloße Redezierrath sei. Allein auch Dieses könnte ich von Ihnen nicht vertragen, und am wenigsten mir so fest auf meine Rechnung setzen lassen.

Als die Stärkern noch um der Religion willen Blut vergossen, blieb den Schwächern kein andres Vergeltungsmittel, als, wie man zu sagen pflegt, Schnippchen in der Tasche zu schlagen, das heißt, bei verschlossenen Thüren die Religion ihrer Widersacher zu lästern. So wie auf der einen Seite der Verfolgungsgeist, so weicht auch von der andern Seite der Haß, und machet der Erkenntlichkeit Platz; und nunmehr ist es die Pflicht aller guten Menschen, den alten Zwiespalt zur Vergessenheit zu befördern.

Nicht andres verhält es sich mit dem Verschulden der Sadduzäer und Pharisäer an der Person Jesu! Scheint es doch, als wenn man noch immer von uns dieserhalb Rechenschaft forderte! Was weiß ich's, was meine Vorfahren vor 17—1800 Jahren zu Jerusalem für gerechte oder ungerechte Urtheile gefällt haben? Ich würde sehr verlegen sein, wenn ich für Das, was z. B. in dem hiesigen hohen Gericht zu meiner Zeit geurtheilt wird, zu stehen verbunden wäre. Wir haben übrigens, unserer Seits, von jener großen Begebenheit keine zuverlässige Nachrichten, keine Aktenstücke, keine Berichte, die wir den Ihrigen entgegensetzen könnten. — Das Toledoth Gischu ist eine Mißgeburt aus den Zeiten der Legenden und ihrer würdig, wird auch von meinen Mitbrüdern dafür erkannt. Im Talmud finden sich hier und da Spuren von Nachrichten, von denen es aber noch sehr zweifelhaft ist, ob sie dieselbe Begebenheit angehen, und die sicherlich nicht hinreichen, ein Urtheil zu fällen. — Wie kommen wir also dazu, in einer Sache, davon wir so wenig wissen, so entscheidend zu urtheilen? — Alle meine Glaubensbrüder, die nur einigermaßen billig denken, müssen wenigstens Ihr Urtheil zurückhalten und es dem großen Vergelter des Guten und Bösen anheimstellen, die Ankläger und Verfolger Jesu nach ihrem Verdienst zu

richten. Ich habe das Vergnügen, sehr viele von meinen Mitbrüdern zu kennen, die diese weise Mäßigung besitzen und sich weder blasphemias noch contumelias erlauben. Ich kenne auch so Manche, die mit mir noch weiter gehen und auf das Aussagen christlicher Zeugnisse (denn, ich wiederhole es, jüdische haben wir nicht, die zuverlässig wären) die Unschuld jenes Religionsstifters, so wie die sittliche Güte seines Charakters anerkennen, aber die ausdrückliche Bedingung dabei voraussetzen: 1) daß er sich nie dem Vater gleich gesetzt, 2) nie für eine Person der Gottheit ausgegeben, 3) daß er sich folglich die Ehre der Anbetung nie angemaßt habe, und daß er endlich 4) die Absicht nicht gehabt, die Religion seiner Väter umzustoßen, so wie er offenbar bei vielen Gelegenheiten das Gegentheil hiervon zu erkennen gegeben zu haben scheint. Diese Bedingungen sind von der äußersten Nothwendigkeit, denn in der That, wenn einige verdächtige Reden und Aeußerungen, die das Gegentheil auszusagen scheinen, in dem buchstäblichen Sinne genommen werden müßten, so würde das Urtheil über die moralische Güte seiner Absichten eine ganz andre Wendung nehmen.

Auch was von dem Messias, den ich erwarten soll, gesagt wird, ist nicht völlig nach meinem Sinne. Ein Messias spiritualis heißt, so viel ich weiß, ein Erlöser, durch welchen wir selig zu werden hoffen, und einen solchen erwarte ich nicht, denn ich kann nur unmittelbar durch Gott selig zu werden hoffen. Der Messias, wie er in dem Aufsatze beschrieben wird, ist, nach meinen Grundsätzen, ein Messias terrestris, und auch von diesem erwarte ich nicht, daß er universi terrarum orbis rex omniumque gentium supremus et legislator et judex sein sollte. Wie die Menschen jetzt beschaffen sind, würde eine solche Verfassung ihr Verderben und der Untergang aller Freiheit und alles edlen Bestrebens unter den Menschen sein, dadurch sie ihre angeborne Kräfte üben, ausbilden und zur Glückseligkeit erziehen. Die Menschheit müßte ihre Natur ausziehen, wenn eine allgemeine Monarchie sollte zu ihrem Besten gereichen können.

Dieses ist es ungefähr, was ich öffentlich habe erklären wollen, wenn Ihre Gütigkeit mir nicht zuvorgekommen wäre. Es ist nunmehr um so viel besser. Das deutsche Publicum ist, wie es scheint, noch nicht dazu gestimmt, dergleichen Erörterungen anzuhören.

M. M.

Was ihn zu diesem Schritte bewogen? Nicht Freundschaft. Unter allen Irrgläubigen seiner Bekanntschaft kann ich nicht sein einziger Freund sein. Nicht das Beste seiner Religion. Ein Christ, der sich beschneiden läßt, beweiset mehr für das Judenthum, als hundert Juden, die sich taufen lassen, für die Wahrheit des Christenthums. Die Unterredung, die er mit mir gepflogen, kann ihm auch dazu nicht Anlaß gegeben haben. Er hat es gesehen, welchen Widerwillen ich bezeugte, mich auf meiner Stube, in einer Privatunterredung über diese Punkte zu erklären, wie sehr ich es verbat und durch Winkelzüge auszuweichen suchte. Nach den feierlichsten Versicherungen, daß man von meinen Worten nie öffentlichen Gebrauch machen wollte, folgte endlich eine Erklärung, davon ich nunmehr das Wesentlichste öffentlich gedruckt lese. — Meine Entfernung gegen die christliche Religion hat sich bisher noch nicht vermindert, und so lange mir Gott den Gebrauch meiner Vernunft läßt, kann sie nicht vermindert werden. — Hochachtung gegen den Stifter habe ich bezeugt; ja, aber mit der Einschränkung, wenn Jesus von Nazareth nichts mehr als ein tugendhafter Mann hat sein wollen. Warum hat Herr Lavater diese Einschränkung weggelassen?

Da ich aber einmal öffentlich aufgefordert bin, so erfordert die Schuldigkeit, mich öffentlich zu erklären; aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß es mit dem größten Widerwillen geschiehet und daß ich von mir selbst nie diese Freiheit gehabt haben würde. Ich hasse alle Religionsstreitigkeiten, und vornehmlich die vor den Augen des Publicums geführt werden. Die Erfahrung lehrt, daß sie keinen Nutzen haben: sie wirken mehr Menschenhaß als Erleuchtung. Meine Religion legt mir die Pflicht nicht auf, Andere zum Judenthume zu bekehren; ja der Bekehrungsgeist ist offenbar den Grundsätzen meiner Religion zuwider. S. Majem. Die Beobachtung der Ceremonialgesetze wird nur von uns, die wir in dem mosaischen Gesetze geboren sind, gefordert. Alle übrige Völker der Erde können nach unsern Grundsätzen selig werden, wenn sie das Naturgesetz beobachten. Wir sind zu allen Pflichten der Liebe gegen sie verbunden, sobald sie Dieses thun. Sogar befiehlt uns das Gesetz, wenn sie das Judenthum annehmen wollen, sie Anfangs durch Gegenvorstellungen davon abzuhalten. — Wozu sollten wir also Religionsstreitigkeiten führen? Etwa unser Ceremonial-Gesetz zu rechtfertigen? Jesus von Nazareth und die Apostel selbst haben uns davon nicht befreiet.

Wozu die Menge Widerlegungen des Judenthums, da wir doch, wie jeder Schüler weiß, gänzlich zu Boden sind? — Sollen wir uns bekehren? Wir sind ja verstockte, muthwillig verstockte Bösewichter, die die Wahrheit sehen und nicht erkennen wollen. Dieses wird ja in allen Lehrbüchern bewiesen. Zwar kann ein vernünftiger Mann nicht begreifen, wie es möglich sei, muthwillig eine Wahrheit nicht erkennen zu wollen, die mich von Schmach und Unterdrückung befreien würde. Allein was braucht es ein Vernünftiger zu begreifen?

Freilich, daß dieses verachtete, verstoßene Häuflein noch immer existiret — gesegnet sei die Asche des menschenfreundlichen Theologen, der zuerst gesagt, Gott erhielte uns als einen sichtbaren Beweis von der Wahrheit der Nazarenischen Religion. Ohne diesen schönen Einfall wären wir, menschlicher Weise zu reden, längstens aufgerieben. Es ist freilich sonderbar, daß dieser sichtbare Beweis sich selber für keinen Beweis hält. Es läßt sich freilich nicht begreifen, warum uns die Nazarener bekehren und also den sichtbaren Beweis ihres Glaubens vernichten wollen?

Vergleichung des Judenthums mit dem Socinianismo, mit dem Athanasiasmo.

Zu welcher Lehre sich Lavater bekennt?

---

14. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Berlin, d. 14. April 1775.

Verehrungswürdiger Menschenfreund!

Mit dem ungeheuchelten Zutrauen, das ich in Ihre menschenfreundliche Denkungsart zu setzen niemals aufgehört habe, wende ich mich an Sie, mein theuerster Freund! in einer Angelegenheit, die die meinige ist, weil sie meine Glaubensbrüder, aber auch Ihnen nicht fremde ist, weil sie Menschen angehet. Es betrifft eigentlich die wenigen Juden, die in der Schweiz, zu Lengly und Endingen, geduldet werden. Von den besondern Umständen dieser Leute und von den Bedingungen, unter welchen man ihnen den Aufenthalt daselbst vergönnt, ist mir zwar nichts umständlich bekannt, allein aus der allgemeinen Denkungsart gegen meine Nation, die fast allenthalben wie Fremdlinge auf dem Erdboden Gottes angesehen werden, und aus der besondern Lage

der Sache in Ihrem Vaterlande kann ich mir von der kümmerlichen Subsistenz derselben eine ungefähre Vorstellung machen. Und, wie ich höre, gehet die Obrigkeit, unter welcher sie stehen, eben jetzt damit um, sie noch näher einzuschränken, und unter andern drückenden Bedingungen, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten. Die guten Leute, davon mir Einige, und unter andern vornehmlich der Rabbi, als rechtschaffene Männer, dem Ruf nach, bekannt sind, melden mir, daß Sie, verehrungswerther Menschenfreund! durch Ihren Einfluß auf Ihre Mitbürger in Zürich Vieles zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Wohle beitragen können, und weil sie von der gegenseitigen Freundschaft gehört, deren wir uns einander öffentlich versichert haben, so nehmen sie ihre Zuflucht zu mir und bitten mich um ein Vorwort zu ihrem Besten.

Nun wünschte ich sehr, meine Mitbrüder versichern zu können, daß sie weder von Ihrem Einflusse auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns, sich unrichtige Vorstellnngen gemacht, und beschwöre Sie, theuerster Menschenfreund, daß Sie sich dieser bedrängten Menschenkinder annehmen und durch Ihr Ansehen und Ihre Ueberredungskraft ihnen wenigstens ihre alten hergebrachten Freiheiten zu erhalten suchen. Diese Handlung ist Ihrer würdig und führet also ihren Dank mit sich; allein Sie verbinden auch zu gleicher Zeit zur beständigen Dankbarkeit

Ihren
unveränderlichen Freund und Verehrer
M.

II.

Correspondenz mit C. Bonnet.

1. C. Bonnet an Moses Mendelssohn.

A Genthod près de Génève le 12. Jan. 1770.

Si Monsieur Lavater avoit bien voulu, Monsieur, me communiquer l'étrange Idée de la *Dédicace*, j'aurois fait les plus grands efforts pour l'en détourner. Mais, il ne m'a envoyé cette dissonante Pièce que lorsqu'il n'étoit plus temps de m'opposer à sa publication. Je l'ai désapprouvé en entier et pour le fond et pour la forme, et je me suis hâté de lui en dire ma pensée avec cette franchise, que je sçai très bien, qui ne déplaira jamais à cet homme estimable. Voici, Monsieur, la copie fidèle de ce que je lui écrivis sur son imprudente démarche le 26. de Septembre et le 24. d'Octobre derniers.

„Si Vous m'aviés communiqué Votre *Dédicace* avant que de l'imprimer, je Vous aurois fait observer, qu'il ne me paroissoit pas convenable de dédier à un Juif un livre calculé uniquement pour les *incrédules* nés dans le sein de notre Eglise. Je Vous aurois dit encore, que Vous pressiés un peu trop cet estimable Juif, qu'il ne falloit pas le provoquer au combat, que l'auteur des *Recherches* n'avoit point provoqué au combat les *incrédules*, qu'il ne falloit pas mettre cet excellent Juif dans l'épineuse alternative de *refuter* le livre ou de

se converter: que Vous l'exposiés enfin à quelques désagrémens de la part de ses frères en revelant son estime pour le Fondateur. L'auteur se plaint encore que Vous ne lui avés point tenu parole, et que Vous l'avés beaucoup trop loué. Il n'en sent pas moins ce qu'il doit à Votre Coeur, mais Vous n'ignorés pas, qu'on se défie volontier d'un antidote, qu'on vante trop."

Vous jugés donc, Monsieur, que je n'ai pas du être surpris de la *Reponse*, que Vous venés de faire à Mr. Lavater. Il en a remis pour moi un *extrait* au courier, que je reçus avant hièr. Je mets encore sous Vos yeux la lettre, que je lui écris à ce sujet.

„Le 12. Jan. 1770.

„Je Vous l'avois prédit, Monsieur, quand Vous m'envoyâtes cette imprudente Dédicace, passés moi de terme, et certes il n'étoit pas besoin d'être *inspiré* pour Vous le prédire. Je comte bien que ceci Vous apprendera à Vous défier de Votre zèle trop ardent pour le *Palingénesiste* et pour sa logique. Relisés mes lettres, si Vous les avés encore. Je ne Vous ai jamais dit, à mon gré, toute la surprise et tout le chagrin que me causa cette Dédicace à l'estimable Mr. *Moses*. Comment s'est-il trouvé à Zurich une seule tête qui aye pu Vous la conseiller? Etoit-ce ainsi qu'on pouvoit faire gouter la *Vérité* à un Juif instruit? Je Vous l'écrivois alors, c'étoit le provoquer au combat contre moi, et puis avois-je calculé mes *Recherches* pour les Juifs? Quoi que la lettre de Mr. Moses ne soit point pour le Palingénesiste un *billet-doux*: il Vous dira néanmoins avec sa franchise ordinaire: qu'autant Votre Dédicace lui avoit déplu autant cette lettre de Mr. Moses lui plait. Il y a admiré la sagesse, la modération et l'habilité du célèbre fils de Abraham. Il faudra qu'il sache de moi-même que je n'ai jamais eu la présomtion de penser qu'un *Juif Philosophe*, qui ne s'est pas converti à la voix forte et majestieuse d'un Abbadie, se convertiroit à la foible voix d'un Bonnet."

Vous voyés, Monsieur, ce que je pense de Votre Réponse à l'honnête Diacre de Zurich. Mais ce que la

lettre que je lui ai écrite ne pouvoit exprimer aussi fortement que je le sens, c'est combien je Vous estime et Vous honore. Il y avoit long temps qu'un homme de mérite, de Vos amis et dont nous regrettons la mort prématurée, m'avoit dit tout ce que Vous valiés; je parle de Mr. Abbt, et Vos excellents écrits m'ont bien confirmé la haute idée qu'il m'avoit donné de Votre caractère moral. Je n'en suis donc que plus faché d'avoir été l'occasion quoique très innocente du désagrément que le zèle indiscret de Mr. Lavater Vous a fait éprouver. Il suffisait de Vous connoître pour être très convaincu que si Vous eussiés trouvé dans nos apologistes des argumens victorieux Vous Vous seriés fait un devoir sacré d'embrasser cette *Doctrine* que Vous ne rejettés encore que parce que Vous ne la trouvés pas asses solidement établi; il suffisait encore de connoître mon plan et son exécution pour sentir que mon livre n'étoit point adressé à la vénérable Maison de Jacob, pour laquelle mon Coeur ne cessera jamais de faire les voeux les plus vrais.

Je désirerois fort que Vos occupations Vous permissent de lire ma *Palingénesie* dans l'original: Vous jugeriés de mes vues et Vous reconnoîtriés que je n'ai composé cet ouvrage que pour ces Philosophes nés dans notre Eglise, qui vivent dans son sein et qui lui déclarent la guerre. Ce n'étoit pas même aux Généraux de cette armée devenue si nombreuse, que je m'adressois: ils sont trop vieilli dans le metier et leur fier amour-propre ne me laissoit pas des espérences raisonnables. Je ne m'adressois donc qu'aux Subalternes les plus honnêtes, donc l'esprit et le coeur pouvoit encore être éclairé et touché. Je pensois que si je leurs rendois tant soit peu *probable* la *Survivance de l'animal* je les disposerois à accorder cette de l'homme. Voilà tout le secret de ma petite production, de cette production dont Vous dites qu'elle ne Vous paroit pas avoir le prix que Mr. Lavater lui donne. Je le dis aussi après Vous, Monsieur, et je le répéterois fortement encore au Public, si l'occasion l'exigeroit. J'ai reproché à Mr. Lavater de ses éloges trop *exclusifs*.

Vous ajoutés que *Vous avés lu beaucoup* de Defenses de notre *Religion non seulement d'Anglais, mais même*

d'Allemands qui Vous ont paru plus solides et plus philosophiques que l'ouvrage de Mr. Bonnet. Je ne me parerai point ici de modestie, quelle mérite auroit elle vis-à-vis des illustres *Apologistes* que Vous avés en vue! Je ferai toujours gloire de les regarder comme mes maîtres. Je n'en appellerai donc point de Votre jugement, mais je Vous demanderai quels sont ceux de ces écrivains *qui Vous paroissent les plus solides et les plus philosophiques*, afin que je puisse les étudier, les méditer autant qu'ils le méritent. Si j'avois l'honneur de Vous être connu personnellement, Vous sçauriés combien mon amour pour le vrai est sincère, et combien est grande la juste défiance que la foiblesse de mes talens et de mes lumières m'inspire pour mes petites opinions. Je ne serai donc jamais le moins du monde choqué de tout ce qu'une saine critique Vous portera à relever auprès du Public dans mes divers écrits et en particulier dans mes Recherches. La Religion que je professe et que j'aime ne pourroit que gagner à être examinée de nouveau par le sage fils de Mendel. Je le recevrai avec une reconnoissance dont je serai très empressé à Vous donner les sincêres témoignages. Mon célèbre ami Mr. Formey qui habite dans la même capitale que Vous pourroit Vous confirmer ceci: il sçait ma manière de sentir et de penser et en particulier mes sentiments pour Vous. Peut-être mon caractère moral a-t-il été asses empreint dans mes ouvrages, pour que Vous ayes pu l'y reconnoître.

Vous dites encore, Monsieur, dans la même Reponse à Mr. Lavater, si je ne me trompe, la pluspart des hypothèses philosophiques de l'auteur *ont pris naissance dans notre Allemagne.* Comme je connois la Droiture et l'honnêteté de Votre âme, je suis très persuadé que Vous n'avés point prétendu insinuer par ces expressions que je me suis approprié *tacitement* les *Hypothèses* des Philosophes allemands. Cependant j'ai lieu de craindre, que certains Lecteurs ne tirent de Votre phrase des choses que Vous n'avés point voulu y mettre et que je ne sçaurois y voir. Le *Plagiat* m'a toujours fait horreur et toujours je me suis fait un devoir étroit de reconnoître ce que je devois aux écrivains qui m'avoient précedé. Ma Palingénesie surtout

est pleine des éloges du prodigieux Leibnitz et Vous pourriés voir dans la Partie VII les hommages que je me plaisois à lui rendre. Mais ne me sera-t-il pas permis de penser que mes *Hypothèses* sur les opérations de nôtre âme, sur les réproductions des Etres vivans, sur l'état futur de l'homme et des animaux le sont plus à moi qu'aux Sages de l'Allemagne? Je parle principalement du développement des Idées, de leurs expositions, de l'enchaînement, de la clarté et de la précision que j'ai tâché d'y repandre. Vous êtes un des meilleurs juges de tout cela, et j'en appelle avec confiance à Votre jugement.

Il est dans Votre *Lettre* une Chose dont je ne puis me développer le sens; la voici: *l'application et l'usage que l'auteur fait des considérations générales qu'il met à la tête de son ouvrage, cette application qu'il en fait pour la Defense de sa Religion m'a paru si vacillante et si arbitraire que j'ai presque méconnu un Bonnet. Je me ferois presque fort de défendre telle Religion que l'on voudroit avec les mêmes argumens.* Seroit-il possible, Monsieur, que Vous Vous fussiés mépris sur le ton réservé ou peu décisif que j'ai pris dans un écrit consacré aux *incrédules Philosophes* qu'un ton plus décisif ou plus affirmatif auroit révolté? D'ailleurs combien ce ton modeste ou peu affirmatif convenoit-il à la médiocrité de mon Génie! combien étoit-il assorti à la hauteur des matières que je traitois, et à la disproportion des mes talens avec ces matières! Je n'ai donc été ici qu'un simple *chercheur*. Souffrés que je Vous le fasse remarquer. J'ai défendu ma Religion précisement par les mêmes argumens que Vous seriez fort d'employer pour défendre la Vôtre. Soutiendriés-Vous par les mêmes argumens la Religion de Mahomet ou celle de Confucius? Je Vous conjure de me relire et j'en appelle de Votre part à un nouvel examen. Comment, je Vous prie, prouveriés Vous à un Incrédule que Moïse a existé, qu'il a fait des Miracles, qu'il a donné à Votre nation une *Loi*, que cette *Loi* est *divine* etc., comment, dis-je, prouveriés-Vous tout cela à un Incrédule par des argumens plus probans ou plus victorieux que ceux dont j'ai fait usage pour établir la vérité du *Christianisme*? Il ne s'agit ici que de la Preuve de Fait et je croyois l'avoir maniée

conformement aux règles de la bonne Logique. Il est vrai que j'ai fort élagué mes preuves; j'en ai dit les raisons dans ma préface, je les ai aussi fort concentrées et peut-être qu'aucun Apologiste n'a été plus serré que j'ai tâché d'être dans mes Recherches. Je Vous le repète que je ne penètre pas bien le sens de Votre assertion.

J'aurois regardé, je Vous assure, comme un avantage précieux de conférer avec Vous sur les points qui nous séparent et que je souhaiterois ardemment que ne nous séparassent plus. La distance des lieux me prive de cet avantage, mais je Vous aurai au moins exprimé des intentions dont la pureté égale la vérité et pour la Vertu, le même Décalogue, la même modération dans le Coeur et le même estime l'un pour l'autre. L'amitié est bien près de toutes ces bonnes choses. Je ferois grand cas de la Vôtre et la mienne Vous seroit très acquise. Agréés que je Vous en donne une legère marque en Vous envoyant un Exemplaire de cette *Palingénesie* qui a joué un si mauvois tour à l'estimable pasteur de Zurich, et que Votre bon Coeur lui a déjà pardonné en faveur de la blancheur de son âme. Il ne m'avoit point communiqué les notes de sa traduction. Il en est auxquelles je ne sçaurois souscrire et qu'il eut mieux fait de supprimer.

Recevés les assurances les plus vraies de la grande estime et de la considération très distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

BONNET.

---

2. Moſes Mendelsſohn an C. Bonnet.

D. 9. Febr. 1770.

Die unangenehme Empfindung, die Sie, mein Herr! von dem Vorfalle zwiſchen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weiſe Beſcheidenheit, mit welcher Sie ſich in Ihrem Schreiben vom 12. Jan. darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. Es iſt ſeltſam, daß drei gute Menſchen, die ſich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem beſten Willen von der Welt ſich einander wechſelsweiſe Verdruß machen müſſen. Was mich am

Meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben. Der Diaconus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit befreiet geblieben. Die innere Kränkung, welche ich über des Herrn Lavater Zumuthung gelitten, ließ mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin. Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie jetzt finde. Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben. Also ist die Aufforderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilliget worden; also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen ließen! Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Bessern belehren werde. Erst zu Ende des Dezembers meldet mir Herr Lavater, daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als zehn Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund! dem Diaconus zu Zürich und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit. Es ist unser Aller nicht würdig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, dem müssigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. Sind mit diesen besondern Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden? Was thut Dieses? In unsern Ohren würden diese Namen nichts Feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen

die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!

Sie können leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr! scheinen von der Natur zu diesem Amte nicht besser begünstiget zu sein. Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir diesen Ausdruck) fast zu weit getriebene Bescheidenheit schicken sich für keinen geistlichen Athleten. Ich halte den Diaconus zu Zürich für wahrheitliebend genug, sich hierin von Ihnen belehren zu lassen. In diesem Falle ist unsere Streitsache geendiget, und sie hat für mich die unschätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmtesten Weltweisen unserer Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, besaß ein wenig von der Eigenschaft, die Sie dem Herrn Lavater verweisen, und die an einem jungen Menschen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten ist. Enthusiastisch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob desto weniger nützen und auch desto weniger gefallen kann, je uneingeschränkter es ist. Ein Beweis hiervon ist seine Vorrede zu der Brochüre von meinen Schriften, die er unter Ihren Augen ins Französische übersetzt hat. — Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in seinen freundschaftlichen Briefen von Ihrem Charakter sowol als von Ihren Einsichten beibrachte, durch die Considérations sur les corps organisés, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen bestätiget, und seit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen studiret.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden. In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthum zuschreiben, und ein Jude oder Mahomedaner sein. Alle die Lehren, die dem Christenthum eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen; aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie erklären, um keine Sekte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn Lavater auch

merken lassen. Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt, und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden, wenn sie eine haben, unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir eine jede Apologie, in welcher man sich auf die besondern Lehren des Christenthums einläßt und solche mit der Vernunft übereinstimmend zu machen suchet, philosophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, gibt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will. Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist, die Ungläubigen in Ihrer eignen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze Ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen; so muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie erinnern, daß ich durch die Worte les hypothèses philosophiques de l'auteur ont pris naissance dans notre Allemagne die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen. Selbst die Besorgniß einer falschen Auslegung, die man, wie Sie zu sagen belieben, meinen Worten wider meine Absicht geben könnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von Ungefähr vor wenigen Tagen in einer Deutschen gelehrten Zeitung gelesen hätte, daß Ihnen von Jemanden dergleichen lieblose Beschuldigungen gemacht worden sind. Ich glaube, daß man in metaphysischen Dingen mit solchen Beschuldigungen nicht behutsam genug sein könne. Neue Wahrheiten sind, wenn man will, in dieser Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die untersucht zu werden verdienen, das pour und das contre schon so vielmal wechselsweise behauptet, daß, wer etwas ganz Neues sagen will, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiser schon geklagt hat, soll das Ungereimte selbst bereits zu seiner Zeit von noch älteren Weltweisen erschöpft gewesen sein. Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypothesen gefunden oder finden wollen? Er selbst hat selten Etwas behauptet, ohne

es aus einer vielleicht übertriebenen Bescheidenheit irgend einem Alten zuzuschreiben. — Ich kann Ihnen meinerseits die Hypothese von präordinirten Wunderwerken mit ausdrücklichsten Worten in verschiedenen Stellen des Majemonides, und die von einem subtilen, organisirten, ätherischen Leibe, der in diesem groben Körper eingehüllet und der eigentliche Sitz der Seele ist, in alten cabbalistischen Büchern zeigen, die Ihnen sogar dem Namen nach wahrscheinlicher Weise unbekannt sein werden. Diese letztern nennen diesen subtilen Körper Rouach, Geist, zum Unterschiede von der Seele, Neschamah, und sprechen: der Geist sei ein Vehiculum der Seele u. s. w. — Allein, wer in metaphysischen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von sich selbst bemerken, die Begriffe aufheitert und die Wahrheiten aus einem neuen Gesichtspunkte zeiget, wer sie mit andern wichtigen Wahrheiten in Verbindung bringet, und den planen Menschenverstand bis auf die sublimsten Speculationen hinaufführet, Dem kann meines Erachtens in dieser Wissenschaft das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden. Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt gewesen, Ihnen dieses Verdienst streitig machen zu wollen, und erbiete mich, Dieses bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Absicht war bloß, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn Lavater zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er mir zu meiner Bekehrung anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind; daß, nach dem Leibnitz, die Monadisten alle, und vornehmlich Hansch, Bulfinger, Canz, Baumgarten durch subtile Speculationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet; und daß ich, als ein Deutscher, meine Landsleute gelesen habe. Die gehässige Beschuldigung, deren Sie erwähnen, ist mir dabei so wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvorzukommen oder sie abzulehnen.

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: l'application et l'usage que l'auteur fait etc. m'a paru si vacillante et si arbitraire etc. und Sie scheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Bescheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse dem Leser vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: je me ferois presque fort de défendre telle Religion qu'on voudroit avec les mêmes argumens, und Sie fragen, ob ich

mich unterstünde, mit eben den Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Mosis und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen andere Gründe haben könnte, als diejenigen sind, deren Sie sich zum Behuf des Christenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über diese Fragen mich etwas umständlich zu erklären.

Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die sokratische Bescheidenheit, die mit der festesten innerlichen Ueberzeugung die äußerlichen Merkmale der Schüchternheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe, und daß ich viel mehr von der Materie, als von der Form Ihrer Argumentation gesagt habe, daß sie mir willkürlich und schwankend scheine. Meine Gründe sind diese:

In so weit eine jede Offenbarung ein historisches Factum voraussetzet, kann ihre Wahrheit nicht anders, als durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente dargethan werden. Hierin stimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr! machen mit andern Apologisten des Christenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, so sei an seiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln; und nunmehr beweisen Sie in der That durch eine sehr gesunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können. Diese Argumentation ist es, von der ich sage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugnisse haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jesu von Nazareth von außerordentlichen Männern unsers Glaubens verrichtet worden sind? Und diese Zeugnisse sind uns wenigstens so glaubhaft, so ehrwürdig, als Ihnen die Ihrigen. Hier sind also Zeugnisse wider Zeugnisse.

Eine von meinen Glaubensgenossen selbst verfolgte jüdische Sekte in Polen und an den Grenzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben, und ich kenne ansehnliche und so viel ich weiß auch rechtschaffene Männer, die solches als Augenzeugen bestätiget haben. Ihre Widersacher und Verfolger selbst gestehen ihnen die Facta ein, schreiben sie aber, wie gewöhnlich, der Zau-

berei zu. Alles Dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Sekte selbst, — wenigstens ist mir noch keine Schrift von dieser Sekte zu Gesichte gekommen, — sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsre Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und ich weiß selbst nicht, was daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist.

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und der Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Factum eingestehen, nichts anders als Wunderwerke sein können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsversammlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftiget worden, einer Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gerichte für glaubwürdig gehalten werden müssen. Was wollen wir dieser Religionspartei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß all ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte?

Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebene Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unwürdig ist, den Lauf der Natur um einer unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist, ob in einem großen Buche große Sätze enthalten oder nicht enthalten sind.

Allein, ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palingenesist sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht, kann ein Schüler des Jansenius sagen, daß diese Wunder, wenn sie zugegeben werden, zugleich indirecte Beweise von der Wahrheit der päbstlichen Religion und des Christenthums überhaupt abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrige Sekten und Meinungen der Menschen ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung durch den Augenschein zu widerlegen. Wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig, in unsern ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unwürdig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder Andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andre Abwege gerathen sind, durch die unleugbare Evidenz der Sinne zurückzuführen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann,

Wunder geschehen zu lassen, so wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religionspartei dazu ausersehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kömmt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besondere Sekte von allen übrigen unterscheidet, scheine von keiner Erheblichkeit; so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sei, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möchte wichtig oder unwichtig sein. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will, so kann sie solche nirgend anders, als bei der Sekte, die in Allem die Wahrheit für sich hat, geschehen lassen. Man wird im alten und neuen Testament manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Voraussetzung gehabt; allein der Endzweck, der indirecte dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und des allerhöchsten Wesens anständig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unsern Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, mittelbar und indirecte aber alle Irrgläubige und Ungläubige in den Schooß der Kirche zurückzuführen u. s. w. — Ich wiederhole also meine Frage: was können wir diesen Leuten entgegensetzen, wenn wir unsern Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre erste Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so stehet ihnen der Weg der Retorsion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigene Unparteilichkeit zu verlassen, und wie können wir verlangen, daß Andre uns, die wir Partei sind, zugleich als Richter erkennen sollen. Die Wunder der Christen, Juden und Mahomedaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Sekten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu den Zeiten des alten Glaubens Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden sind. Auch falsche Propheten sollen haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei? Geheime Künste? Oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu besserm Gebrauche verliehenen außerordentlichen Gaben? getraue ich mir nicht zu entscheiden. Genug, daß die Gabe Wunder zu thun für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden. Der Gesetzgeber der Juden erkläret sich hierüber mit deutlichen Worten (Deuteron. 13, 2. 3. 4.) und Jesus von Nazareth spricht eben so ausdrücklich, vielleicht noch entscheidender von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke: Es werden falsche Christe und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführt werden ꝛc. (Matth. 24, 24.). Wenn also diese beide Gesetzgeber lehren, daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger, wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können?

Mit der Sendung Mosis hat es eine andre Bewandniß. Diese gründet sich nicht bloß auf Wunderwerke, denn, ich wiederhole es, Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich angegeben worden. Sie beruhete vielmehr auf einem weit sicherern Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen und mit ihren Ohren gehöret, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dolmetscher eingesetzt hat. Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohrenzeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines fernern Zeugnisses, noch Beweises. Daher es auch heißt (Exod. 19, 9): Und der Herr sprach zu Mose, siehe ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke, damit das Volk höre, daß ich mit dir rede, und auch dir glauben möge ewiglich, und an einem andern Orte: Dieses wird dir zum Beweise dienen, daß ich dich gesendet habe, wenn du das Volk aus Aegypten geführt hast, sollt ihr Gott anbeten auf diesem Berge (ibid. 3, 12). Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Mosis, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist

wahr, Moses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Nation erforderten. Er berief sich aber allezeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein Dieses ist nach unsern Religionsgesetzen ein bloß positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf die Aussagen zweer Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweer Zeugen ist nicht untrüglich; die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es eben so wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und unserm Zweifel Grenzen setzen, damit wir in vorkommendem Falle eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkür eines Jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge, bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung. Wer sich also auf Wunderwerke berufet, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdringen, will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiseskraft der Wunderwerke unser Gesetz aufheben und ein neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Völker und Religionen rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrige entgegen und versagen Allen unsern Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt, ich wollte mich getrauen, welche Religion man will, durch eben dieselbe Argumentation zu vertheidigen. Sie sehen, daß Sie sich nicht weniger auf den falschen Gesichtspunkt beziehen, aus welchem mich Ihr Uebersetzer das Werk hat betrachten lassen. Ich kann also keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung wider Herrn Lavater, wenn diese unvermeidlich sein sollte. Sobald ich indessen das Vergnügen haben werde, das Exemplar von der Palingenesie zu erhalten, damit Sie mich beehren, so werde ich sie mit großer

Begierde nochmals in der Urschrift lesen, wo mich weder die Zueignungsschrift, noch die Noten des Uebersetzers verhindern werden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen. Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtungen gar nicht zusammen kommen, so kenne ich Ihre unsterbliche Verdienste aus andern philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu sein.

Mit unaussprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann, und ich kann Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn Lavater den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen, denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieser Benennung würdiger zu machen, und wünsche nichts so sehr, als eine Gelegenheit, die vollkommenste Hochachtung und aufrichtige Freundschaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Moses Mendelssohn.

---

3. C. Bonnet an Moses Mendelssohn.

A Genthod près de Génève, le 24. Juin 1770.

J'avois été si satisfait, Monsieur, de Votre obligeante Réponse du 9 de Février, que je n'aurois pas différé un instant de Vous le témoigner, si je n'avois été fort occupé d'un écrit que je voulois soumettre à Votre jugement, et qui sera bientôt entre Vos mains. Votre excellente Réponse m'a paru la peinture fidèle de Votre esprit et de Votre Coeur, et je Vous assure, que j'ai gouté un plaisir bien vrai en la contemplant. Partout dans le Moral comme dans le Physique le Bien sort du Mal, l'Ordre naît du Désordre. La dissonante *Dédicace* de mon trôp zelé traducteur, qui ne sembloit faite que pour allumer une longue guerre entre le Juif de Berlin et le Chrétien de Génève,

est précisement ce qui a formé entre les deux amis du Vrai une liaison dont ils se sont plû à se donner réciproquement les assurances les moins équivoques. Ce qui m'a le plus touché, Monsieur, dans Votre lettre, c'est la confiance que Vous m'y témoignés, et dont Vos objections même m'ont fourni la preuve. Vous avés ainsi rendu à ma manière de sentir et de penser la même justice que j'avois aimé à rendre à la Vôtre. En vérité, je ne crois pas qu'il fut possible de rencontrer dans la République des lettres deux hommes plus ennemis du Polémique que le Phédon moderne et le Palingénesiste. Je dirai plus; nous sommes à cet égard les deux êtres les plus disgraciés de la Nature. Nous nous en consolons facilement parce que nous avons la simplicité d'imaginer qu'il vaut mieux s'aimer que triompher l'un de l'autre ou apprêter à rire aux Mocqueurs. Nous nous en consolons encore parce que nous n'avons jamais vu ni Vous ni moi que les Disputes littéraires ayent conduit à la vérité, et que nous avons vu souvent qu'elles n'ont servi qu'à alimenter l'amour-propre des combattans et à transformer par degrés les syllogismes en injures. Mais, indépendamment de toutes ces considérations, comment un Chrétien aussi équitable qu'ami de la Paix pourroit-il se résoudre à entrer publiquement en lice contre un Juif, tandis que celui-ci vit sous la protection des Chrétiens? Il faudroit donc pour rétablir l'égalité transporter la scène chès les Troglodites ou dans les Terres australes.

Je Vous le répète, Monsieur, Vos objections m'ont été très agréables, et en me les proposant aussi en détail et avec tant de candeur Vous m'avés servi comme j'aime à l'être, et Vous m'avés donné une marque de Votre estime et de Votre confiance dont je sens tout le prix et dont Vous étiés très sûr que je n'abuserois jamais. Je ne tenterai pas de résoudre ici ces objections: j'ai essayé de le faire dans une nouvelle édition que je viens de publier séparement de ces *Recherches sur les preuves du Christianisme*, qui occupent les dernières parties de la Palingénesie; et c'est de ce morceau, le plus important du livre, que je Vous parlois au commencement de cette lettre. J'avois été fort sollicité de réimprimer *à part* ce morceau: j'ai cedé à des sollicitations dont le but me paroissoit très

louable. J'ai donné à cet écrit une autre forme. J'y ai fait ça et là des *additions* plus ou moins considérables. J'ai fait en sorte qu'il fut un peu plus à la portée du commun des lecteurs. J'ai placé au bas des pages un bon nombre de Notes explicatives ou instructives, et c'est dans quelques-unes de ces *Notes* que j'ai tenté de répondre aux Difficultés du sage Fils du Mendel. Mais, parce que je ne voulois point du tout paroitre rompre une lance avec lui, et donner le moins du monde à ces Notes l'air du Polémique, je me suis proposé à moi-même ces Difficultés et je les ai fait sortir du fond même de mon Sujet. Il m'en a, je Vous assure, couté beaucoup d'en user ainsi; j'ai été privé par-là d'un plaisir auquel mon coeur auroit été extrèmement sensible; je n'ai pu dire au Public tout le bien que je pense du vertueux Phédon et lui donner ainsi une marque publique des sentimens qu'il m'a inspirés pour lui. Plaignés donc le pauvre Palingénesiste d'avoir été dans l'obligation indispensable d'imposer silence à son coeur en essayant de répondre à des objections qu'il tenoit de Votre amitié et dont la sienne Vous devoit l'examen. A coup sûr, Vous n'avés pas besoin que je Vous dise, avec quel plaisir et avec quelle reconnoissance je recevrai les remarques que Vous voudrés bien me communiquer sur ces Notes et sur le reste de l'ouvrage. L'attention que je donnerai à Vos remarques sera proportionnée au cas singulier, que je fais de Votre mérite et de Vos lumières. L'exemplaire est parti de Génève, à Votre adresse, le 18 du passé, et j'espère qu'il Vous parviendra dans la 2de semaine du mois prochain: recevés-le comme un nouveau témoignage des sentimens que l'auteur Vous a voués.

Un bon ami m'a traduit en François Votre *Addition* allemande à la *Réponse* de l'honnète Diacre. J'y ai bien reconnu les sentimens de l'honnêteté, de modération qui Vous animent et Vous animeront toujours. Je Vous dois en mon particulier de sincères remercimens de divers articles qui me concernent dans cette Addition, et surtout des soins que Vous avés pris pour prévenir l'odieuse accusation de *Plagiat*, que des mauvois esprits auroient pu tirer de quelques expressions de Votre premier écrit. Vous avés fait à cet égard tout ce qu'il étoit possible de faire,

et la manière dont Vous Vous êtes énoncé sur ce sujet ajoute beaucoup à ma reconnoissance.

J'ai été aussi fort content de l'écrit du pieux Pasteur, — il a plainement répondu à l'idée très avantageuse que j'avois de son caractère moral. Cet écrit et le Vôtre, Monsieur, m'ont offert un spectacle bien intéressant pour l'humanité, et dont malheureusement la République des Lettres fournit trop peu d'exemples. S'ils avoient été moins rares, ces exemples, on n'auroit jamais eu à discuter la triste question, si les Lettres corrompent les Moeurs.

Vous aurés, sans doute, reçu il y a déjà de temps, la Palingénesie françoise, que mon libraire de Génève s'étoit chargé de Vous faire parvenir. Elle Vous aura présenté une Perspective, que Votre âme sensible et bienfaisante n'aura pas contemplé d'un oeil indifférant. Cette *Réstitution future* de tous les êtres sentans que j'ai osé développer un peu plus et autrement qu'on ne l'avoit fait avant moi, ne Vous aura point semblé une *Hérésie*, et Vous m'aurés sçu gré d'avoir plaidé la cause de tant d'innocentes victimes de notre sensualité, de notre curiosité ou de nos caprices. Vous aurés saisi promptement tout le secret de cette marche philosophique par laquelle je voulois conduire insensiblement l'Incrédule honnête à des vérités sublimes qu'il a le malheur de méconnoître, et qui ont une si grande influence sur le bonheur du Genre humain.

La lettre que j'avois eu l'honneur de Vous écrire le 12 de Janvier n'avoit point été ouverte dans les Bureaux. Je l'avois envoyée à Génève à un ami très discret qui devoit la faire parvenir à Berlin à un de ses amis, chargé de Vous la remettre en main propre. Elle étoit sous *Cachet volant* et mon ami ne l'avoit pas bien cachetée. Je remets celle-ci au Courier. Je ne sçaurois la finir sans Vous renouveller les assurances des sentimens pleins d'estime, d'attachement et de considération avec lesquels j'ai l'honneur d'être,

Monsieur,

Votre très humble et très obéissant serviteur

C. Bonnet.

de div. Acad.

III.

Correspondenz mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel.

---

1. Moses Mendelssohn an den Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Herr!

Ich bediene mich der gnädigsten Erlaubniß, die Ew. Durchlaucht mir zu ertheilen geruht, mit einem Exemplar von der dritten Auflage des Phädons unterthänigst aufwarten zu dürfen. Die huldreichen Ausdrückungen, in welchen Ew. Durchlaucht Dero Wohlgefallen an diesem kleinen Tractate zu erkennen zu geben geruhet, werden meinem Geiste jederzeit gegenwärtig bleiben, und mich mitten unter unvermeidlichen Zerstreuungen aufmuntern, zum Dienst der Wahrheit und Tugend ein Mehreres zu wagen.

Ich kann mich nicht schmeicheln, die Unsterblichkeit der Seele so handgreiflich erwiesen zu haben, daß ein Zweifler also fort davon überführt werden müßte, so wie man etwa einen geometrischen Satz nicht mehr in Zweifel ziehen kann, sobald man den Beweis davon einmal versteht. Eines solchen Beweises ist, meines Erachtens, diese Lehre noch weniger, als irgend eine philosophische und moralische Wahrheit fähig. Hat der Leser überdem eine Abneigung gegen metaphysische Untersuchungen, so können ihm meine Gründe desto weniger einleuchten, da ich an manchen

Stellen habe subtil sein müssen, um nicht seicht zu sein. Der Modeton, der Alles nur leicht berührt, nichts ergründet, fängt zwar auch an in die Deutsche Philosophie einzudringen. Allein Ew. Durchlaucht würden sicherlich den Phädon keiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben, wenn er in diesem Tone geschrieben wäre. Sie lieben die Philosophie als Freundinn und Rathgeberinn, nicht bloß als angenehme Schwätzerinn, die müssige Stunden vertreiben kann.

In dem Anhange habe ich mich in der dritten Auflage über den Vorwurf erklären müssen, ich hätte dem Sokrates Gründe in den Mund gelegt, die man nur aus der geoffenbarten Religion haben könnte, wie nicht weniger über einige Einwürfe, die wider meinen Begriff von der Harmonie unsrer Pflichten gemacht worden sind. Wäre unsre Seele nicht unsterblich, so würden meiner Einsicht nach die erhabensten Tugenden, die wir an Helden mit Ehrfurcht wahrnehmen, mit den Pflichten einer unüberwindlichen Selbsterhaltung streiten und diesen Streit würde der allweise Richter selbst nicht entscheiden können. Glücklich ist der Weise, der seiner Unsterblichkeit sicher ohne diesen innern Kampf Held sein darf! Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht u. s. w.

Berlin, den 9. Nov. 1769.

---

2. Der Erbprinz von Braunschweig=Wolfenbüttel an Moses Mendelssohn.

Mit aufrichtiger Erkenntlichkeit habe das Vergnügen gehabt, sowol die dritte Auflage des Phädon, wie auch das Schreiben an Herrn Lavater zu erhalten, welches mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welchen man im Voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele als die Ihrige. Wie sehr wünschte ich die Betrachtungen über den Bonnet zu sehen; denn nichts kann Einem unsers Glaubens wichtiger sein, als zu bemerken, wie ein unter dem Mosaischen Gesetz lebender Philosoph den historischen Beweis von Moses führt, in welchem wir mit ihm einstimmig sind, und wie zugleich denen historischen Beweisen ausgewichen wird, auf welchen der christliche Glaube sich gründet, welcher ja größtentheils auf Zeugnissen beruht, welche unter dem Mosaischen Gesetz als

Göttliche Eingebung angenommen worden. Ob ich wünschen soll, daß ferner in Sie gedrungen werde, diese Betrachtungen öffentlich bekannt zu machen, muß dahin gestellt sein lassen aus den p. — in dem Antwortschreiben angeführten Gründen. Glücklich würde ich mich schätzen, Denenselben Proben von der wahren Hochachtung geben zu können, mit welcher zeitlebens verbleibe

Deroselben

Braunschweig,
den 2. Jan. 1770.

ganz ergebener
Carl W. S. Erbprinz zu Braunschweig und Wolfenbüttel.

---

3. Moses Mendelssohn an den Erbprinzen von Braunschweig=Wolfenbüttel.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Herr!

Ew. Durchlaucht würde ich keinen Anstand nehmen, meine Betrachtungen über den Bonnet gehorsamst zu übersenden, wenn solche nicht immer noch mehr in mir als auf dem Papiere existirten. Was davon aufgezeichnet ist, bestehet in abgerissenen Betrachtungen, die das Licht eines erleuchteten Kenners noch scheuen müssen. Ich habe die beste Hoffnung, daß es unnöthig sein wird, sie weiter auszuführen und in Ordnung zu bringen. — Um aber Ew. Durchlaucht gnädigstem Befehl zu gehorchen, werde zur Beantwortung der mir vorgelegten Fragen das Nöthige aus meinen Gegenbetrachtungen anführen, in dem festesten Zutrauen zu Dero Weisheit, daß das freimüthige Bekenntniß, welches ich nur Ihnen ablege, Niemanden zu Gesichte kommen wird, dem es zum Aergerniß oder Mißbrauch Gelegenheit geben könnte. —

Erste Frage.

„Was hat ein unter dem Mosaischen Gesetze lebender Weltweise für Grund, die historischen Beweise des A. T. anzunehmen und des Neuen zu verwerfen?"

Durchlauchtigster Prinz! Ich kann keinem Zeugnisse trauen, das, meiner Ueberzeugung nach, einer ausgemachten, unumstößlichen Wahrheit widerspricht. Nach der Lehre des N. T. (wenigstens wie dieses in öffentlichen Lehrbüchern erklärt wird) muß ich 1) eine Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen, 2) die Mensch=

werdung einer Gottheit, 3) das Leiden einer Person der Gottheit, die sich ihrer göttlichen Majestät entäußert hat, 4) die Genugthuung und Befriedigung der ersten Person in der Gottheit durch das Leiden und den Tod der erniedrigten zweiten Person und noch viele andere diesen ähnliche oder aus diesen fließende Sätze bei Verlust meiner ewigen Seligkeit glauben. — Nun kann ich zwar und will auch meine Urtheilskraft keinem vernünftigen Wesen zur Richtschnur aufdringen. Wer bin ich elendes Geschöpf, der ich mich Dieses vermessen sollte? Aber ich selbst kann die Wahrheit nicht anders als nach meiner Ueberzeugung annehmen und ich gestehe, daß mir die angeführten Sätze den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß schnurstracks zu widersprechen scheinen. Ich kann sie meiner Ueberzeugung nach mit Dem, was mich Vernunft und Nachdenken von dem Wesen der Gottheit und ihren Eigenschaften gelehrt hat, nicht in Harmonie bringen, und bin also gezwungen, sie zu verwerfen. — Wenn ich diese Lehren im A. T. fände, so würde ich auch das A. T. verwerfen müssen, und wenn ein Wunderthäter, sie zu bewähren, vor meinen Augen alle Todten erweckte, die seit Jahrhunderten begraben worden, so würde ich sagen: der Wunderthäter hat Todte erweckt, aber seine Lehre kann ich nicht annehmen. — Hingegen finde ich im A. T. nichts, das diesen Lehren ähnlich siehet, nichts, das meiner Ueberzeugung nach mit der Vernunft streitet. Daher kann ich mich mit gutem Grunde auf die historische Glaubwürdigkeit verlassen, die wir diesen Schriften einstimmig zuerkennen. Der Unterschied, den ich zwischen den Büchern des alten und neuen Testaments mache, besteht also darin: jene harmoniren mit meiner philosophischen Ueberzeugung oder widersprechen derselben wenigstens nicht, diese hingegen fordern einen Glauben, den ich nicht leisten kann. — Ich weiß, daß nach der geheimen Lehre einiger vortrefflichen Männer, die es mit der Wahrheit und der christlichen Religion sehr gut meinen, alle diese der gesunden Vernunft wie es scheint anstößige Sätze für menschliche Zusätze erklärt werden. Nach dem Lehrbegriff dieser Weisen, den man in England schon öffentlich auszubreiten anfängt, war der Stifter der christlichen Religion ein Mensch, wie wir übrigen auch sind, — aber ein Gesandter und Prophet Gottes, etwa wie der Stifter der jüdischen Religion, oder noch größer, und er hatte den Beruf unmittelbar von Gott, die alte natürliche Religion in ihre geheiligten Rechte einzusetzen, die Menschen von ihren Pflichten und von

ihrer zukünftigen Glückseligkeit zu unterrichten und seine Lehre durch übernatürliche Wunderwerke zu bekräftigen. — Herr Bonnet hat seine Religion auch nur von dieser vortheilhaften Seite gezeigt, und obgleich nicht daraus zu beweisen ist, daß er Dasjenige, was er verschweiget, nicht auch für wahr halte, so müßte ich Dieses doch auf eine Zeitlang voraussetzen, um die christliche Religion der unitarischen Christen mit der meinigen zu vergleichen.

Ich mache an diese Verbesserer der herrschenden Religion noch folgende Anforderungen:

1. Sie müssen in ihren Lehrgebäuden nicht, wie Herr Bonnet gethan, den Satz zum Grunde legen, daß das Judenthum und noch weit mehr die natürliche Religion zur künftigen Glückseligkeit der Menschen unzureichend sei. Da die Menschen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein. Diesen Satz getraue ich mir als Criterium der Wahrheit in Religionssachen anzugeben. Eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn sie harmonirt nicht mit den Absichten des allbarmherzigen Schöpfers.

Nach der verbesserten Form, welche diese Lehrer der Religion gegeben, haben sie auch zu dieser Ausschließung nicht den geringsten Grund. Wenn der Stifter bloß den Beruf und die Absicht gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, und die Menschen von ihrer ewigen Seligkeit zu versichern, so muß es zu meinem Heile hinreichend sein, wenn ich nach der natürlichen Religion lebe und die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele von ganzem Herzen annehme. — Daß ein gewisser menschlicher Lehrer dereinst den göttlichen Beruf gehabt, diese Lehre durch Wunder zu bekräftigen, Dieses zu glauben kann keine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit sein.

2. Die Ewigkeit der Höllenstrafen wird hoffentlich in diesem gereinigten System keinen Platz finden. Allein auch die Lehre von der Genugthuung und Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit wünschte ich reformirt zu sehen. — Die göttliche Gerechtigkeit heischet keine Genugthuung, sondern eine Bestrafung, eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum Besten gereichet. Sobald in der Haushaltung Gottes die Strafe nicht mehr zum ewigen Wohl des Sünders unentbehrlich ist, so wird sie ihm erlassen.

3. Daß ein Unschuldiger die Schuld eines Andern trage, und wenn er sie auch freiwillig übernehme, kann, meinen Be=

griffen nach, in dem Staate Gottes von dem allergerechtesten Wesen nicht zugelassen werden. Auch aus diesem Satze folgen einige nöthige Verbesserungen, die sich von selbst ergeben.

4. Von der Erbsünde weiß die gesunde Vernunft nichts und das A. T. eben so wenig. Adam hat gesündiget und ist gestorben, seine Kinder sündigen und sterben, aber sie sind nicht durch seinen Sündenfall dem Guten abgestorben und in die Macht des Satans gekommen.

5. Vom Satan und den bösen Geistern möchte ich auch gerne die Freiheit haben zu glauben, was meiner Vernunft gut dünkt. Das A. T. bestimmt über diese Punkte nicht mehr, als sich vernünftig erklären läßt.

6. Der Stifter der christlichen Religion hat niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das Mosaische Gesetz aufheben und die Juden davon dispensiren wolle. Ich habe Dieses in allen Evangelisten nicht gefunden. Die Apostel und die Jünger sind sogar lange nachher noch in Zweifel gewesen, ob nicht Heiden, die sich bekehrten, auch das Mosaische Gesetz annehmen und sich beschneiden lassen müßten. Allein es wurde beschlossen, den Heiden keine zu große Last aufzulegen (Apostelgeschichte). Vollkommen nach der Lehre der Rabbinen, die ich in meinem Schreiben an Lavater angeführt. Aber für Juden, und wenn sie auch das Christenthum annehmen, finde ich im N. T. keine gegründete Dispensation von dem Mosaischen Gesetze. Vielmehr hat der Apostel selbst Timotheum beschnitten. Man räume mir also ein, daß es für mich kein Mittel gibt, mich von dem Mosaischen Gesetze zu befreien.

Wenn außer der Verbesserung der Hauptlehren der Religion auch noch diese Sätze nebst allen ihren Folgen zugegeben und die Schriften des N. T. nach Maßgebung aller dieser Voraussetzungen ausgelegt und erklärt werden, so erlangt man eine Religion, daran Christen und Juden gleichen Antheil nehmen können. Unter diesen Bedingungen können die Anhänger des Judenthums sich gar wohl gefallen lassen, daß dereinst ein Prophet und Gesandter Gottes den Beruf gehabt, nicht das mosaische Gesetz aufzuheben, sondern dem gesunkenen menschlichen Geschlechte die heiligen Lehren von der Tugend und ihrer Belohnung in jenem Leben zu predigen; und von der andern Seite wird es den Nachfolgern Jesu nur darum zu thun sein, daß man die Lehren annehme und ausbreite, die ihr Religionsstifter auszubreiten den Beruf

gehabt. Will man die Göttlichkeit des Berufs selbst anerkennen, so ist es um so viel besser, aber es wird keinen Unterschied in der Religion machen, ob man diese erkennet, in Zweifel ziehet oder auch leugnet. — Ich kann es nicht genug wiederholen, es kömmt Alles auf die logische Wahrheit der Lehre, nicht auf die historische Wahrheit der Gesandtschaft an.

Zweite Frage.

„Aus welchen Gründen derselbe die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem A. T. vorkommen und unter den Mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden?"

Ich habe sie gelesen, die Stellen alle im A. T., auf welchen die Wahrheit jenes Glaubens beruhen soll, mit Aufmerksamkeit und mehr als einmal im Zusammenhange gelesen. Wie unaussprechlich elend wäre das Schicksal der Menschen, wenn von der Auslegung dunkler Stellen in einem Buche, das vor undenklichen Zeiten, in einer fremden, jetzt todten Sprache für ein bestimmtes Volk in Asien geschrieben worden, die ewige Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts abhängen sollte! Ich glaube, die Sprache des Grundtextes so gut als irgend ein Neuerer zu verstehen, denn sie ist gleichsam meine zwote Muttersprache. Mir scheinen diese Stellen alle nicht die geringste Spur eines Beweises zu enthalten. Hat mich etwa ein Vorurtheil geblendet oder ist es an dem? Die Auslegungen der Theologen von diesen Stellen haben mir an vielen Orten offenbar falsch und an den übrigen höchst gezwungen und willkürlich geschienen. Zu meinem Troste finde ich, daß die neuern Exegeten, die mit Geschmack und Weltweisheit zur Auslegung der Bibel schreiten, schon so manche Stelle aufgeben, die man sonst für sehr beweisend gehalten. Ich meines Theils nehme mir die Freiheit, diese Streitigkeiten über die Auslegung mancher Schriftstellen als ein gelehrtes Spielwerk zu betrachten und mich selbst zuweilen damit zu belustigen. Aber Gott sei meiner Seele gnädig! ich kann mir den Grund meiner ewigen Seligkeit unmöglich aus den räthselhaften Träumen Daniels herausziffern, oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauscommentiren. Diese Schriften sind zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes geschrieben.

Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte, meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn

ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zu zu ziehen. Ich breche mit Zittern hier ab und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld.

Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheiten, jemals über diese Punkte in öffentliche oder auch in Privat=Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. — Ew. Durchlaucht allein habe, auf Dero gnädigsten Befehl, meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Dero erhabener Denkungsart versichert. daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals selbst von diesen Gesinnungen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein sehr schadenfrohes Vergnügen machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören, und mit dem Eiferer, der Dieses aus irrendem Gewissen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der es mißbrauchen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen.

Unser gemeinschaftlicher Vater, der uns nach unserm Gewissen richtet, kann kein Herz verwerfen, das ihn inbrünstig liebet, und aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit irrt. — Dieser Geber alles Guten lasse Ew. Durchlaucht alle die Segenswünsche angedeihen, die, mit allen Bewunderern großer Tugenden, im Herzen hegt u. s. w.

Betrachtungen

über

Bonnet's Palingeneſie.

Berichtigungen.

Vorrede S. XIV. Ich habe die Controvers unberührt gelassen. Dieses hätte Herr Bonnet nicht thun müssen, denn hier kömmt es hauptsächlich auf die Controverspunkte an. Alle Zeugnisse verlieren ihre Kraft, sobald sie einer logischen Wahrheit widersprechen. Die größesten Wunder reichen nicht hin, einem solchen Satze den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Wenn also Zeugnisse zum Beweise einer Lehre angeführt werden, so muß diese Lehre vorher von allen logischen Ungereimtheiten frei gemacht werden. Wenn z. B. die klaren Worte der Schrift für die Athanasier wären, so müßte der Unitarier schlechterdinges allen Zeugnissen seinen Glauben versagen; nach seinem Systeme ist der Fall wirklich da, von welchem Gott spricht: du sollst nicht gehorchen den Worten eines solchen Propheten u. s. w. 5. B. M. Cap. 13, 3. Wie kann also die Controvers unberührt bleiben?

Er sagt: „ich sollte keiner Sekte vor den Kopf stoßen". Wenn Herr Bonnet bloß moralische Wahrheiten abgehandelt hätte, so wäre es rühmlich gewesen, diese Pflicht zu erkennen und auszuüben. Welch eine Glückseligkeit für die Menschen, wenn sie alle ihre Controverspunkte aus der Acht lassen könnten, sobald es zur Ausübung kömmt. — Ein bloß philosophischer Lehrer kann auch, wenn er es für gut findet, alle ungewisse, auf bloßen Hypothesen beruhenden Lehrsätze weglassen, und sich auf das Erweisliche einschränken. Der Weltweise kann einige Lehrsätze als unausgemacht dahingestellt sein lassen, und andere demonstriren. Aber der theoretische Glaubenslehrer, der Lehrer, welcher mir seinen Glauben demonstriren, und ein gewisses Buch als göttlich anpreisen will, der muß sich in Absicht auf die Controverspunkte nothwendig erklären. So wie der Weltweise

sich nothwendig auf die Untersuchung einlassen muß, ob die Vernunft nicht Unwahrheiten lehren könne, denn alle Demonstrationen würden nichts helfen, wenn Dieses sein könnte; eben also muß es der theoretische mit der Richtschnur seines Glaubens machen.

S. 1—12 wird bewiesen: 1) daß der Mensch als ein vermischtes Wesen fortdauern, und 2) daß Gott keinen neuen Körper erschaffen und mit der Seele vereinigen werde. Beide Sätze gebe ich zu, aber aus andern Gründen, als die der Verfasser angibt. Das Wesen der Dinge ist unveränderlich, sagt Herr Bonnet, daher kann der Mensch niemals aufhören, ein vermischtes Wesen zu sein. Ich antworte: das Wesen der Dinge ist unveränderlich, dieser Satz sagt nichts mehr, als daß mögliche Dinge niemals unmöglich werden können, daß Begriffe, die sich einander nicht widersprechen, sich auch niemals einander widersprechen können. Hieraus folget: 1) daß ein vermischtes Wesen, wie der Mensch ist, niemals aufhören kann, möglich zu sein, 2) daß der Mensch nicht ein vermischtes und unvermischtes Wesen zugleich werden könne, aber daß ein jetzt vermischtes Wesen nicht auch dereinst ein unvermischtes Wesen werden könnte, und daß in diesem Falle die Wesenheit der Dinge verändert werden müßte — wenn dieser Schluß richtig wäre: so könnte auch der Körper niemals verwesen, d. i. aufhören, ein organisches Ganze zu sein, weil die Organisation mit zur Wesenheit des menschlichen Körpers gehört.

Daß ich aber den Satz selbst, davon hier die Rede ist, dennoch zugebe, geschiehet aus einem andern Grunde. Ich glaube, daß kein eingeschränktes Wesen empfinden und denken könne, ohne sich aus der vorhandenen Materie einen Leib zu bilden; aber daß diese Kraft bei dem Menschen seinem freien Willen nicht unterworfen sei. Wenn also die Seele niemals aufhören wird, ein empfindendes und denkendes Wesen zu sein, so wird sie auch nicht aufhören, sich nach Maßgebung dieser Vorstellungen einen organischen Leib zu bilden. Daß irgend ein Theil der Materie, der Keim eines organisirten Körpers, unzerstörbar sein sollte, Dieses würde ich nicht gerne annehmen. Ich würde vielmehr sagen, die Natur höre nicht auf, für jedes einfache Wesen einen organisirten Körper zu bilden, denn die Materie hat überhaupt kein bleibendes, viel weniger ein unzerstörbares Dasein. Ihr Wesen ist Entstehen, unaufhörlich gebildet werden.

S. 16. Ob die Nerven elastisch sind? ob es einen Nervensaft gebe?

„Die Nerven sind gallertartig oder flüssig, daher haben sie gar keine Elasticität." Diese Art zu schließen scheint mir die sicherste nicht zu sein. Sie haben keine sichtbare Elasticität; sie sind nicht elastisch genug, eine Vibration sichtbarlich oder merklich fortzusetzen. Da aber die weichsten Körper selbst nicht ohne einen geringen Grad von Elasticität sein können: so ist die Frage, ob dieser geringe Grad von Elasticität nicht hinreichen kann, eine Vibration so fortzusetzen, daß sie an dem andern Theile des Nerven eine zur Empfindung hinlängliche Veränderung hervorbringe? Wir haben überhaupt keinen Begriff von der Größe der Veränderung, die im Gehirn vorgehen muß, um in der Seele eine Empfindung zu erzeugen. Wir können auch diesen Begriff niemals erlangen, weil wir von der Größe nur vergleichungsweise urtheilen können. So wie das kleinste Bild im Grunde des Auges den Begriff eines großen sichtbaren Gegenstandes im Gehirne erzeugen kann, eben also kann eine sehr schwache Bebung in dem Ende eines Nerven eine sehr heftige sinnliche Empfindung im Gehirn oder in der Seele verursachen.

S. 19. Wie dürfte man in einem durchsichtigen Wasser elastische Saiten vermuthen? Warum nicht? Hat die elektrische Materie, die auch durchsichtig ist, denn so gewiß keine Elasticität? Hat das Licht, der Aether keine?

S. 22 — 37. Herr Bonnet suchet zu beweisen, daß unsere natürliche Erkenntniß unzureichend sei, uns über unseren zukünftigen Zustand eine moralische Gewißheit zu verschaffen, und will hieraus die Nothwendigkeit einer Offenbarung darthun.

Daß uns keine unmittelbar sinnliche, oder wie Herr Bonnet sie nennet, anschauende Erkenntniß jemals von dem Dasein eines solchen Keims, wie Herr Bonnet annimmt, versichern werde, will ich gerne zugeben. Warum aber keine überlegende? Herr Bonnet sagt, „weil die überlegende Erkenntniß allzeit von einer sinnlichen ausgeht. Wenn uns also u. s. w." S. 25. Nach eben dieser Art zu schließen könnte uns die überlegende Erkenntniß niemals mit Gewißheit versichern, daß die Winkel eines Dreiecks zwoen rechten gleich seien, denn die anschauende Erkenntniß kann uns davon keine Gewißheit gewähren.

Wenn wir uns bloß an die Seele halten, so ist die Sache, meines Erachtens, noch viel leichter. Ich gebe zwar zu, daß eine außer uns befindliche einfache Substanz niemals der unmittelbare Gegenstand unserer Erkenntniß werden könne. Was Herr Bonnet

in der Anmerkung wider diesen Satz erinnert, scheint mir völlig ohne Grund. — Aber von uns selbst haben wir offenbar eine unmittelbar anschauende Erkenntniß. Herr Bonnet fragt, „wie gelangen wir zur Empfindung von unserer eigenen Existenz? Geschiehet es nicht durch Ueberlegung über unsere eigenen Empfindungen?" Nein, einen überlegten Begriff erlangt die Seele von ihrem Dasein durch Ueberlegung und Nachdenken über ihre Empfindungen. Aber ein anschauender Begriff von unserm Dasein liegt unmittelbar in jeder Empfindung. Wissen, was ein Ding ist, heißt eigentlich, wissen, was es wirkt oder leidet. Bei dem Bewußtsein einer Empfindung weiß die Seele, was sie in dem Augenblicke wirkt oder leidet, daher auch, was sie ist. Dieser Begriff ist zwar nicht vollständig, denn jede einzelne Empfindung erschöpft nicht Alles, was die Seele wirken oder leiden kann. Je mehr und je mannigfaltiger unsere Empfindungen sind, desto vollständiger wird unsere anschauende Erkenntniß von unserm Dasein. Die überlegende Erkenntniß kann diese mannigfaltige Empfindungen auf allgemeine Bestimmungen reduciren und die Eigenschaften der Seele herausbringen, aus welchen sich ihr Wesen abstrahiren läßt. Das Subject aller unserer Empfindungen, Begriffe, Begierden und Verabscheuungen nennen wir das metaphysische Ich. Aber was ist das Wesen dieses Subjects? — Diese Frage scheint mir ungereimt. Ich verbinde keinen andern Begriff damit, als, was kann dieses Subject wirken und leiden? und alsdenn fällt die Antwort aus: diese und jene Empfindungen, Begriffe, Begierden, Verabscheuungen u. s. w.

S. 27. „Kann unsere überlegende Erkenntniß streng darthun, daß die Seele in dem Tod nicht untergehe, oder daß es in Ansehung der Seele überall keine ihr eigene Weise gebe, wie sie zu sein oder zu empfinden aufhören könne?" Mich dünkt, ja. S. Phädon. Ich sehe nicht ab, wie hierzu eine vollkommene Kenntniß der innern Natur der Seele und ihrer Verhältnisse in Absicht auf ihre Verbindung erfordert würde. Man bedenke überdem, daß Herr Bonnet bei Beurtheilung der Vernunftgründe für die Unsterblichkeit immer von strengen Beweisen, von Demonstrationen, von unmittelbarer anschauender Erkenntniß spricht, und alle seine Gründe und Einwürfe, wenn sie auch richtig wären, würden nichts weiter beweisen, als daß wir keine unmittelbare Empfindung und mathematische Gewißheit von der Unsterblichkeit haben können. Warum aber spricht er S. 31 der Vernunft auf

einmal sogar die moralische Gewißheit in Absicht auf die Unsterblichkeit ab? Von moralischer Gewißheit ist bisher die Rede nicht gewesen.*)

Die moralische Gewißheit erfordert nicht mehr, als ein Uebergewicht von Gründen auf der einen Seite, das groß genug ist, uns in besondern Fällen ohne Anstand auf diese Seite zu neigen. Und ein solches Uebergewicht findet sich vollkommen in der Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes, und insbesondere seiner Gerechtigkeit und Güte. Herr Bonnet sagt: diese Folgen seien bloß vermuthlich, denn — — S. 30. Ich antworte: 1) diese entfernte und für die Langeweile erdachte Möglichkeit hindert nicht, daß nicht jene ihr entgegengesetzte Vermuthung moralisch gewiß sei. Ich antworte 2) und leugne diese Möglichkeit. Gott würde gerecht in Absicht auf das Ganze, aber ungerecht in Absicht auf den Menschen sein, und meinen Begriffen nach kann Gott in Absicht auf kein Individuum ungerecht sein, zum Besten des Ganzen, Man sagt zwar, Gott habe Unvollkommenheiten in den Theilen zugelassen, um die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern. Dieses läßt sich von leblosen Dingen denken, die an und für sich selbst keiner Vernunft fähig sind. Sobald aber von belebten oder gar vernünftigen Dingen die Rede, so wäre es eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn irgend ein Individuum bloß und aus keiner andern Betrachtung als zum Besten des Ganzen leiden müßte. So oft die Einrichtung des Ganzen das Leiden eines Individuums erfordert, so muß dieses Individuum irgend einmal zur Erkenntniß kommen, daß es zum Besten des Ganzen gelitten, und in diesem Falle gereicht sein Leiden ihm selbst am Ende zur Vollkommenheit und es selbst muß die Einrichtung wünschen, in welcher sein Schicksal dem Ganzen so wichtig geworden. Auf keine andere Weise ist zu verhindern, daß nicht Gott gegen dieses unschuldig leidende Ding ungerecht sei. Herr Bonnet sagt zwar, „die Vernunft könne nicht vollkommen sicher sein, das genau zu kennen, was in dem höchsten Wesen Gerechtigkeit und Güte sind." Dieser Einwurf ist mir von Herrn Bonnet ganz unerwartet. Warum sollten wir nicht genau kennen, was bei Gott Gerechtigkeit und Güte sei? Es ist offenbar nichts an-

---

*) S. 33. 34 eine Beschreibung von der anschauenden Erkenntniß die Herr Bonnet verlangt. Quaestio 1) Haben wir diese von irgend einer nützlichen Wahrheit? 2) Können wir sie von dem Zeugnisse erwarten?

deres, als was bei uns Gerechtigkeit und Güte sind. Entweder Das, oder das Gegentheil. Das allerhöchste Wesen ist entweder Das im höchsten Grade, was wir gerecht nennen, oder Das, was wir ungerecht nennen.

Wenn er nicht ungütig sein soll, so muß er höchstgütig sein, und zwar so, wie wir dieses Wort verstehen.

Ein verehrungswerther Freund machte mir einst die Vorstellung, ob ich nicht wünschte, durch eine unmittelbare Offenbarung versichert zu sein, daß ich nicht in Zukunft elend sein werde. Wir stimmten beide darin überein, daß ich keine ewige Höllenstrafe zu fürchten hätte, denn Gott kann keines seiner Geschöpfe unaufhörlich elend sein lassen. Es kann auch kein Geschöpf durch seine Handlungen verdienen, ewig elend zu sein. Daß die Bestrafung der Majestät der beleidigten Person angemessen, und also in unserm Falle, wie diese, unendlich groß sein müsse, ist eine Hypothese, nach welcher man das Wort Beleidigung gegen Gott in einem gar zu buchstäblichen Sinn nehmen muß. Gott hat den Menschen erschaffen zu seiner, d. i. des Menschen Glückseligkeit. Er hat ihm Gesetze gegeben zu seiner, d. i. des Menschen Glückseligkeit Wenn die geringste Uebertretung dieser Gesetze eine ewige Bestrafung nach sich ziehet, so hat Gott diese Gesetze dem Menschen zu seinem Verderben gegeben. Ohne diese Gesetze von einem so erhabenen Wesen würde der Mensch nicht ewig elend sein dürfen. O, wenn die Geschöpfe ohne göttliche Gesetze weniger elend sein könnten, so würde sie Gott sicherlich verschont haben, seiner Majestät zu Gefallen, Gesetze anzunehmen, um ein immerwährendes Elend nicht vermeiden zu können. Die Meinung meines Freundes ging also dahin, ob ich nicht wünschen müßte, versichert zu sein, daß ich in dem zukünftigen Leben auch vom zeitlichen Elend befreit sein werde? Nein, sprach ich, denn dieses Elend kann nichts Anderes, als eine Bestrafung sein, und ich will in der Haushaltung Gottes gerne die Strafe leiden, die ich verdiene. — Wie aber, wenn Gott dem Menschen die wohlverdiente Strafe erlassen wollte? Er wird es sicherlich thun, sobald die Strafe nicht mehr zur Besserung des Menschen nöthig sein wird. Hierzu bedarf ich keiner Offenbarung. Wenn ich die Gesetze übertrete, so habe ich mich unglückselig gemacht, und die göttliche Gerechtigkeit, welche nichts Anderes ist, als die göttliche allweise Allgütigkeit, suchet mich durch physisches Elend zur moralischen Güte zurückzuführen. Sobald dieses Elend

zu meiner moralischen Besserung nicht mehr unentbehrlich ist, so bin ich ohne Offenbarung vollkommen versichert, daß mir Gott die Strafe erlassen wird. Und im Gegenfall, wenn diese Strafe zu meiner Besserung noch nicht entbehrt werden kann, wünsche ich, auf keinerlei Weise davon befreit zu werden. In der Haushaltung Gottes leidet der Sünder keine andere Strafe, als die er zu leiden selbst wünschen müßte, wenn er die Folgen davon auf das Deutlichste sehen könnte. — „Kann aber Gott nicht gut finden, den Menschen andern zum Beispiel eine Strafe leiden zu lassen, die ihm sonst hätte erlassen werden mögen?" — Nein, denn kein Individuum leidet in der Haushaltung Gottes bloß Andern zum Besten. Es müßte denn dieses Aufopfern zum Besten Anderer dem leidenden Wesen selbst einen höhern moralischen Werth geben, und in Absicht auf seine innere wachsende Vollkommenheit ihm selbst wichtig sein, so viel Vollkommenheit in der Welt befördert zu haben. Wenn aber Dieses ist, so kann ich diesen Zustand nicht fürchten und eine geoffenbarte Versicherung wünschen, daß ich niemals in diesen Zustand versetzt werden sollte. Was ich zu fürchten habe, ist die Sünde. Nach geschehener Sünde ist die Strafe eine Wohlthat, und so bald sie aufhört, Wohlthat zu sein, so kann man versichert sein, daß sie erlassen werden wird. Ich habe jederzeit die Beweise für die Nothwendigkeit einer Offenbarung für sehr gefährlich gehalten, die allgemeiner sind als die Offenbarung selbst. Wenn denn das menschliche Geschlecht ohne Offenbarung verderbt und elend sein müßte, warum lebt denn der größte Theil des menschlichen Geschlechts ohne wahre Offenbarung? Warum müssen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Pfaffen zu zu schicken, die ihnen Botschaften bringen, ohne welche sie weder tugendhaft, noch glückselig haben leben können? ihnen Botschaft bringen, die sie nach ihren Umständen und nach der Lage ihrer Erkenntniß weder verstehen, noch gebrauchen können?

Herr Bonnet, der so gern über Thatsachen raisonnirt, warum hat er nicht auch hier sich ein wenig nach Thatsachen umgesehen, ob die Sache sich auch wirklich so verhalte, wie seine Speculation es haben will? ob denn diejenigen Völker, die keine wahre Offenbarung gehabt, auch wirklich keine moralische Gewißheit von ihrer Zukunft haben? Wollen wir wissen, wie Gott eine gewisse Absicht nach seiner vollkommenen Weisheit habe erreichen sollen, so dürfen wir nur sehen, wie er sie erreicht hat

Sicherlich war Dieses derjenige Weg, der seiner Weisheit am Anständigsten gewesen.

Und wie hat denn der Allerhöchste diese Absicht bei dem größten Theile des Menschengeschlechts zu erhalten gewußt? Wunderbar, aber je wunderbarer, desto gottanständiger. Die mehrsten Völker, die wildesten und rohesten selbst nicht ausgenommen, sobald sie nur das gesellschaftliche Leben einigermaßen kennen, haben auch Begriffe und moralische Ueberzeugung von den Wahrheiten der natürlichen Religion, die zur Glückseligkeit des Menschen unentbehrlich scheinen. Anfangs gründet sich diese Ueberzeugung auf grobe Vorurtheile. Die ersten Erfinder dieser wichtigen Wahrheiten mögen die Beweise, so zu sagen, innerlich gefühlt haben, ohne sie mittheilen zu können. Indem sie über die Natur und den Zustand des Menschen insbesondere nur einigermaßen nachzudenken anfingen, entstunden natürlicher Weise von allen Seiten Schwierigkeiten, die nicht anders als durch den Glauben an eine höhere allgütige Macht, an eine Vorsehung, zukünftige Belohnung und Unsterblichkeit der Seele gehoben werden können. Wir sind geneigt, Dasjenige anzunehmen, wodurch wir eine Menge von Schwierigkeiten auf eine ungezwungene Weise auflösen können, und in ihrer Verbindung betrachtet, können diese Schwierigkeiten zusammen gar wol eine moralische Gewißheit, zuweilen wenn sie auseinandergesetzt werden, gar eine demonstrative Gewißheit mit sich führen. Allein diese Menge von wahrscheinlichen Gründen ist dem Erfinder selbst noch undeutlich, und eine zwar sichere, aber doch verworrene Erkenntniß, davon er verlegen sein sollte, Rechenschaft abzulegen. Wie will er sie dem rohen und einer philosophischen Erkenntniß noch unfähigen Volke beibringen? Die Erfahrung der mehrsten Völker lehrt, daß es Anfangs durch Vorurtheile geschehe. Das gemeine Volk ist aus Aberglauben von sehr wichtigen Wahrheiten überzeugt, ohne welche es im Zustande des geselligen Lebens nicht glücklich sein kann. Niemand wird hoffentlich die Frage aufwerfen, ob der Aberglaube mächtig genug sei, moralische Ueberzeugung zu wirken, und die andere Frage, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, unentbehrliche Wahrheiten auf Vorurtheile gründen zu lassen, widerlegt sich von selbst. Es muß allerdings seiner anständig gewesen sein, da die Erfahrung lehrt, daß es bei dem größten Theil des menschlichen Geschlechts wirklich geschehen ist. Wenn es irgend eine Verwegenheit ist, nach Voraussetzungen zu philosophiren, ohne die

Thatsache zu befragen; so ist es unstreitig, wenn wir urtheilen müssen, was Gott nach seiner Weisheit habe thun sollen. Eine einzige Thatsache widerlegt hier ein Seiten langes Vernünfteln.

So wie ein Volk nach und nach gesittet und erleuchtet wird, so treten vernünftige Gründe an die Stelle der Vorurtheile. Der Freigeist, der ein Vorurtheil umstößt, auf welches sich eine nützliche Wahrheit stützet, begeht eine nichtswürdige Handlung, allein oft gibt diese nichtswürdige Handlung Gelegenheit, daß an die Stelle des morschen Aberglaubens dauerhaftere Pfeiler untergestützt werden. Wenn der Grad der Erleuchtung eines Volkes es zuläßt, so können am Ende alle zur Glückseligkeit des Menschengeschlechtes unentbehrliche Wahrheiten auf vernünftige Erkenntniß gebauet werden.

Also ist eine Offenbarung unnöthig? — Für alle die Völker, die keine gehabt haben. Ganz sicher würde sich ihnen das heilige Wort offenbaret haben, wenn sie ohne Offenbarung den Zweck ihres Daseins nicht erfüllen könnten. Er hat den Israeliten eine Offenbarung gegeben, nicht, weil die Menschen als Menschen ohne Offenbarung nicht glückselig sein könnten; sondern, weil es seine weisen Absichten erforderten, dieses besondere Volk einer besonderen Gnade zu würdigen. Alle Völker auf der Erde können und sollen nach jüdischer Glaubenslehre nach dem Lichte der Natur leben und zur Seligkeit gelangen. Nur diesem bestimmten Volke hat der Schöpfer, aus ganz besonderen Absichten, für gut befunden, besondere Gesetze zu offenbaren, nach welchen sie leben, regiert werden, und zur Glückseligkeit gelangen sollen. Nunmehr ist es diesem Volke freilich nicht mehr erlaubt, seine Seligkeit auf einem anderen als dem von Gott ihm vorgeschriebenen Wege zu suchen. Nunmehr muß dieses Volk alle Schmach, Unterdrückung, Verspottung Verfolgung, die es auf diesem Wege antrifft, mit Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen ertragen, ohne einen Schritt breit davon zu weichen. Aber dieser Last darf sich Niemand unterziehen, der nicht nach den mosaischen Gesetzen geboren ist. Wem Gott diese beschwerlichen Pflichten nicht aufgelegt, der lebe nach dem Gesetze der Natur und sei versichert, daß der Mensch, als Mensch, geboren ist, durch die Tugend glückselig zu werden. Der Israelit will nicht das einzige Geschöpf sein, das Gott zur

Glückseligkeit berufen, aber das Einzige, das nicht anders als auf diesem Wege zur Glückseligkeit gelangen kann, und das allerdings für den Gehorsam, den es dem göttlichen Befehle leistet, sich auch eine besondere Belohnung versprechen kann, weil ihm Gott diese besondere Offenbarung nicht umsonst gegeben haben wird. Man würde sehr zufrieden sein, wenn die Nazaräer sich ihrer Seits rühmten, Gott habe ihnen, aus einer besonderen Gnade, auch die Lehre von der Unsterblichkeit auf eine außerordentliche Weise bekannt machen wollen. Nur gehen sie zu weit, wenn sie diese Offenbarung für schlechterdings nothwendig halten, und dadurch offenbar die göttliche Regierung in Absicht auf alle übrige Völker der Erde dem Tadel aussetzten. Die Glückseligkeit ist der Zweck unseres Daseins, und wenn Gott schlechterdings nur einem Volke die einzigen Mittel zu diesem Zwecke an Händen gegeben, was sollen wir von seiner Regierung denken? — Zwar spricht Herr Bonnet nicht von der Glückseligkeit selbst, sondern von der moralischen Versicherung, die die Menschen im Stande der Natur davon haben können. Man kann dem Menschen diese verweigern, und dennoch Mittel lassen, den Zweck seines Daseins zu erfüllen. In diesem Falle würden nicht alle angeführten Gründe diesen Weltweisen treffen. Allein, man weiß, was hierüber in den Schulen der Nazaräer gelehrt wird, und so lange Jemand sich nicht anders erklärt, schreibt man ihm billig die Lehre seiner Kirche zu.

S. 37 — 57. Ich habe nichts zu erinnern. Die wichtigsten Lehrsätze der natürlichen Religion setzet Herr Bonnet mit vieler Deutlichkeit aus einander. An manchen Stellen hätte er zwar etwas tiefer eindringen können, allein dieß war an dieser Stelle bloß eine Nebenabsicht. — Nur ein Wort von der Analogie. Wenn man von einer Nothwendigkeit unserer Natur reden hört, nach der Analogie zu schließen, so sollte man glauben, die Analogie wäre eine ganz besondere Methode die Wahrheit zu erkennen, der wir nicht widerstehen können, von welcher aber die menschliche Vernunft nicht im Stande ist, Grund anzugeben. Mich dünkt aber, daß sich die Beweiseskraft der Analogie auf einen sehr sichern Vernunftschluß gründe. — (s. Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit.) Freilich würden wir verhungern müssen, wenn wir uns nicht auf die Analogie ver-

lassen wollten; allein die Einrichtung unserer Natur, daß wir der Analogie trauen, hat nicht erst von dem Schöpfer besonders veranstaltet werden dürfen; sie liegt in der Beschaffenheit eines denkenden Wesens. Der logische Grund aller analogischen Schlüsse ist dieser:

Je mehr mannichfaltige Dinge zu einem Resultate übereinstimmen, desto wahrscheinlicher ist es, daß dieses Mannichfaltige eine gemeinschaftliche wirkende Ursache habe.

Am Ende (S. 54) kömmt abermals ein Raisonnement vor, das nicht nach meinem Geschmack ist. Wenn wir wissen, daß sich des Herrn Wille wunderbarer Mittel bedient hat, einen gewissen Endzweck zu erhalten, so können wir versichert sein, daß alle natürliche Mittel seiner Weisheit weniger anständig gewesen sein müssen. Aber a priori zu sagen, Gott müsse diesen oder jenen Endzweck seiner allerhöchsten Weisheit gemäß so und nicht anders ausführen, dazu kenne ich meine Schwachheit zu sehr.

S. 57 — 97. Ueber die Wunder.

Ob die Wunderwerke von Gott vorher verordnet, und durch uns unbekannte Naturgesetze in der Zeit hervorgebracht werden, oder ob eine unmittelbare Dazwischenkunft der Allmacht, eine Aufhebung der Naturgesetze dazu gehört? — Beide Hypothesen sind, so viel ich weiß, allen bekannten Religionen gleich gültig. Unsere Rabbinen sind insbesondere von der Hypothese des Herrn Bonnet nicht weit entfernt. Sie erklären vielmehr die Wunder des a. T. auf eine ähnliche Weise, wie Herr Bonnet die Wunder des neuen T. Man höre Majemonides: „Unsere Weisen glauben nicht, daß in dem Willen Gottes eine Abänderung möglich sei, sondern daß des Herrn Wille bei der Schöpfung Alles in die Natur gelegt, was sich in der Folge zutragen sollte, sowol das Gewöhnliche, welches wir natürlich nennen, als das Seltene, das zum Wunderwerk bestimmt ist, mit beiden hat es dieselbe Bewandtniß u. s. w. Comment in capita patrum c. 5.

Ferner in Mose Nevochim P. 11. c. 29. Existimant enim sapientes nostri miracula etiam aliquomodo e natura promanare etc. S. 272. Und in der Vorrede: Sapientes nostri dixerunt, necessarium esse, ut omnia mira-

cula, communem cursum egredientia, et ea quae scriptura promittit adhuc futura, antecessisse voluntate Dei in sex dierum creatione, et ea tum in natura sua constituta esse quae successu temporis futura erant, quando autem quaedam illorum fiunt, credunt homines, qui haec vident, quod tunc temporis innovata essent; sed hoc falsum est. Haec prolixe tractarunt commentatores in expositionibus allegoricis ad librum Ecclesiasticum Salomonis, aliis in locis.

Herr Bonnet hat die nähere Möglichkeit dieſer Hypotheſe zu zeigen geſucht, und ſein Syſtem von den Fibern that ihm hierbei gute Dienſte. Allein es verdienen dabei folgende Schwierigkeiten erwogen zu werden.

Nach der gemeinen Hypotheſe ſelbſt gehört zu den Wunderwerken keine Abänderung in dem Rathſchluſſe Gottes, (S. 128. 129. führet Herr Bonnet Dieſes ſelbſt an), wie Spinoza will, ſondern man nimmt an, daß die Wunderwerke, bei dem allgemeinen Rathſchluſſe Gottes gleich Anfangs mit in das Syſtem der göttlichen Abſichten getreten ſind, und daß Gott von ewig her beſchloſſen, gewiſſe Begebenheiten in der Reihe natürlicher Urſachen und Wirkungen ſeinen weiſen Abſichten gemäß, als Wunderwerke entſtehen zu laſſen. Der Unterſchied beider Hypotheſen beruht nur darauf: ob Gott dieſe außerordentlichen Begebenheiten auch in das Syſtem der wirkenden Urſachen mit eingeflochten, welches die gemeine Hypotheſe verneinet, Herr Bonnet aber bejahet. Alle Abänderungen aber in dem göttlichen Rathſchluſſe werden nach beiden Syſtemen verworfen.

Herr Bonnet ſagt: zum Weſen der Weisheit gehöret, die Handlungen ohne Nothwendigkeit nicht zu vervielfältigen, und ſchließt hieraus: „Wenn der allmächtige Wille alle dieſe Modificationen der Naturgeſetze, welche man Wunder nennt, durch eine einzige Handlung hat vorher verordnen können, ſo ſei es wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß er es gethan habe.“

Wenn ich Herrn Bonnet recht verſtehe, ſo nimmt er an, der Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſei von Gott deswegen eingeführt worden, damit er nicht nöthig habe, die Handlungen zu vervielfältigen. Mir ſcheint dieſe Sparſamkeit verdächtig, denn nach einer längſt ausgemachten philoſophiſchen Wahrheit kann die Natur von Gott ohne eine fortgeſetzte Handlung nicht erhalten werden. Das ganze Syſtem der Mittelurſa-

chen reichet nicht hin, die Schöpfung einen Augenblick zu erhalten. So wie die Erschaffung aus dem Nichts ein Wunderwerk ist, so ist es auch die Erhaltung; denn sie ist eine fortgesetzte Erschaffung. Nur daß in jedem Augenblicke der Erhaltung das ganze Weltall so von Gott hervorgebracht wird, wie es in dem vorhergehenden Zustande begreiflich war, damit die Zustände der Welt, wie die Glieder eines höchst vernünftigen Systems, wie die Wahrheiten in einer einzigen höchst ausführlichen Demonstration zusammenhängen mögen. So viel Augenblicke die Schöpfung dauert, so viel Handlungen des Unendlichen waren unvermeidlich. Durch das System der Mittelursachen hat hieran nichts erspart werden können.

Allein als ein Spiegel der göttlichen Weisheit mußte in der Welt Wahrheit anzutreffen sein, mußten die Begebenheiten zusammenhängen, und in einander gegründet sein. — Nun hat es, wie die Freunde beider Hypothesen einstimmig sind, Fälle gegeben, in welchen die weisen Absichten Gottes erfordern, wenigstens dem Scheine nach, das System der Mittelursachen mit dem System der göttlichen Absichten nicht gleichen Schritt halten zu lassen. Es sollten Zeitpunkte kommen, in welchen des Herrn Wille die Welt dergestalt erhalten oder hervorbringen sollte, daß einige Begebenheiten in derselben den allweisesten Absichten zwar gemäß, aber wenigstens menschlichen Begriffen nach nicht aus dem vorhergehenden Zustande der wirkenden Mittelursache zu begreifen sein sollten. Allhier ist die Frage, ob es dem Willen des Herrn gefallen, in allen diesen Fällen die Harmonie der wirkenden und Endursachen wirklich, oder nur dem Scheine nach zu unterbrechen? War die Absicht, die der Schöpfer mit dem Wunder hatte, ohne wirkliche Unterbrechung dieser Harmonie zu erhalten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er sie nicht wird unterbrochen haben. — Sollte es aber nicht haben Wunder geben können, die ohne Störung größerer Harmonien nicht haben in den Plan der wirkenden Ursachen gebracht werden können, und wollen wir nicht gestehen, daß sie des Herrn Wille in diesem Falle durch die Dazwischenkunft seiner Allmacht hat hervorbringen sollen? Wenn alles trinkbare Wasser in Mizraim nach verborgenen Naturkräften hätte zu Blut werden sollen, so hat nothwendig der Plan der Schöpfung ganz anders entworfen werden müssen, als wenn diese einzelne Begebenheit unmittelbar von der Allmacht Gottes hervor-

gebracht worden wäre. Gesetzt, diese großen Anstalten und Abänderungen in dem Plane der Schöpfung, ohne welche diese einzelne Begebenheit nicht natürlich herbeigeführt werden konnte, wären andern Absichten des Herrn zuwider gewesen; warum sollte es der Weisheit des Herrn unanständig gewesen sein, diese in ihrer Art einzige Begebenheit unmittelbar hervor zu bringen? *)

Man bemerke ferner, daß selbst nach der Hypothese des Herrn Bonnet die Harmonie zwischen den wirkenden Ursachen und den Endabsichten nicht völlig erhalten werden kann. Wir haben gesehen, daß nach den Regeln der Analogie, Begebenheiten, die sich sehr oft einander begleiten, auch wahrscheinlicher Weise mit einander verbunden sein müssen. Sie können durch die Absicht verbunden sein, und von ihrem Urheber, der diese Absicht gehabt, aus dieser Ursache allezeit nach oder neben einander hervorgebracht worden sein; sie können aber auch außer dieser Absicht, unter sich physisch, d. i. als Ursache und Wirkung verbunden sein. Wenn viele Begebenheiten in einem Augenblicke der Zeit zusammentreffen, einen in die Augen fallenden Endzweck zu erreichen; so kann jede von diesen Begebenheiten ihre

*) Folgende Stelle ist in dem Original-Manuscript ausgestrichen: Es ist leicht zu begreifen, daß Gott in dem Gehirn der Propheten die physischen Ursachen u. s. w. Nur zur Hälfte wird hierdurch das Wunder der Prophezeiung erklärt. Wir wissen, wie in der Seele des Propheten die Begriffe von zukünftigen Begebenheiten haben hervorgebracht werden können, die Wortfibern, sagt man, haben durch unbekannte, vorher verordnete Ursachen erschüttert werden, und dadurch die mit diesen Worten verbundene abstracte Begriffe erwecken können. Gott kann nach seinem Gutdünken die Fibern eines solchen oder solchen Gehirns auf eine solche Weise erschüttern, daß sie auf einem bestimmten Zeitpunkte der Seele eine bestimmte Reihe von Ideen oder Worten, und eine solche Verbindung beider unter einander vorzeichnen, daß diese Verbindung eine Reihe von Begebenheiten, die noch in dem Abgrunde der Zukunft verborgen sind, mehr oder weniger bildlich vorstellen wird (S. 64). Allein nunmehr mußte auch der Prophet wissen und versichert werden, daß diese Begebenheiten auch wirklich in der Zukunft sich so zutragen werden. Die bloße Anschauung der erschütterten Fibern und der damit verbundene Begriff können ihm nur gegenwärtige Vorstellungen gewähren, die auf zukünftige Begebenheiten eine Beziehung haben, oder sie bildlich anzeigen. Woher entstehet aber die feste Versicherung, daß diese bildliche Darstellung die Zukunft andeutet und von Gott dazu verordnet sei?

besondere wirkende Ursache haben, und alsdann ist ihr Zusammenkommen bloß in der gemeinschaftlichen Absicht gegründet, oder sie sind auch unter sich physisch verknüpft. Nun bemerken wir in den Werken Gottes eine so vollkommene Harmonie zwischen den Absichten und den Mittelursachen, daß wir folgende Regeln festsetzen können:

1) Jede einzelne Begebenheit hat ihren bestimmten Endzweck und ihre bestimmte Ursache.

2) Begebenheiten, die sich allezeit begleiten, sind moralisch durch die gemeinschaftliche Absicht, und physisch durch eine gemeinschaftlich wirkende Ursache verbunden.

3) Begebenheiten, die allezeit auf einander folgen, sind moralisch als Mittel- und Endzweck, und physisch als Ursache und Wirkung verbunden.

4) Wenn viele Begebenheiten zusammentreffen, einen gemeinschaftlichen Endzweck zu erhalten, so sind sie auch unter sich als Ursachen und Wirkungen, oder als Wirkungen einer gemeinschaftlichen Ursache verbunden.

Es ist sehr deutlich, daß, wenn in dem zweiten Falle das beständige Nebeneinandersein, in dem dritten Falle das beständige Aufeinanderfolgen, und in dem vierten Falle das Zusammentreffen vieler Begebenheiten, welches sich in dem System der Absichten gar wohl erklären läßt, nicht auch physisch erklärt werden könnte; so wäre die Harmonie zwischen dem Systeme der wirkenden Ursachen und dem Systeme der Endabsichten nicht vollkommen. Wenn auch jede dieser Begebenheiten kein Wunderwerk wäre, sondern ihre besondere physische Ursache hätte, so würde Dieses doch die Harmonie nicht herstellen; denn das beständige Nebeneinandersein, Aufeinanderfolgen und Zusammentreffen könnte aus dem System der wirkenden Ursachen nicht begreiflich gemacht werden.

Ich halte Dieses für einen der schwersten Einwürfe, den man wider den gemeinen Begriff der Leibnitzischen vorherbestimmten Harmonie machen kann. Denn nach dieser Lehre ist die Harmonie zwischen Leib und Seele bloß aus den Absichten, nicht aber aus den wirkenden Ursachen zu erklären. Die Reihe der Veränderungen in dem Körper hat ihre wirkende Ursache, die Reihe der Veränderungen in der Seele die ihrigen; aber ihre Harmonie ist bloß in den Absichten Gottes gegründet.

Allein dieser Einwurf gilt nur alsdann, wenn man bloß die Verbindung zwischen Seele und Körper durch die vorher bestimmte Harmonie erklären will. Nimmt man aber an, wie der Herr v. Leibnitz gethan*), daß alle Substanzen in der Welt nicht anders als idealiter verbunden sind, so fällt die angeführte Schwierigkeit offenbar weg, und die Harmonie der Endabsichten und wirkenden Ursachen ist so vollkommen als möglich. Die Erläuterung hiervon würde mich zu weit führen. Ich kehre zu Herrn Bonnet zurück.

Wir haben gesehen, daß seine Hypothese nicht die Ersparung der göttlichen Handlungen, sondern die Aufrechthaltung der Harmonie zwischen Endabsichten und wirkenden Ursachen zu ihrer Empfehlung hat. Allein nunmehr erhellt aus obigen Betrachtungen, daß auch diese nicht völlig erhalten werden kann. Denn wenn große Wirkungen in der Natur auf ihnen nicht angemessene geringe Handlungen der wunderthätigen Propheten erfolgen, so sagt Herr Bonnet: Die Veränderungen in der Natur erfolgten auf einer Reihe uns unbekannter wirkenden Ursachen; die Versicherung des Propheten, daß auf seine geringen Handlungen diese großen Veränderungen erfolgen würden, wäre gleichfalls die Wirkung einer langen Reihe von Ursachen, und das Zusammentreffen dieser Handlungen von Seiten der Propheten und der Veränderungen in der Natur, wäre von Gott, seinen weisen Absichten gemäß, vorher verordnet geworden. (S. 72.) „Uebrigens läßt es sich ohne Schwierigkeit begreifen, daß diesen vorher eingerichteten Keimen, die auf einen bestimmten Tag lebendige Polyglotten werden sollten, in der Reihe der successiven Geschlechter, in einer geraden Beziehung auf die bestimmte, von der Weisheit bezeichnete Zeit, ihre gehörige Stelle angewiesen worden war." Hier ist ein Zusammentreffen vieler Begebenheiten auf einen bestimmten Zeitpunkt, zu einem gemeinschaftlichen Endzweck, ohne daß dieses Zusammentreffen in dem System der wirkenden Ursachen gegründet sei (S. 74. 76.).

„Die wunderbaren Thatsachen müssen zahlreich und verschieden sein. S. 140."

Hier ist gar deutlich dieses Zusammentreffen oder Aufein-

*) S. 151. Vergleichung mit der leibnitzischen Harmonie.

anderfolgen in dem System der wirkenden Ursachen gegründet. Die Harmonie wird also nicht vollkommen erhalten, um deren willen man diese Hypothese für annehmlich gehalten.

S. 94. Die angestrichene Stelle. Man siehet also, daß man bei der Untersuchung der Beweise für die Religion die streitigen Lehrpunkte keinesweges übergehen müsse, denn die Untersuchung, ob die Lehren dieses Glaubens mit jenen reinsten und edelsten Grundsätzen der Vernunft übereinstimmen, ist dabei von der größten Wichtigkeit. Hat der vorgegebene Dolmetsch der göttlichen Wundersprache auch zugleich Lehren gegeben, die diesen ausgemachten Vernunftwahrheiten zuwider sind, so sind alle wunderhafte Thatsachen, die er zum Credit seiner Gesandtschaft anführt, ohne Kraft, so ist es unnöthig, daß ich seine außerordentlich scheinenden Handlungen, oder seinen moralischen Charakter näher untersuche, denn ein unumstößlicher Beweis vom Gegentheil überwiegt alle mögliche moralische Gewißheit.

Ueber das Zeugniß.

Wider die Theorie des Zeugnisses und die allgemeinen Grundsätze derselben, die Herr Bonnet festsetzet, habe ich in der Hauptsache nichts. Einige Nebenpunkte, in welchen ich mit ihm nicht einig sein dürfte, werde ich in der Folge berühren. Die Anwendung, die er von diesen Grundsätzen auf die Glaubwürdigkeit seiner Religion macht, gereicht ihm zur Ehre. Allein der Weg von dem Allgemeinen auf das Besondere ist so weit und so unsicher, daß man sehr oft in Gefahr ist, auf Umwege zu gerathen. Wenn der christliche Leser den festen Glauben an seine Religion mitbringt, und nur durch philosophische Gründe darin bestärkt zu sein wünscht, so werden ihm die philosophischen Betrachtungen des Herrn Bonnet so ausnehmend, so überzeugend, so einleuchtend scheinen, daß er nicht begreifen wird, wie es möglich ist, anderer Meinung zu sein. Ein Unchrist hingegen, ein Israelit, ein Pharisäer, wie ich bin, siehet mit Verwunderung, wie dieselben Grundsätze, dieselbe Logik, die ihm jederzeit gedienet, die Zeugnisse für seine Religion außer Zweifel zu setzen, zum Behuf einer Religion angeführt werden, die mit der seinigen streitet. Diese seltsame Unsicherheit in dem Gebrauch und der Anwendung der einfachsten logischen Wahrheiten macht ihn bestürzt, und würde ihn zum unglücklichen Zweifler machen, wenn die

Glaubenslehre seiner Religion von der Art wäre, daß er sie jemals in Zweifel ziehen könnte. Er nimmt die Gründe seines Glaubens nochmals vor, untersucht sie mit der Unparteilichkeit, deren er bei der inbrünstigsten Liebe für die Religion seiner Väter fähig ist, und setzet der Anwendung des Herrn Bonnet etwa Folgendes entgegen.

Es würde die äußerste Thorheit und von einer völligen Raserei nicht weit entfernt sein, wenn ich alle Zeugnisse meiner Nebenmenschen verwerfen, und nichts Anderes mit Ueberzeugung glauben wollte, als wovon mich meine Sinne oder meine Ueberlegung überführen. Ich werde mich vornehmlich auf das Zeugniß Anderer verlassen müssen, so oft von Begebenheiten und Thatsachen die Rede ist, die an Zeit und Ort gebunden sind, und von einem Abwesenden also nicht anders als durch Zeugnisse erkannt werden können. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Menschen in vielen Fällen von der Wahrheit aufrichtige Zeugnisse ablegen, und die Vernunft, daß Dieses allezeit geschehen müsse, wenn sie gehörig unterrichtet sind, und keinen Bewegungsgrund haben, die Wahrheit zu verschweigen.

Die Menschen können sich von Begebenheiten unterrichten:
1) Wenn sie gegenwärtig sind; 2) gesunde Sinne haben; 3) von Affecten frei sind; 4) und die Sache untersucht haben.

Daß der Zeuge gegenwärtig gewesen, darin kann er sich selbst unmöglich trügen; daß er gesunde Sinne habe, können wir erfahren; daß er von Gemüthsbewegungen frei gewesen, muß aus den Umständen erhellen, und daß er die Sache gehörig untersucht habe, kann geglaubt werden, wenn die Sache ihm nicht gleichgültig, und die Untersuchung nicht mühsam gewesen.

Die Menschen haben keinen Grund, die Wahrheit zu verstellen u. s. w.

Diese Grundsätze sind einfach, und die Anwendung so schwer eben nicht, so lange nicht Zeugnisse wider Wahrscheinlichkeit streiten.

Ich weiß, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig sind, und daß der Gesetzgeber sie durch die Dazwischenkunft der Allmacht aufheben, oder durch eine weise Vorherverordnung modificiren kann.

Allein nach den Regeln der Analogie erwarte ich Dieses in einem gegenwärtigen Falle, was sich in vielen ähnlichen Fällen wirklich zugetragen, und meine Erwartung hat desto mehr Wahr-

scheinlichkeit, je größer die Anzahl der von mir und Andern beobachteten Fälle gewesen.

Der Gewißheit kann diese Erwartung niemals gleich sein, aber sie kann ihr sehr nahe kommen.

Wenn also das Aussagen glaubwürdiger Zeugen einer Erwartung, die der Gewißheit nahe kömmt, widerspricht, so ist Erwartung wider Erwartung, Analogie wider Analogie.

Von der einen Seite die physische. Eine Begebenheit soll in einem einzigen Falle anders erfolgt sein, als in unzähligen beobachteten Fällen.

Von der andern Seite die moralische. Zeugen, von denen ich nach einer sehr richtigen Analogie vermuthen kann, daß sie die Wahrheit wissen und aussagen wollen, sollen sie wider alle Vermuthung in diesem einzigen Falle entweder nicht wissen, oder nicht aussagen wollen. — Es ist schwer, sehr schwer, hier den Ausspruch zu thun! Wenn Zeugen wider Zeugen auftreten, die alle wunderbare Begebenheiten wahrgenommen haben wollen, die aber mit einander unmöglich bestehen können, so wird die Entscheidung noch schwerer, indem hier moralische Wahrscheinlichkeit mit moralischer Wahrscheinlichkeit, und die physische mit allen streitet.

Haben diese Zeugen zum Theil in einer entfernten Weltgegend, in uralten Zeiten, unter Völkern gelebt, deren Lebensart, Sitten, Kenntnisse, Interesse u. s. w. mir wenig bekannt sind, so übersteigt die zur Entscheidung nöthige Vergleichung beinahe alle meine Kräfte.

Ich befinde mich in diesem Falle, und meine Glückseligkeit soll von dieser Untersuchung abhängen. Ich habe sehr wichtige philosophische Gründe, zu glauben, daß irgendwo auf der Erde eine göttliche Offenbarung gewesen. Eine Offenbarung setzet von Seiten der Menschen die Ueberzeugung voraus, daß Gott geredet habe. Die Mittel zu dieser Ueberzeugung sind Wunderwerke. Diese Wunder habe ich nicht selbst wahrgenommen, und ich soll sie auf glaubwürdige Zeugnisse annehmen, aber hier sind Zeugnisse wider Zeugnisse, und ich muß mich sehr hüten, durch Vorurtheil für den Glauben meiner Väter, die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse unrichtig zu beurtheilen.

Wenn in einem erleuchteten Jahrhunderte in der Hauptstadt eines der größten und erleuchtetsten Königreiche von unzäh-

ligen Menschen bezeugt wird, daß Wunder durch Convulsionen geschahen, so kann ich ihre Glaubwürdigkeit durch die einzige Frage zweifelhaft machen: „Wird der Herr der Natur ihre Gesetze aufheben, um die lächerliche Frage zu entscheiden, ob einige Worte in einem gewissen Buche seien oder nicht seien, oder um den Sinn einiger Sylben eines alten Lehrers festzusetzen? (S. 167. n)" Läßt man aber auch dieser Religionspartei Gerechtigkeit widerfahren, wenn man eine Menge von außerordentlichen Thatsachen durch diesen einzigen Grund für Gaukeleien erklärt? Man bedenke, daß durch diese Wunder, wenn sie wahr wären, die Wahrheit der katholischen Religion bewiesen würde, und daß der Urheber vielleicht für gut befunden haben kann, die Glaubwürdigkeit veralteter Zeugnisse durch neue wunderbare Thatsachen zu bestätigen, und ist es so ungereimt, wenn Gott die Wunder nur bei derjenigen Sekte entstehen läßt, die auch in einigen Nebenpunkten die Wahrheit auf ihrer Seite hat?

Man siehet wohl, daß diese Reflexionen mein Ernst nicht sein können; allein die Gründe des Herrn Bonnet reichen nicht zu, sie zu widerlegen.

In der jüdischen Religion, zu welcher ich mich bekenne, hat man außer der alten Tradition, die ganz unwidersprechlich ist, auch in neueren Zeiten nicht zu verwerfende Zeugnisse von außerordentlichen Thaten, die von heiligen Männern verrichtet worden sind. Zeugen, die im juristischen Styl über alle Ausnahmen hinweg scheinen, haben uns, nicht selten mit Gefahr ihres Lebens, die stärksten Versicherungen davon gegeben, und wenn diese wahr sind, so hat Gott noch in den neuern Zeiten für uns geredet, und er kann unmöglich für Nazaräer oder Mahomedaner geredet haben.

Eine Sekte, die sich von der jüdischen Religion abgerissen, und den Namen Sabbathai Zeviter führt, will noch vor einigen Jahren Wunder, unerhörte Wunder gethan haben. Viele tausend Zeugen wollen diese Wunder mit Augen gesehen haben, und sie sind von der Beschaffenheit, daß kein Betrug der Sinne dabei hat vorgehen können. Wenn z. B. Thiere zusammenhängende Reden halten, und gewisse Erklärungen thun, was kann deutlicher und untrüglicher sein?

Ihre Feinde und Widersacher selbst, die sie hassen und verfolgen, übrigens gottesfürchtige und gelehrte Männer, leugnen

die Sache nicht, aber schreiben sie der Zauberei zu. Dieses ist nach den Grundsätzen des Herrn Bonnet ein indirektes Zeugniß für die Wahrheit der Wunder. Allein, hat der Urheber der Natur für diese Sekte geredet, so kann er weder für die übrigen Juden noch für irgend eine andere Religion geredet haben.

Allein, so sehr die Zeugnisse sich einander widersprechen, so kommen sie darin überein, daß einst ein gewisser Moses von Gott unmittelbar den Auftrag gehabt, ein gewisses Volk aus der Sklaverei zu befreien, daß dieser Gesandte Gottes dieses Vorhaben vor den Augen und wider den Dank einer großen und mächtigen Nation ausgeführt, und dabei Wunder verrichtete, die aber alle menschlichen Begriffe überstiegen, daß der Gesetzgeber der Natur diesem ganzen, an einem Orte versammelten Volke öffentlich in seiner ganzen Majestät erschienen, und ihm Gesetze gegeben hat. Viele tausend Augenzeugen haben diese göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und haben es ihren Kindern erzählet.

Alle Wunder, die irgend in einem Winkel der Erde geschehen sind, oder sein sollen, sind mit dieser großen Gott anständigen Erscheinung nicht zu vergleichen. Auch wird derselben durch kein uns bekanntes Zeugniß von einiger Gültigkeit widersprochen.

Hier habe ich also eine Geschichtssache, an die ich mich sicher halten kann. Von hier kann ich ausgehen. Was dieser Geschichtssache widerspricht, ist Unwahrheit. Die Zeugnisse für Dasselbe können nicht wichtiger sein, als die Begebenheit, der es widerspricht.

Hat der Gesetzgeber diese Gesetze aufgehoben? — Keineswegs! Er hat in einer großen öffentlichen Erscheinung vernehmliche Worte gesprochen; er würde in einer eben so großen öffentlichen Erscheinung, durch vernehmliche Worte, sein Gesetz aufgehoben haben. Nun erkenne ich von der andern Seite, daß eben diese große Erscheinung die Sendung Moses bekräftiget, und alle Gesetze, die uns dieser Gesandte Gottes gegeben, mit dem Stempel der Gültigkeit gepräget hat. So lange also dieser allerhöchste Gesetzgeber nicht durch eine eben so große öffentliche Erscheinung einer gesammten Nation seinen Willen kund werden läßt, so sind keine Zeugnisse von Wundern hinreichend, mich zu überführen, daß Gott diese Gesetze aufgehoben, und ich muß fortfahren, diese Gesetze unverbrüchlich zu halten. Andere Völker

können ihre Gesetze nach den Zeiten, Umständen, Bedürfnissen und Annehmlichkeiten abändern, aber mir hat der Schöpfer selbst Gesetze vorgeschrieben; sollte ich, schwaches Geschöpf, mich erdreisten nach meinem Dünkel diese göttlichen Gesetze abzuändern?

Bei allen übrigen Erzählungen von Wundern, die ohne diese großen Anstalten, nicht so öffentlich, nicht so augenscheinlich geschehen sein sollen, umfaßt uns der Unglaube mit seinen starken Armen, und wir können uns nicht leicht herauswinden. Wir wissen, wie leicht die Menschen verführen, und verführt werden können; wir wissen, was Vorurtheil, Aberglaube und Enthusiasmus für Gewalt über die Menschen hat, wie oft sich in einem Charakter Vernunft und Enthusiasmus, Aberglaube und Betrug, List und Einfalt so fest verbinden, daß es dem Scharfsichtigsten schwer fällt, ihre Grenzen zu unterscheiden; wir wissen, wie oft die Menschen Gutes aus bösen Absichten, und Böses aus guten Absichten gethan haben, wir vergleichen Erzählung mit Erzählung, setzen Zeugniß gegen Zeugniß, ein ganzes Meer von Zweifeln schlägt über uns zusammen, und wir halten unser Urtheil zurück.

Doch kann ich hierbei folgende Regel beobachten, so oft das Zeugniß eines Wunders kein offenbares Merkmal der Unglaubwürdigkeit an sich führt, und der Satz, der dadurch bestätigt werden soll, nicht nur an sich selbst annehmenswerth ist, sondern auch mit dem Inhalte jener von Gott bekannt gemachten Lehre übereinstimmt, so bin ich sehr geneigt, es ohne weitere Untersuchung anzunehmen. Ich scheue den Vorwurf der Leichtgläubigkeit nicht, wenn dadurch Gutes unter den Menschen befördert wird. Stimmt aber die Lehre nicht mit der von Gott gegebenen Vernunft oder Schrift überein, so falle ich in Unglauben, und achte die Wunder nicht.

Ich lebe unter einer herrschenden Nation, die an Macht und Weisheit vielleicht die größeste auf dem ganzen Erdboden sein dürfte. Diese rühmt sich zuverlässiger Zeugnisse, daß ihre Vorfahren von Gott durch außerordentliche Anstalten die überzeugendsten Versicherungen von ihrer ewigen Glückseligkeit erhalten haben. Die weisesten, verehrungswerthesten Männer reden mit einer so festen Ueberzeugung davon, daß ich an ihrer Aufrichtigkeit unmöglich zweifeln kann, und sie haben so viel

Philosophie und Beredtsamkeit angewendet, ihrer Glaubenslehre Beifall zu verschaffen, die natürlicher Weise hätte hinreichen müssen, den vernünftigsten Theil des Menschengeschlechts völlig auf ihre Seite zu ziehen. In soweit dieser Glaube die Versicherung enthält, daß dem Menschengeschlechte eine glückselige Zukunft bevorstehe, stimmt sie auch mit der Vernunft sowol, als mit der von Gott geoffenbarten Glaubenslehre vollkommen überein, und ich sehe nicht ab, was mich hindern sollte, Zeugniß anzunehmen, das dem menschlichen Geschlechte so ersprießlich, so wohlthätig, so erfreulich ist.

Ich sehe zwar, daß die Lehrer dieses Glaubens nicht eigentlich, wie Einige zu versprechen scheinen, dem menschlichen Geschlechte eine glückselige Ewigkeit versichern; sondern nur Denen, die ihr historisches Zeugniß annehmen, und dem Ueberreste vielmehr eine ewige Verdammniß androhen. Wir sollen nicht nur glauben, daß die Menschen selig werden, sondern wir müssen auch Dieses glauben, daß der Stifter dieses Glaubens ihm die Versicherung davon gegeben, wenn uns nicht statt der ewigen Glückseligkeit ein ewiges Elend erwarten soll.

Diese Idee widersteht. Durch eine solche Einschränkung wird dieser Glaube nicht mehr eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht, sondern eine Last, darunter die menschliche Vernunft zu Boden liegt. Diese heilige Vernunft gibt mir die gewisseste Ueberzeugung, daß die Menschen von Gott berufen sind, durch die Ausübung der Tugend selig zu werden. Jene göttliche Religion, in welcher ich geboren bin, lehrt mich, daß alle Völker der Erde selig werden, wenn sie nach dem Gesetze der Vernunft leben, d. i. die Tugend ausüben, und daß Gott nur meiner Nation aus besondern Absichten gewisse besondere Glaubens- und Handlungspflichten aufgelegt, davon er den Ueberrest des menschlichen Geschlechtes losgesprochen. Diese Lehre ist göttlich, ist der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Allgütigkeit jenes anbetungswürdigen Wesens würdig, das voller Erbarmen ist, und den verächtlichsten Wurm nicht zum Elend erschaffen hat. Dieser gnadenreiche Gott kann aus Erbarmen über die Schwachheit der menschlichen Vernunft, seinen vernünftigen Geschöpfen durch einen dazu ausersehenen Bevollmächtigten eine außerordentliche Versicherung gegeben haben, daß sie zur

Seligkeit bestimmt sind; wie kann er aber diese Seligkeit mit Bedingung verknüpft haben, wenn wir die Vollmacht seines Gesandten für gültig erkennen?

Jedoch diese Betrachtung würde mich noch nicht völlig abschrecken. Ich weiß, daß es unter den Anhängern dieser Religion menschenfreundlichere Lehrer gibt, die diese harte Bedingung in den Schriften ihres Glaubens nicht finden wollen, oder doch wenigstens so zu mildern wissen, daß man wol sieht, sie wollen sich des Himmelreichs nicht allein bemächtigen.

Ich höre aber ferner, daß der Stifter dieses Glaubens die Gesetze Moses aufgehoben haben soll. Jene von Gott selbst bestätigten Gesetze, und wie? Dieser Glaubensstifter erklärt nicht einmal, im Namen Gottes, mit ausdrücklichen Worten, daß er einen Theil jener Gesetze, und welchen er abschaffen wolle; sondern aus unbestimmten Worten und Handlungen sollen wir Dieses schließen, sollen wir jene von Gott geheiligten Gesetze mustern, diese verwerfen, jene einschränken, diese abändern, jene beibehalten, und dieses Verfahren sollte der göttlichen Weisheit anständig sein? Dieser Gott, der einem ganzen Volke seine Gesetze durch einen außerordentlichen Gesandten, mit so vielen öffentlichen Anstalten hat bekannt machen lassen; dieser Gott will nunmehr dieselben Gesetze, nicht öffentlich, nicht durch eine ausdrückliche Erklärung, sondern gleichsam stillschweigend, wieder abschaffen? — Unbegreiflich!

Je näher ich zu dieser mir so sehr angepriesenen Religion komme, desto mehr Abschreckendes hat sie für meine Vernunft. Die ewige Glückseligkeit des Menschengeschlechts ist zwar der Endzweck dieser Religion, so wie aller Religionen, aber unter welchen Bedingungen wird mir diese Glückseligkeit angeboten? Welche Fessel für meine Vernunft! Wenn diese Sätze nicht wahr sind: so hat Gott Jesum von Nazareth nicht gesendet, und wenn ich sie nicht glaube, so hat er ihn für mich nicht gesendet. Ich finde in den Lehrbüchern der Christen folgende Sätze als Grundwahrheiten ihrer Religion angeführt: 1) in dem dreieinigen Gotte gibt es drei unterschiedene Personen, welche heißen Vater, Sohn und heiliger Geist.

2) Der Vater Gott hat den Sohn Gott von Ewigkeit her gezeugt. Von beiden ist der heilige Geist, der auch Gott

ist, ausgegangen, und dieser heilige Geist hat mit dem Vater und dem Sohn ein gemeinschaftliches Wesen.

3) Durch die Verführung eines grundbösen Wesens, Satan genannt, hat der erste Mensch, Adam, eine Sünde begangen, und seitdem haben alle Menschen aufgehört, ein Ebenbild Gottes zu sein, seitdem sind alle Menschen Sünder, zum Guten erstorben, zum Bösen geneigt, und dem Tode unterworfen.

4) Die zwote Person von diesem eindreifaltigen, oder dreieinfachen Gotte, hat sich aus Liebe zum Menschengeschlecht erniedriget, das ist, seiner göttlichen Majestät entäußert, ist ein Mensch geworden, war also Gott und Mensch zugleich, ein wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, ein wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria in der Zeit geboren, ein Menschgott, oder Gottmensch und hieß Jesus von Nazareth, der Gesalbte.

5) Um der unendlichen Gerechtigkeit der ersten Person der Gottheit, Vater genannt, Genüge zu thun, und gleichwol, vermöge seiner ebenso unendlichen Güte, das Menschengeschlecht aus dem ewigen Elende zu befreien, wurde von dem dreieinfachen Gotte beschlossen, die Menschen durch eine Mittelsperson zu erlösen.

6) Dieser erniedrigte Gott, dieser gesalbte Mensch übernahm gutwillig die Strafe, die sein unendlich gerechter Vater dem menschlichen Geschlechte hatte zuschicken müssen, litt von den Händen der Menschen, für die er sich aufopferte, starb am Kreuze, als ein Uebelthäter, und — — — erlöste dadurch alle Menschen von Sünde, Tod und Teufel, denen sie die Gerechtigkeit seines Vaters würde Preis gegeben haben.

7) Wie der größte Theil der Kirche hinzuthut, gibt dieser Gottmensch seinen Jüngern und Nachfolgern, mit und unter dem Brote, das sie bei einer gewissen feierlichen Gelegenheit schon viele Jahrhunderte, in allen Theilen der Welt, essen, seinen wahren gegenwärtigen Leib, so wie mit und unter dem Weine, den sie dabei trinken, sein wahres gegenwärtiges Blut, das er für sie vergossen, zu essen und zu trinken.

Ich schweige von der Auferstehung, Höllenfahrt und Himmelfahrt, von dem Sitzen zur Rechten Gottes u. s. w. welches

alles zum Wesen dieser Religion gehöret. Christliche Lehrer müssen hiervon schon unterrichtet sein, und wenn ich jüdische Leser vermuthete, so würde ich zu weitläufig sein müssen, ihnen alles Dieses nach dem Sinn der verschiedenen Religionsparteien zu erklären.

Die Religion der Christen ist also ganz etwas Anderes, als man sie hat vorstellen wollen. Sie will nicht bloß dem Menschengeschlechte seine künftige Seligkeit versichern, sondern zugleich unsere Begriffe von Gott, seinen Eigenschaften, von seiner Allmacht, Gerechtigkeit, Weisheit, und von seiner Regierung der Welt, in eine ganz andere Form gießen. Alle diese Sätze machen mit der Versicherung von einer glückseligen Ewigkeit ein fest verbundenes Ganze aus. Wenn ich diese Lehren nicht annehme, so kann ich dem Stifter dieser Religion keine Wahrhaftigkeit zuschreiben, und was kann ich alsdann von seiner göttlichen Sendung halten?

Der allmächtige Schöpfer, den wir alle anbeten, sei mein Zeuge, daß ich keine Worte, die irgend einer unschuldigen Seele zum Aergerniß gereichen, ausstoßen möchte, sollten sie auch wie glühende Kohlen mir auf der Zunge brennen. Er sei mein Zeuge, daß ich die größte Hochachtung für so viele große, verehrungswürdige Männer habe, welche diese Lehre für göttlich erkennen. Ich erkenne vollkommen meine Schwäche, mein Nichts, wenn ich mich mit den vortrefflichen Männern vergleiche, die diese Religion angenommen und vertheidigt haben. Aber ich kann von der Wahrheit nicht nach anderer Menschen Einsichten urtheilen. Ich muß es auf die meinigen ankommen lassen, wenn ich einen Satz annehmen, verwerfen oder mein Urtheil darüber aufschieben soll.

Ich will meine Urtheilskraft keinem vernünftigen Geschöpf zur Richtschnur aufdringen. Wer bin ich, elendes Geschöpf, daß ich mir Dieses anmaßen sollte? Aber ich selbst kann nicht anders als nach meiner eigenen Vernunft urtheilen, und dem allgegenwärtigen Herzenskundigen ist es bekannt, daß ich die Wahrheit mit Aufrichtigkeit suche.

Vor diesem allergerechtesten Richter der Welt bezeuge ich hiermit aufrichtig, daß ich keinen einzigen von diesen angeführten Sätzen annehmen kann, daß ich glaube *meine* Vernunft abschwören, und Alles, was *mir* von den ersten Grundsätzen der

menschlichen Erkenntniß bekannt ist, verleugnen zu müssen, wenn ich diese Sätze für wahr halten sollte. Sie scheinen mir schnurstracks Allem zuwider zu sein, was mich die gesunde Vernunft, das natürliche Nachdenken und die heilige Schrift gelehrt, die wir alle für göttlich erkennen, und meine ganze Seele müßte verändert werden, wenn ich jemals hierüber anderes Sinnes werden könnte. Ich werde von dieser meiner Ueberzeugung keine Gründe anführen, denn ich würde beinahe nichts vorbringen können, das nicht seit vielen Jahrhunderten von Juden und Naturalisten unendliche Male ist wiederholt worden, das nicht noch täglich in allen Lehr- und Streitschriften der Christen angeführt, und mit tausend mir ganz unbegreiflichen Subtilitäten widerlegt wird. Ich würde unter der Last erliegen, wenn ich alle Vertheidigungen der christlichen Lehrer durchlesen, anführen und prüfen müßte. Ein Glück für mich, daß sich Herr Bonnet selbst auf alle diese Sätze nicht eingelassen, und ich hier, meiner Absicht nach, nur Dasjenige anführen darf, was ich dem Herrn Bonnet entgegenzusetzen habe.

Diese meine Ueberzeugung vorausgesetzt: so kann ich den Stifter eines Glaubens für keinen göttlichen Gesandten halten, der diese Lehren verkündigt. Ich kann seinen Versicherungen von einer glückseligen Zukunft nicht den geringsten Glauben beimessen, da die Göttlichkeit seiner Sendung auch nothwendig die Wahrheit jener Lehre nach sich ziehen würde, die ich verwerfen muß. — Er hat seine Sendung durch Wunder bestätiget? — Was können mir Wunder beweisen? Und wenn dieser Religionsstifter vor meinen Augen alle Todten erweckte, die seit Jahrhunderten gestorben sind, so würde ich sagen, der Religionsstifter hat Wunder gethan, aber seine Lehren konnte ich nicht annehmen. Es ist also für mich unnöthig, die Zeugnisse und ihre Glaubwürdigkeit mit vieler Weitläufigkeit zu untersuchen, Vergleichungen anzustellen, Zeugnisse zu zählen oder abzuwägen. Denn wenn auch Alles wider mich ausfiele, so würde das Resultat höchstens Dieses sein, daß mir in Zukunft die glaubwürdigsten Zeugnisse verdächtig werden müßten, und diesen Gemüthszustand würde ich meinen Feinden nicht wünschen.

Aus eben diesen Ursachen hielt ich es auch allezeit für unnöthig, die Stellen aus den Propheten mit kritischer Genauigkeit zu untersuchen, die von den Vertheidigern dieses Glaubens zum Be-

weise angeführt werden. Ich habe zwar so Manches gelesen, das für und wider diese Beweise geschrieben worden, ich habe auch mit Vergnügen wahrgenommen, daß die neuen Kritiker so manche Stelle aufgeben, auf die man sonst hat sicher bauen zu können geglaubt, und ich bin versichert, daß bei hellerem Lichte noch die übrigen verschwinden müssen; aber ich selbst habe mich niemals in dergleichen Untersuchungen eingelassen, und die Stellen einzeln niemals genau betrachten mögen. Die Exegetik ist ein treffliches Studium. Sie erfordert so viele Belesenheit, so viel gesunden Menschenverstand, so viel Kenntnisse des Menschen in seinen besondern Verhältnissen, so viel richtigen Geschmack und Scharfsichtigkeit, als irgend eine Wissenschaft; aber mein Kopf ist für diese Gattung von Untersuchungen nicht gemacht, und ich habe auch niemals sonderliche Neigung dazu gehabt. Ich danke meinem Schöpfer täglich, daß er meine Glückseligkeit nicht hat von exegetischen Untersuchungen abhängen lassen. Ich würde das elendeste Geschöpf auf dem Erdboden sein, wenn mich meine Religion zu dieser mühseligen Uebung verbände. Wozu wäre es auch nöthig, Schriftstellen zu untersuchen, ob sie nicht eine Lehre beweisen, die ich nicht annehmen kann? Wenn sie Dieses thäten, so wäre es nach meiner Denkungsart, mehr Beweis wider die Schriftstellen als für die Lehre.

Die Religion meiner Väter weiß, was die Hauptgrundsätze betrifft, nichts von solchen Geheimnissen, die wir glauben und nicht begreifen müßten. Unsere Vernunft kann ganz gemächlich von den ersten sichern Grundbegriffen der menschlichen Erkenntniß ausgehen, und versichert sein, am Ende die Religion auf eben dem Wege anzutreffen. Hier ist kein Kampf zwischen Religion und Vernunft, kein Aufruhr unsrer natürlichen Erkenntniß wider die unterdrückende Gewalt des Glaubens. Ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Stege sind Frieden. — Eigentlich hat die Religion der Israeliten nur drei Hauptgrundsätze: 1) Gott; 2) Vorsehung und 3) Gesetzgebung, welche mit einiger Ausdehnung von unsrer Glaubenslehre in ungefähr folgender Gestalt ausgedrückt werden:

1) Gott, der Urheber und unumschränkte Beherrscher aller Dinge, ist ein einziger einfacher Gott (sowol in seiner Person, als in seinem Wesen).

2) Dieser Gott nimmt Alles wahr, was in der Schöpfung

vorgehet, belohnet das Gute, und bestrafet das Böse durch natürliche und auch zuweilen durch übernatürliche Mittel.

3) Dieser Gott hat den Kindern Israels durch Moses, Sohn Aarons, seine Gesetze bekannt gemacht, die wir schriftlich noch in Händen haben.

Von dem Menschen glauben wir, daß er nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, aber doch ein Mensch, d. i. der Sünde unterworfen, hat sein sollen. Wir wissen nichts von der Erbsünde. Adam und Eva haben gesündiget, weil sie Menschen waren, und sind gestorben, weil sie gesündiget haben, und so ergehet es allen ihren Nachkömmlingen. Sie sündigen und sterben.

Aber nur des leiblichen Todes. Ich kenne keinen Seelentod. Majemonides, in seinem Tractate von der Buße, nimmt zwar an, daß die Seele des Gottlosen vernichtet würde, und er hält Dieses mit Recht für die härteste Strafe, die nur möglich ist. Allein ich halte es mit dem Nachmanssohn, der in seinem Tractate von der Vergeltung dieser Lehre widerspricht, und sowol die Zernichtung der Seele als die Ewigkeit der Strafe leugnet.

Sie müssen nicht glauben, daß diese Glaubenslehrer etwa sich einander verketzern, weil sie in so wichtigen Punkten von einander abgehen. Nichts weniger! Nachmanssohn hat sich des Majemonssohn mit unbeschreiblichem Eifer angenommen, als er nach seinem Tode von einigen Zeloten verketzert ward, und seine Schriften in Gefahr waren, verbrannt zu werden.

Gott strafet die Sünder nicht nach seiner eigenen Unendlichkeit, sondern nach der Hinfälligkeit dieses Sünders. Wir wissen von keiner beleidigten Majestät, die sich rächen will oder soll, von keiner Strafgerechtigkeit, die ausgeübet werden muß, wo nicht an den Schuldigen, allenfalls an einem Unschuldigen, der die Leiden gutwillig übernimmt.

Nach unsern Begriffen ist es ungerecht, wenn der Schuldige verschont wird, und noch ungerechter, wenn der Unschuldige leidet. Will sich dieser auch gutherzig dazu verstehen, so kann es die allerhöchste Weisheit nicht billigen, und die Gerechtigkeit, d. i. die allweise Gerechtigkeit können solche willkürliche Leiden nicht befriedigen. Gott strafet, wenn das Sündenübel nicht anders als durch das Strafübel gehoben werden kann.

Aber alsdann muß auch der Sünder leiden, nicht ein Anderer für seine Rechnung. Sobald das Strafübel entbehrt, und dem Sündenübel auf einem andern Wege gesteuert werden kann, so ist es den Eigenschaften Gottes vollkommen gemäß, den Sünder zu begnadigen. Der Gerechtigkeit Gottes kann dadurch nicht zu nahe geschehen, denn ich kann es nie genug wiederholen, die Gerechtigkeit ist eine weise Gütigkeit, und sobald die Weisheit wider die Gütigkeit nichts einzuwenden hat, so ist auch die Gerechtigkeit befriediget.

Von einer Mittelsperson, die zwischen Gott und den Menschen Frieden stiften soll, ist uns nichts bekannt. Wenn es der Weisheit gemäß ist, den sündigen Menschen zu begnadigen, so bedarf es keines Mittlers, der ihm diese Gnade answirket. Man lasse sich die natürlichen Mittelursachen nicht irren. Weil die Weisheit lieber zusammenhängend wirkt, so bedienet sie sich der Mittelursachen, die die Begebenheiten verbinden. Die zufälligen Dinge würden in der Zeit sowol, als im Raum, jedes für sich abgesondert sein, wenn die Allmacht Alles unmittelbar wirken sollte. Aber bei den Wirkungen der Gnade, die bloß zu dem Systeme der Absichten Gottes gehören, und mit dem Systeme der wirkenden Ursachen nichts zu thun haben, hier muß die Beschaffenheit des Gegenstandes entscheiden, ob ihm diese Gnade zu seiner Glückseligkeit gereichen würde oder nicht. Der Begriff von Mittelursache läßt sich hier gar nicht anbringen.

Was die Gesetze Moses betrifft, so glauben wir, daß sie in Absicht auf uns in dem strengsten Verstande verbindlich sind, so lange sie Gott nicht mit eben der öffentlichen Feierlichkeit widerruft, mit welcher sie von ihm gegeben worden sind.

Wir wissen zum Theil ihren Nutzen nicht mehr? Ganz recht! Wo hat aber der Gesetzgeber erklärt, daß sie nicht länger verbindlich sein sollen, als uns ihr Nutzen bekannt sein wird? Und ohne diese Erklärung, welcher Sterbliche ist verwegen genug, ihrer Gültigkeit Grenzen zu setzen? Menschliche Gesetze können von Menschen nach Zeit und Umständen abgeändert werden, aber die göttlichen bleiben unverändert bis eine völlige Ueberzeugung da ist, daß Gott ihre Abänderung bekannt gemacht habe.

Werden diese Gesetze jemals von Gott abgeändert werden? Hierüber sind die Meinungen unserer Schriftgelehrten getheilt. Einige halten sie für schlechterdings unveränderlich, und machen

Dieses zum Glaubensartikel. Andere hingegen halten es nicht für unwahrscheinlich, daß bei einer künftigen wunderthätigen Wiederherstellung der jüdischen Nation eine zweite öffentliche Gesetzgebung von dem allerhöchsten Gesetzgeber beschlossen sein könnte, nach welcher viele von unsren jetzigen Ceremonialgesetzen eine und die andere Abänderung leiden dürften. Meine Gedanken hierüber sind folgende:

Ich habe schon mehrmalen angeführt, daß, nach der Meinung aller unserer Rabbinen, die mosaischen Gesetze nur die jüdische Nation verbinden, alle übrigen Völker aber angewiesen sind, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten. Da aber die mehrsten Völker von jener Einfalt der ersten Religion, zum Nachtheil der Weisheit, abgewichen, und von Gott und seiner Regierung irrige Meinungen hegen, so scheinen die Ceremonialgesetze der Juden, unter andern uns unergründlichen Ursachen, zur Nebenabsicht zu haben, diese Nation von allen übrigen sichtbarlich auszusondern, und sie durch viele religiöse Thathandlungen unaufhörlich an jene heiligen Wahrheiten zu erinnern, die uns allen unvergeßlich sein sollten. Von den mehrsten religiösen Gebräuchen ist Dieses offenbar, und die Beweise davon finden sich mit ausdrücklichen Worten in der heiligen Schrift. Sie sollen uns erinnern, daß Gott ein einziger Gott sei, daß er die Welt erschaffen, daß er sie nach seiner Weisheit regiere, und unumschränkter Herr über die ganze Natur sei, daß er die Nation durch außerordentliche Thaten von der Unterdrückung der Aegypter befreit, daß er ihr Gesetze gegeben u. s. w. Dahin zielen alle unsere Gebräuche, die wir beobachten, und die einem Jeden, der die Absicht davon nicht einsieht, nothwendig überflüssig, beschwerlich und lächerlich scheinen müssen.

Nun stimmen alle Propheten des Alten Testaments darin überein, und die Vernunft gefällt sich ungemein in dieser Hoffnung, daß die Verschiedenheit der Religionen nicht von ewiger Dauer sein wird, daß dereinst ein Hirt und eine Heerde sein, und die Erkenntniß des wahren Gottes die ganze Erde, wie das Wasser die See, bedecken wird. Um diese Zeit dürfte es die göttliche Weisheit nicht mehr für nöthig finden, uns durch besondere Ceremonialgesetze von andern Völkern abzusondern, und vielmehr in einer zwoten öffentlichen Erscheinung, äußerliche Religionsübungen einführen, welche die Herzen aller Menschen zur Verehrung ihres

Schöpfers, und zur gegenseitigen Liebe und Wohlthätigkeit verbinden. Diese Vorstellung ist der menschlichen Seele so ergötzend, daß sie mit Wollust dabei verweilet, und die Glückseligkeit in der Einbildung genießt, die dem menschlichen Geschlechte nach einer so heilsamen Revolution bevorstünde. Welche Angst überfällt sie hingegen, wenn sie aus diesem Traume erwacht, und das Elend der Menschen in ihrer jetzigen Trennung betrachtet?

So natürlich, einleuchtend und überzeugend mir alle diese Betrachtungen scheinen, so wird es mich doch von der andern Seite nicht befremden, wenn Sie, mein Herr! anderer Meinung sind, und sich vielmehr verwundern, daß ein Mensch, dem Sie einige Vernunft zugetrauet hatten, von derselben so wenig Gebrauch zu machen wisse. Die Urtheilskraft des Menschen richtet sich so sehr nach gewohnten Begriffen, vorgefaßten Meinungen und anerzogenen Grundsätzen, daß zwei Menschen, wie Sie und ich, die nach so entgegengesetzten Vorurtheilen erzogen und unterrichtet worden sind, (denn nach Vorurtheilen sind wir Beide erzogen und unterrichtet worden), in vielen Urtheilen und Meinungen ganz ungleich gesinnt sein müssen. In einer Materie, die so verwickelt ist, und noch dazu das Herz so sehr angehet, kann die Vernunft durch den leichtesten Schwung aus dem Gleise gehoben werden, und alsdann führt sie von dem rechten Wege desto mehr ab, je wackerer sie ist. Die Pflicht des Weltweisen ist nun, diese Gefahr zu erkennen, und sie für sich so gut, als für seine Nebenmenschen zu fürchten. Er muß deswegen in seine Ueberzeugung nicht nur Zweifel setzen, sondern wenn er mit Vernunft gezweifelt, untersucht und seinem Bewußtsein nach, Gewißheit erlanget hat, so muß er sich beruhigen, das Erforschte nicht durch Wankelmuth entschlüpfen lassen, und in seinen Untersuchungen auch fortschreiten. Aber er muß nie aus der Acht lassen, daß Dieses nur *seine* Ueberzeugung sei, und daß andere vernünftige Geschöpfe, die von einem anderen Punkte ausgegangen, und einem andern Leitfaden gefolgt sind, mit eben der Ueberzeugung ganz entgegengesetzte Meinungen hegen können.

Diese Gesinnung habe ich seit vielen Jahren angenommen, und daher zwischen dem Dogmatiker und Skeptiker gleichsam eine Art von Mittel gehalten. Dogmatisch, in dem strengsten Verstande, in Absicht auf mich habe ich in sehr vielen Punkten der Weltweisheit und der Weltreligion meine Partei genommen,

und glaube nicht, daß ich jemals meine Grundsätze ändern könnte, aber eben so skeptisch, wenn ich meine Nebenmenschen beurtheilen soll. Ich räume einem Jeden dasselbe Recht ein, das ich mir anmaße, und setze das größte Mißtrauen in meine Kräfte, irgend Jemanden so leicht von meiner Meinung überführen zu können. Daher die Zurückhaltung, die meine Freunde an mir wahrnehmen, so oft ich mich über diese wichtigen Punkte der menschlichen Erkenntniß erklären soll. Diese Fragen gehen unsere Glückseligkeit so nahe an, daß ich immer glaube, in dem Eingeweide meines Nächsten zu wühlen, wenn ich ihn von dieser Seite angreife.

Ich habe noch einen wichtigen Punkt zu berühren, bevor ich diese Untersuchung beschließe. Ich habe die Religion der Christen nach dem Lehrbegriff des Athanasius vorgestellt. Nun weiß ich aber auch, daß verschiedene angesehene Lehrer, und auch einige Gemeinden, wie man sagt, von dieser Lehre abgehen, und theils öffentlich, theils auch insgeheim die mehrsten Grundsätze mißbilligen, die mir so anstößig geschienen haben.

Diese rühmen sich, die Religion der Christen von irrigen Meinungen gereiniget, und auf ihre erste Einfalt zurückgeführt zu haben, da sie mit der natürlichen Religion ziemlich übereinkommen sein soll. So viel mir von ihrer Glaubenslehre bekannt ist, soll der Stifter ihres Glaubens keine Person der Gottheit, sondern ein außerordentlicher Mensch, ein heiliger Prophet, wie Moses, oder noch größer gewesen sein, der von Gott den Beruf gehabt, die Mißbräuche der damals herrschenden Religionen abzuschaffen, die lautere natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, durch Wunder zu bestätigen, und die Menschen von ihrer ewigen Glückseligkeit zu versichern. Die Stellen im N. T., die den Athanasiern günstig zu sein schienen, wissen sie durch künstliche exegetische Mittel zu ihrem Vortheile zu lenken, oder doch wenigstens so zu erklären, daß sie auf beiden Seiten nichts beweisen. Ich darf dieses System nicht weitlaufig auseinander setzen, denn es ist durch die Streitschriften, die in unsern Tagen häufig darüber erscheinen, bekannt genug; aber meine Absicht erfordert, daß ich Ihnen auch über diese Religionspartei meine Meinung eröffne.

Ich lasse mich zuvörderst in diesen Punkt nicht ein, zu untersuchen, ob die streitigen Stellen des N. T. von diesen Leh-

rern oder von ihren Widersachern richtiger erklärt werden. Wenn ich in meiner Einfalt lese, so scheint mir zwar der natürliche Sinn der Worte sich auf die Seite der Athanasier zu neigen. Allein ich habe mich schon erklärt, daß exegetische Untersuchungen meine Sache nicht sind. In Absehung des N. T. traue ich meiner Einsicht noch weit weniger, da mir die Grundsprache nicht bekannt genug ist, und ich auch niemals den Beruf gehabt, die Schriften des N. T. mit großem Fleiße zu studiren.

Dieses bei Seite gesetzt, muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir diese Religionspartei mehr zum Judenthume, als zu der wirklich herrschenden christlichen Religion zu gehören scheint. Von welcher Seite ich diese Glaubenslehre betrachte, so stimmt sie mit den wesentlichen Artikeln des Judenthums weit mehr überein, als mit den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, wie sie in den mehrsten Schriften und Schulen öffentlich gelehrt werden.

Daß ein Mensch von Gott den außerordentlichen Beruf gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, kann ich mir als Jude gar wohl gefallen lassen Ich setze den einzigen Umstand hinzu, daß dieser Beruf nur die übrigen Nationen hat angehen können, daß er sich aber nicht zugleich dahin hat erstrecken können, die jüdische Nation von ihrer Verbindlichkeit zu den mosaischen Gesetzen loszusprechen, und hiervon habe ich meine Gründe im Vorhergehenden angeführt. Von dem Gegentheile können die Lehrer dieser Partei wenigstens nicht versichert sein, da ihr Religionsstifter nirgends mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er den Beruf habe, die Juden von den mosaischen Gesetzen loszusprechen. Was aber die übrigen Völker betrifft, so habe ich zu verschiedenen Malen schon angezeigt, daß sie nach den Grundsätzen der jüdischen Religion von Gott angewiesen sind, sich an das Gesetz der Natur zu halten. Dieser außerordentliche Mensch war ein Prophet. Auch Dieses widerspricht der jüdischen Religion nicht. Wenn er nichts gelehrt, das den Worten Gottes und der Vernunft zuwider ist, so mag man ihn für einen Propheten halten. Ob er größer oder kleiner als Moses gewesen, ist wol auf beiden Seiten kein Glaubensartikel. Unsere Rabinen lehren, daß zwar unter den Juden kein Prophet gelebt, der größer als Moses gewesen, daher es im 5. B. M. heißt: und es stund hinfort kein Prophet auf in Israel wie Moses; daß aber unter andern Nationen gar wohl Pro-

pheten haben entstehen können, die Mosen gleich kommen. Um dieses Punktes willen werden wir wenigstens keinen verdammen, und wir hoffen von den Unitariern ähnliche Billigkeit.

Dieser Prophet hat den außerordentlichen Beruf gehabt, die Menschen von ihrer ewigen Glückseligkeit zu versichern. — O wir glauben, daß alle Propheten das A. T., daß auch viele von unsern Lehrern in spätern Zeiten den außerordentlichen Beruf gehabt, den Menschen unaufhörlich zuzurufen, daß sie unsterblich sind, und daß Tugend und Gottesfurcht der Weg zur ewigen Glückseligkeit sei. Diese dem Menschen so heilsame Lehre ist einer von unsern Glaubensartikeln, ist die Grundlage unsrer Religion, die Schriften des A. T., das Buch Hiob, das wenigstens so alt ist, als die Bücher Moses, die Psalmen Davids, alle Propheten, alle talmudischen Bücher sind voll von dieser Lehre, und eine unsägliche Menge von Gebräuchen und Ceremonien, die bei uns in Uebung sind, zielen dahin ab, uns an diese Wahrheit unaufhörlich zu erinnern. Kann es uns zuwider sein, wenn Menschen glauben, Gott habe noch andere Anstalten gemacht, sie von diesen großen Wahrheiten zu versichern, oder kann es diesen Menschen zuwider sein, wenn wir die Wahrheiten selbst von ganzem Herzen annehmen, und aus andern Gründen davon versichert sind, aber in die außerordentlichen Anstalten, die Gott ihrer Meinung nach vorgekehrt haben soll, noch einige Zweifel setzen? O lasset uns nur in den Sätzen selbst übereinstimmen; der Streit, ob wir sie diesem, oder jenem Lehrer zu verdanken haben, kann auf unsere Glückseligkeit keinen wichtigen Einfluß haben. Wenn wir mit den Unitariern darin übereinstimmen, daß die Seelen der Menschen unsterblich sind, und daß Gott in jener Zukunft die Tugend belohne und das Laster bestrafe; so liegt an dem geringfügigen Unterschiede gewiß so viel eben nicht, daß wir solches auf das Zeugniß der Propheten des A. T. und der Rabbinen, sie hingegen auf das Zeugniß des N. T. annehmen. In den übrigen Glaubensartikeln stimmen wir mit den Unitariern noch sichtbarer überein, den einzigen Punkt etwa ausgenommen, daß wir noch einen zukünftigen Messias erwarten, der den Beruf haben wird, unsere Nation herzustellen, und von aller politischen Unterdrückung zu befreien, und daß alsdann alle Nationen sich vereinigen werden, den einzigen wahren Gott anzubeten. — Diese Sätze können

von jener Religionspartei nicht sonderlich gemisbilligt werden und ich kenne viele verehrungswerthe Mitglieder derselben, die sie annehmen.

Hingegen werde ich der Mühe überhoben sein können, die Lehre der Unitarier mit der Lehre der Athanasier zu vergleichen. Es ist offenbar, daß sie in den wesentlichsten Punkten der Religion, in der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften, von der Erbsünde, von dem Mittleramte, von der Genugthuung, von der Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. so weit von einander abgehen, als irgend zwo ganz verschiedene Religionen von einander abgehen können. Wenn sie auch einige Wörter und Redensarten beibehalten, welche in den angeführten Glaubenslehren eine Art von Uebereinstimmung mit der herrschenden Kirche anzuzeigen scheinen, so geben sie doch diesen Worten einen solchen Sinn, wodurch sie diese Uebereinstimmung völlig wieder aufheben. Sie bedienen sich derselben Zeichen, aber sie verbinden mit diesen Zeichen ganz andere Begriffe. Einige haben angefangen, auch in den Zeichen kleine Veränderungen zu wagen, sie sind aber von dem Eifer der sich nennenden Rechtgläubigen abgeschreckt worden, weiter zu gehen.

Um aber die Parallele zwischen dem Judenthum und der Religion der unitarischen Christen vollends auszuführen, verdient auch das Schicksal ihrer beiderseitigen Anhänger in Vergleichung gebracht zu werden. Die Juden haben sich allezeit unerschrocken zu ihrem Glauben bekannt. Unerschüttert sind sie da stehen geblieben, wo sie die Wahrheit haben zu finden geglaubt, und haben Alles über sich ergehen lassen, was der Muthwillen der Menschen nur erfinden kann, ihre Nebenmenschen zu martern, ohne anders zu reden, als ihre Ueberzeugung mit sich brachte. Es sei fern, daß ich der jetzigen erleuchteten Christenheit die blutigen Verfolgungen vorwerfen wollte, die in jenen barbarischen Zeiten über meine Glaubensgenossen verhängt worden sind. Es würde unrecht sein, einer aufgeklärten Nation die Grausamkeit anzurechnen, die ihre Vorfahren in dunkeln und ungesitteten Zeiten ausgeübt, und die von ihnen selbst verabscheut werden. Aber haben denn die blutdürstigen Verfolgungen es je dahin bringen können, daß die Geplagten wider ihr Gewissen gehandelt, und sich äußerlich zu einem Glauben bekannt hätten, den sie im Herzen nicht annehmen konnten? Die in Spanien und Portugal ihrem harten Schicksal untergelegen, und sich mit dem Munde zu dem Glauben ihrer Verfolger bekannt, kommen, in Verglei-

chung mit der großen Menge, die Schlachtopfer ihres Gewiſſens geworden ſind, in keine ſonderliche Betrachtung, und man weiß mit welcher hartnäckigen Unbiegſamkeit die Kindeskinder jener Schwachen noch täglich allen Gefahren trotzen, und das äußerſte Elend wählen, um zu der Religion zurückzukehren, die ihre furchtſamen Vorfahren mit dem Munde verleugnet haben.

Man kennt einige heldenmüthige Schriftſteller, die es den verfolgten Juden der vorigen Zeiten zur Niederträchtigkeit anrechnen, daß ſie ſich ohne den mindeſten Widerſtand, wie das Schlachtvieh, haben niedermetzeln laſſen. Ich kann dieſer Beſchuldigung nichts als folgende Frage entgegenſetzen. Zeigt Der keinen Muth, der lieber in den ſchmählichſten Tod gehet, als mit dem Munde einige Worte ſpricht, die ihn ſeinem Verfolger an die Seite ſetzen würden? Kann Derjenige niederträchtig ſein, der ſich lieber von den Händen eines Wüthrichs zerfleiſchen, als zum Verräther ſeines Gewiſſens machen laſſen will? Der feurige Muth eines Menſchen, der die Rechte der Menſchlichkeit vertheidigt, und ihrem Verächter Widerſtand entgegenſetzt, hat ſeinen großen Werth, aber jener unbezwingliche Sinn, der nicht körperliche Kräfte genug fühlet, das Unrecht von ſich abzuwenden, aber ſtandhaft genug iſt, dem Tode ſtarr in die Augen zu ſehen, den er durch Heuchelei beſänftigen könnte, wollen wir ihn, der geſunden Vernunft zum Trotz, Feigheit nennen? Dem Allerhöchſten ſei gedankt, daß dieſe unmenſchlichen Auftritte, wenigſtens in einem großen Theil des geſitteten Europa vorüber ſind. Der Geiſt der blutigen Verfolgung ſcheint nach und nach von dieſem Welttheile zu verſchwinden, und die Menſchen fangen an einzuſehen, daß der Gott der Liebe ſie nicht durch die Religion zu Henkern ihrer Nebenmenſchen hat machen wollen. Hat aber deswegen der Geiſt der bürgerlichen Verfolgung aufgehört, der die Schwächeren zwar leben läßt, aber aller Wohlthaten der Menſchlichkeit beraubt, die das Leben angenehm machen?

O ihr meine Nebenmenſchen, die ihr Kinder eines andern Glaubens ſeid, bedenket, daß das Leben einen ſehr geringen Werth hat, wenn es nicht mit allen Rechten und Vorzügen des geſelligen Menſchen verbunden iſt. Schmach und die äußerſte Verachtung ſind Demjenigen, der ſie nicht verdient, zuweilen härter als der Tod, und dieſe folgen einem Bekenner des Judenthums auf allen Tritten nach. Von aller bürgerlichen Ehre entfernt, und zur niedrigſten der Stufen hinabgeſtoßen, die die Stände des

gesitteten Lebens unterscheiden, können wir die Talente und Fähigkeiten, die uns die milde Natur in so reichem Maaße als ihren übrigen Kindern gegeben, weder ausbilden noch anwenden, noch zu unsrer Nebenmenschen Besten recht gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrscht, da wird sie in Ansehung unsrer am Wenigsten ausgeübt. Wo Künste und Wissenschaften blühen, müssen wir in Barbarei zurück bleiben. Man suchet die Staaten zu bevölkern, und wir allein werden eingeschränkt, damit wir uns nicht vermehren. Man thut alles Mögliche, uns zu unnützen Bürgern zu machen, und man wirft uns vor, daß wir nicht nützlich genug sind. Wer die Zunge oder die Feder rühren kann, borgt sie zur Verspottung eines Volkes, das man durch alle mögliche Anstalten hat verächtlich zu machen gesucht. Alle diese Erniedrigungen ertragen wir mit der standhaftesten Geduld, und wohl uns! daß wir ihrer überhoben sein könnten, wenn es möglich wäre — zu heucheln. Setzet hinzu die eingeschränktesten Mittel des Erwerbs, und die vielerlei Auflagen und Steuern, die wir blos für unseren Glauben zu entrichten haben. Setzet hinzu die in einigen Staaten noch nicht ungewöhnlichen Austreibungen und andere Kränkungen, die man sich in den gesittetsten Staaten noch gegen meine Glaubensgenossen erlaubt.

In der That, wäre es nicht die Liebe zu der Religion unsrer Väter, die wir im Herzen für wahr halten, und mit dem Munde nicht verleugnen wollen, was könnte uns abhalten, durch ein falsches Bekenntniß uns und unsre Nachkommen allen Denen gleich zu machen, die uns itzt so schnöde verachten. Die Mittel uns aller dieser Schmach zu überheben, und was das Zeitliche betrifft, aus dem Elende in die glänzendsten Glücksumstände zu versetzen, sind so schwer nicht. Es kömmt nicht darauf an, eine Lehre, die wir nicht glauben können, im Ernste anzunehmen; wir dürfen nur gewissenlos sein, und mit dem Munde nachsprechen. Wir sehen diese Mittel gar wohl, und sie werden uns von allen Seiten liebreich angeboten, aber die Liebe zu der Religion unsrer Väter — sie ist stärker als Tod und Elend. Die Unitarier hingegen haben, was die äußeren Umstände betrifft, ein weit günstigeres Schicksal. Sie genießen mit den Anhängern der herrschenden Religion alle zeitlichen Vortheile, die mit dem Bekenntniß dieses Glaubens verbunden sind; da sie sowol als die Athanasier das N. T. als ein Werk göttlicher Eingebung, und Jesum von Nazareth für den wahren Messias halten, so fanden sie für gut,

den Namen Christen (d. i. Anhänger des Messias) beizubehalten. Ob sie gleich in derselben Schrift ganz andere Lehren finden, und von dem Worte göttliche Eingebung selbst andere Begriffe haben als die Anhänger des Athanasius, obgleich der Messias selbst, den sie erkennen, von Jenen als eine Person der Gottheit angebetet und von Diesen nur als menschlicher Prophet verehrt wird, so hielten es doch die Unitarier nicht für rathsam, vielleicht nicht für nöthig, den Namen Christen (משיחיים) der es unbestimmt läßt, ob man einen Gott oder einen Menschen für Diesen משיח erkennt, abzuändern. Ihre Religion legt ihnen übrigens keine Gebräuche und gottesdienstliche Uebungen auf, dadurch sie sich etwa von ihren Brüdern, wie wir, unterscheiden müßten. Das Aeußerliche ihrer Religion hat nicht das geringste Unterscheidungszeichen, und da das Volk, welches Ehre und Schande nach seiner Einsicht ausspendet, nur das Aeußerliche kennet, so ist leicht zu erachten, daß sie von dieser Seite sich nicht zu beklagen haben werden.

Mit ihren heterodoxen Lehren halten sie größtentheils an sich, oder suchen sie nur insgeheim auszubreiten. Was etwa davon bekannt gemacht wird, das hat immer noch den Worten nach einen Schein der Conformität mit den Lehren der herrschenden Religion, wodurch sie alles Aergerniß und einen nicht geringen Theil der Gefahren vermeiden, die mit Neuerungen verbunden sind. Der gemeine Mann begnügt sich an dieser äußeren Schaale, und der Scharfsichtige, der bis auf den Kern durchsieht, ist entweder ein duldender Menschenfreund, oder es entstehet ein Schulgezänke, das Gottlob! in unsern Tagen nicht so leicht Menschenblut kostet.

Wenn ein Unitarier mich aufforderte, über Religionspunkte mit ihm zu streiten, so würde ich ihm ins Ohr sagen: Freund, ich bin Der nicht, den du suchest. Da du dich in den wesentlichen Religionspunkten der Glaubenslehre meiner Väter so merklich genähert hast, so laß uns über unwichtige Nebenpunkte keine Streitübung anstellen, die nur die Zuschauer belustigen würde. Ich habe überhaupt keinen Beruf, über Religionssachen zu streiten. Glaubst du aber, daß Dieses deine Pflicht sei, so suche dir einen wichtigern Gegner, der in den Hauptgrundsätzen des Glaubens von dir abgehet, Jenen suche von dem Ungrunde seiner Meinungen zu überführen, oder dich überführen zu lassen. Wenn Religionsirrthümer Verdammniß nach sich ziehen könnten,

und wo ich nicht irre, ist Dieses die Meinung, worin ihr am meisten übereinkommet, so ist die Pflicht desto dringender, auch einander von dem wahren Glauben zu überführen. Nach meiner Religion könnet ihr beide Kinder der ewigen Glückseligkeit werden, wenn ihr die heiligen Gesetze der Tugend beobachtet. Die Unitarier müssen wir fast als Glaubensbrüder betrachten, und haben um so weniger Recht, sie im Herzen zu verdammen, wenn auch der Geist der Verdammung unsrer Religion eigen wäre. Wenn sie von ihrer Seite billig sind, so können die noch streitigen Punkte zwischen uns immer dahingestellt bleiben. Weder die Tugend noch die Wahrheit kann dabei verlieren. Was dürfen wir also streiten?

Manasseh Ben Israel

Rettung der Juden.

(Im Original gedruckt im Jahre 1656.)

Aus dem Englischen übersetzt.

Nebst einer Vorrede.

Vorrede.

Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Theil hatte entweder für beide keinen Sinn oder stützte sich auf die leider allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Theil, an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung sowol, als die Liebe, vom stärkern Theile die ersten Schritte fordert. Dieser muß sich seiner Ueberlegenheit entäußern und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen und erwiedern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkern, den ersten Antrag zu thun, die Arme auszustrecken, und, wie August zu rufen: Laß uns Freunde sein! — Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging bloß auf die drei im römischen Reiche begünstigte Religionsparteien, und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht

oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euern Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müßten wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden, sondern auch an allen Rechten und Pflichten der Menschheit Theil nehmen lassen; und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. — Der Fragmentist war, so viel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten forderte. Lessing und Dohm, Jener als philosophischer Dichter*), und Dieser als philosophischer Staatskundiger**), haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht und ein bewundernswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weitumfassenden Wirkungskreise gemäß, einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, und nunmehr zu Werke schreitet.

Von den Cabineten der Großen, und von Allem, was auf dieselben Einfluß hat, bin ich allzuweit entfernt, um an diesem großen Geschäfte auch nur den mindesten Theil nehmen, und mitwirken zu können. Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Scepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maaßgabe meiner Kräfte Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Umgange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher bloß auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind. In dieser dunkeln Ferne stehe ich

---

*) Nathan der Weise.
**) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

noch da, und erwarte mit kindlicher Sehnsucht, was die allweise und allgütige Vorsehung aus diesem Allen will werden lassen.

Unterdessen mache ich mir das Vergnügen, mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menschenfreund hat, die bürgerliche Aufnahme meiner Mitbrüder zu begünstigen, über die mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei finden, und vielleicht zum Theil von Seiten der zu bildenden Nation selbst in den Weg gelegt werden dürften, und diese mit den Vortheilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingeborenen Colonisten zu seinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen. — Als philosophisch-politischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft, und nur eine sehr geringe Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist, weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie zu schreiben; er führt bloß die Sache der Menschheit, und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren. Der Weltweise aus dem achtzehnten Jahrhundert hat sich über den Unterschied der Lehren und Meinungen hinweggesetzt, und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Man vergleiche mit Diesem, was ein Rabbiner des siebzehnten Jahrhunderts, der die Sache seiner Nation vor den Augen des englischen Parlaments führt, zu ihrer Vertheidigung vorbringt, und durch welche Gründe er die Nation bewegt, seine Mitbrüder in England aufzunehmen. Man weiß, daß die Juden zu Eduard's I. Zeiten aus England verjagt worden sind, und nicht eher als unter Cromwel die Freiheit erhielten, wieder dahin zu kommen. R. Manasseh war es, der ihnen diese auswirkte. Er war ein Mann von vieler rabbinischer Gelehrsamkeit und auch andern Wissenschaften, und von einem sehr brennenden Eifer für das Wohl seiner Mitbrüder. Er erhielt zu Amsterdam, allwo er als Chacam der portugiesischen Judenschaft lebte, die nöthigen Reisepässe, und ging in Begleitung einiger seiner Nation nach London, um die Sache seines Volks bei dem Protector, bei dem er wohl gelitten war, und bei dem Parlamente zu unterstützen. Er fand aber mehr Schwierigkeit, als er sich vorstellte, und diesen Aufsatz schrieb er zu einer Zeit, da er die Hoffnung, in seinem Geschäfte glücklich zu sein, fast

aufgegeben hatte. Endlich aber gelang es ihm dennoch, und die Juden wurden unter leidlichen Bedingungen wieder aufgenommen. Dieser Brief des R. Manasseh findet sich in einer periodischen Sammlung verschiedener Aufsätze, die im Jahre 1708 unter dem Titel: The Phenix, or Revival of scarce and valuable Pieces, no where to be found but in the Closets of the Courious, zu London in Octav herausgekommen ist. Um eben dieselbe Zeit schrieb auch ein gewisser Edward Nicholas: Apologia por los Judios, und Toland soll auch zu ihrer Vertheidigung geschrieben haben. Die Schrift des Rabbi hat mir jetzt, da so viel und mancherlei von und über die Juden gesprochen wird, der Uebersetzung nicht unwerth geschienen.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken, und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen zu setzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Crucifixe, die wir durchstechen und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden und zur Augenweide zerfetzen; Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. s. w.; Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. — Jetzt haben die Zeiten sich geändert, die Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jetzt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten, Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichen Gewerben, hauptsächlich zu Diensten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen, und aus dem mütterlichen Schoße des Staates zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grundes genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheusale alle Gräuel anzudichten, die ihn dem Hasse und der Verachtung aller Menschen bloß stellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer

nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässigt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unserer ferneren Unterdrückung. Man bindet uns die Hände, und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen.

Mit Recht hat Dohm jene unmenschlichen Anklagen der Juden, die die Merkmale der Zeiten und der Mönchszellen an sich tragen, in denen sie ausgeheckt worden, kaum einer flüchtigen Berührung gewürdigt. In den Augen der Leser, für die ein Dohm schreibt, können diese barbarischen Beschuldigungen keinen Glauben finden, keiner ernsthaften Widerlegung bedürfen. Er hat sich also bloß darauf eingeschränkt, diese der Cultur und verbesserungsreichen Zeiten angemesseneren Beschuldigungen zu bestreiten, und dem philosophischen Vorurtheile philosophische Gründlichkeit entgegen zu setzen. Indessen hat doch die Vernunft und der Forschungsgeist unseres Jahrhunderts noch bei Weitem nicht alle Spuren der Barbarei in der Geschichte vertreten. Manche Legende der damaligen Zeit hat sich erhalten, weil noch Niemanden eingefallen ist, sie in Zweifel zu ziehen. Manche sind mit so gewichtigen Autoritäten belegt, daß nicht Jeder die Stirn hat, sie geradezu für Legende und Verleumdung zu halten. Andere haben sich den Folgen nach noch immer erhalten, obgleich sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt ist die Verleumdung von so giftiger Art, daß sie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt, und allgemein anerkannt wird. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wird noch jetzt kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelassen, aus Beisorge, er möchte einem Christenkinde nachstellen, oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern. Wem wohnt nicht aus der brandenburgischen Geschichte bei, daß der Kurfürst Joachim II. von seinem Leibarzte, dem Juden Lippold vergiftet worden sei? — Dieses ward so oft gesagt und von den Chronikschreibern wiederholt, daß der vernünftigste Mann die Authenticität davon voraussetzen und die Geschichtssache für wahr halten mußte. Dank sei es dem Untersuchungsgeiste des Herrn Leibmedicus

Möhsen's*), der der Legende dennoch auf die Spur gekommen ist. An der ganzen Geschichte hat sich weiter nichts wahr befunden, als daß Kurfürst Joachim II. gestorben, und daß ein Jude damals Lippold geheißen. Uebrigens war Lippold kein Arzt, und der Kurfürst ist nichts weniger als vergiftet worden, wie Herr Möhsen mit Beweisen belegt, die über alle Bedenklichkeit hinweg sind. Lippold war des Kurfürsten Kammerdiener und Münzmeister; zwei Bedienungen am Hofe, die einem Juden selten viele Freunde gewinnen. Der Kurfürst starb, wie alle Urkunden und Originalprotokolle einstimmig aussagen, an einem offenen Schaden am Fuße, davon der Ausfluß durch eine plötzliche Erkältung gehemmt worden. Der Kammerdiener und Münzmeister wurde der Untreue in seinen Rechnungen beschuldigt und in Verhaft genommen. Als die Untersuchung aber hierin seine Unschuld bewies, und seine Loslassung nicht länger aufgeschoben werden konnte, nahm man zu ganz anderen Klagen seine Zuflucht. Einige von der Bürgerwache wollten gehört haben, wie die Frau des Lippold in einem Zanke, den sie mit ihm gehabt, zu ihm in der Bosheit gesagt: „Wenn der Kurfürst wüßte, was du für ein böser Schelm bist, und was du für Bubenstücke mit deinem Zauberbuche kannst, so würdest du schon längst kalt sein," und Lippold wurde den Criminalrichtern übergeben. Sehr richtig ist, was Herr Möhsen bei dieser Gelegenheit zur Entschuldigung der Regenten der damaligen Zeiten bemerkt: „Die Fürsten hielten sich zu der Zeit gesichert, daß sie ihrer Regentenpflicht ein Genüge geleistet, wenn sie die Anklagen und Untersuchungen rechtsverständigen Räthen überließen, und diese glaubten nach den Gesetzen zu verfahren, wenn sie die Buchstaben des Gesetzes erfüllten;" auf solche Weise sind freilich barbarische Gesetze weit schädlicher, als gar keine Gesetze. Lippold ward, nach Kaiser Karl's V. Halsgerichtsordnung §. 44. dem Henker übergeben, der ihn peinlich verhören sollte, und Meister Balzer, der Scharfrichter, machte seine Sache so gut, daß der Delinquent Alles eingestand, was man von ihm wissen wollte. Er hatte durch Zauberei die Gunst des Fürsten zu gewinnen gewußt, und ihn am Ende vergiftet. Er weigerte sich zwar, dieses Bekenntniß öffentlich zu wiederholen, allein auch dazu wußte ihn sein peinlicher Halsrichter zu

*) Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, S. 513. u. f

bringen. „Er ward hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt, und auf dem neuen Markte zu Berlin, auf einem dazu erbauten Gerüste, an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert, in vier Stücke zerhauen, und das Eingeweide nebst dem Zauberbuche verbrannt." Eine große Maus*), die unter dem Gerüste hervorkam, und in welcher Niemand den Zauberteufel verkennen konnte, benahm den Zuschauern allen Ueberrest des Zweifels, daß dem Verurtheilten Recht geschehen. Diese Verbrechen des Lippold's hatten, wie Herr Möhsen weiter erzählt, auf das Schicksal der ganzen Judenschaft in der Mark einen großen Einfluß. Sie wurden angeklagt und nach Urtheil und Recht verdammt. „Sie mußten ihre Güter verkaufen, den Gerichten die Inventarien, Untersuchungskosten nnd Abzugsgelder bezahlen, und das Land räumen." — Und so war die Nachricht von Hand zu Hand überliefert, und erhielt sich noch in unseren erleuchteten Tagen, die Juden haben den Kurfürsten Joachim II. vergiftet, seien dessen überführt, und zur Strafe aus dem Lande gejagt worden.

Und selbst die Aufklärung unsrer besseren Tage erstreckt sich noch lange so weit nicht, daß diese gröberen Anklagen gänzlich ohne Wirkung sein sollten. Es ist nicht lange her, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christenkind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, nach der dasigen Halsgerichtsordnung gemartert. Ich verschone das menschliche Gefühl meiner Leser mit der umständlichen Erzählung dieser Martern. Sie waren die schrecklichsten, die sich die Barbarei je erlaubt hat. Allein die Geplagten waren standhaft genug, kein Bekenntniß von sich erpressen zu lassen, ob sie gleich so lange gepeinigt wurden, bis sie unter den Händen der Furien den Geist aufgaben. — Barmherziger Gott! und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos, als ich und meine Leser es sind. — Die Gemeinde zu Posen hat noch jetzt an den unerschwinglichen Summen zu bezahlen, die sie damals aufnehmen mußte, theils Gerichtskosten zu bezahlen, theils schrecklichere Uebel von

---

*) Herr Möhsen führt seine Gewährsmänner an, die diesen wichtigen Umstand der Nachwelt aufbehalten haben.

sich abzuwenden. Noch vor wenigen Jahren würde dieselbe Geschichte in der Gegend von Warschau wiederholt worden sein, hätten nicht der weise König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glücke den Lauf der dasigen Gerechtigkeit noch so lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen. — Ich habe so manche einsichtsvolle und sonst nicht unbillig denkende Christen aus Polen und andern katholischen Ländern gesprochen, die sich noch immer von diesem Vorurtheile wider meine Mitbrüder nicht völlig losmachen konnten. Sie beriefen sich immer auf die gesetzmäßige Form, nach welcher Processe dieser Art so oft geführt worden sind, auf die Unbescholtenheit der Richter, die sie geführt haben, und auf das Bekenntniß der Verurtheilten, das öfters den Umständen allzu angemessen sein und mit den übrigen Aussagen übereinstimmen soll, als daß es eine bloße Erdichtung, die ihnen die Marter eingegeben, gewesen sein könnte. Solche aufrichtige Gemüther können vielleicht durch die Gründe des Rabbi Manasseh, und noch mehr durch den schrecklichen Reinigungseid, den er im Namen des ganzen Judenthums ablegt, und den ich mit reinem Gewissen hier nachspreche, auf bessere Gedanken gebracht werden. Denn die wichtige Wahrheit kann nicht genug eingeschärft werden, daß barbarische Gesetze desto schrecklichere Folgen haben, je gesetzmäßiger das Verfahren ist, und je strenger die Richter nach dem Buchstaben urtheilen. Unweise Gesetze können nur durch Abweichungen, so wie Rechnungsfehler nur durch andere Rechnungsfehler wieder gut gemacht werden. Calas und Waser sind vielleicht von unbescholtenen Richtern, nach einer sehr gesetzlichen Form, hingerichtet worden.

Indessen sind alle Gründe und Eidschwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will, wenn sich Nebenabsichten der Ueberführung widersetzen, oder wenn das Gemüth so sehr von Vorurtheilen befangen ist, daß man den Gegengründen nicht die erforderliche Aufmersamkeit zuwenden mag. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchschneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es saugt solche allenfalls aus der Luft. Hat nicht ein Recensent in den göttingen'schen Anzeigen, bei Gelegenheit der Dohm'schen Schrift, Beschuldigungen wider uns wahrlich wie aus der Luft gegriffen, die man keinem Schriftsteller unseres Jahrhunderts, am Wenigsten, einem in diesem wahren Sitze der Musen lebenden Gelehrten zutrauen

sollte? — Er trägt sogar kein Bedenken, uns jetzt lebenden Israeliten die Unart vorzuwerfen und anzurechnen, deren sich unsere Vorfahren in der Wüste schuldig gemacht haben, ohne zu bedenken, daß aller der gerügten Untugend ungeachtet, der gesetzgebende Gott unsrer Väter, oder, wie die Modesprache lieber will, der Gesetzgeber Moses, es gleichwol möglich gefunden, diesen rohen Haufen zu einer ordentlichen, blühenden Nation umzubilden, die erhabene Gesetze und Verfassung, weise Regenten, Feldherren, Richter und glückliche Bürger aufzuweisen hat; ja ohne in sich zu gehen und zu bedenken, was wol seine eigenen Vorfahren, in nördlichen Einöden, um eben diese Zeit für Cultur gehabt haben mögen, aus denen doch heutiges Tages Recensenten in göttingen'schen Anzeigen entsprungen sind. — Mit einem Worte, Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst, denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör.

Wenn aber auch alle Vernunftgründe sich vereinigen, den Juden an den Rechten der Menschheit gleichen Antheil zuzusprechen, so wird dadurch nicht eingeräumt, daß sie in ihrer jetzigen dürftigen Verfassung dem Staate nicht nützlich, oder daß ihre Vermehrung demselben wol gar schädlich werden könnte. Auch hierüber verdienen die Gründe des Manasseh in folgender Schrift in Erwägung gezogen zu werden, der doch zu seiner Zeit nichts Anderes, als eine sehr eingeschränkte Aufnahme in England, für seine Mitbrüder suchen konnte. Holland allein gibt ein Beispiel, das hierüber allen Zweifel benehmen kann. Noch niemals hat man sich daselbst über die Vermehrung der Juden beklagt, obgleich die Erwerbungsmittel ihnen daselbst eben so kärglich zugezählt, und ihre Freiheiten fast so eingeschränkt sind, als in mancher Provinz Deutschlands. — „Ja", spricht man, „Holland macht hier eine Ausnahme; denn es ist ein handelnder Staat, der also der handelnden Menschen nicht zu viel haben kann." — Gut! Ich möchte aber wissen, ob die Handlung daselbst die Menschen, oder nicht vielmehr die Menschen die Handlung herbeigelockt haben? Wie geht es zu, daß so manche Stadt in Brabant und den Niederlanden, bei eben derselben, und vielleicht noch vorzüglichern Gelegenheit zur Handlung, der Stadt Amsterdam dennoch so sehr nachsteht? Warum drängen sich hier auf einem unfruchtbaren Boden, ja in einem von Natur unbewohnbaren Moraste, die Menschen so zusammen, bilden den öden Sumpf, durch Fleiß und Kunst, in einen Garten Gottes um, und er-

finden sich Hülfsquellen zur glücklichen Subsistenz, über die wir erstaunen müssen? Nichts als Freiheit, Milde der Regierung, Billigkeit der Gesetze, und die offenen Arme, mit welchen sie die Menschen aller Art, und Kleidung, Meinung, Sitte, Gebrauch und Religion aufnehmen und schützen, und machen lassen; nichts als diese Vorzüge sind es, die in Holland den fast überreichen Segen, die Fülle des Guten hervorgebracht, darum es so sehr beneidet wird.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich, Menschen, die in einem Lande nicht zu gebrauchen sind, Dieses ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich sein; können so oder anders beschäftigt, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigene mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kann die geringsten, nutzlos scheinendsten seiner Bewohner, ohne empfindlichen Nachtheil entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar. Herr Dohm hat zwar im Eingange seiner Schrift versucht, den Punkt festzusetzen, den die Volksmenge in einem Lande nicht überschreiten darf, ohne das Land zu überfüllen, und schädlich zu werden; mich dünkt aber, daß ein Gesetzgeber unter keinerlei Bedingung hierauf im Mindesten Rücksicht zu nehmen habe; sicherlich gereicht jede Anstalt, die man dem Anwachs der Menschenmenge entgegensetzt, jede Maaßregel, die man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, der Cultur der Einwohner, der Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseligkeit zu weit größerem Nachtheile, als die zu besorgende Ueberfüllung. Man verlasse sich hierin auf die weise Einrichtung der Natur. Man lasse ihr ihren Lauf und lege ihr durch unzeitige Geschäftigkeit nur keine Hindernisse in den Weg. Die Menschen eilen dahin, wo sie ihr Auskommen finden; sie vermehren sich und drängen sich zusammen, wo ihre Thätigkeit freien Spielraum findet; die Bevölkerung nimmt zu, so lange das Genie neue Erwerbungsmittel entdecken kann. Sobald die Quellen erschöpft sind, stehn sie von selbst stille, und wenn ihr das Gefäß von der einen Seite überfüllet, so läßt es von der andern Seite den Ueberfluß von selbst auslaufen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß der Fall sich nie zuträgt, und daß niemals eine Ausleerung, oder Auswanderung des Volkes geschehen, daran nicht die Gesetze oder ihre Handhabung Schuld gewesen. So oft Menschen in irgend einer

Verfassung Menschen schädlich werden, liegt es bloß an den Gesetzen oder an ihren Verwesern.

In einigen neuern Schriften findet man den Einwurf wiederholt, „die Juden bringen nichts hervor; sie sind in ihrer jetzigen Verfassung weder Landbauer, noch Künstler und Handwerker, helfen also der Natur nicht in ihrem Hervorbringen, und geben auch ihren Producten keine andere Form; sondern tragen und versetzen bloß die rohen oder verbesserten Erzeugnisse der Länder von einem Orte an den andern. Sie sind also lediglich Verzehrer, die den Erzeugern zur Last fallen müssen.“ Ja, ein großer, sonst einsichtsvoller Kopf hat letzthin*) laut über den Mißbrauch geklagt, daß der Hervorbringer so viele Zwischenhände zu versorgen, so viele unnütze Mäuler zu ernähren habe! Der gesunde Menschenverstand, meint er, lehre schon, daß die Producte der Natur und der Kunst vertheuert werden müssen, je mehr Zwischenkäufer dazu kommen, die solche nicht vermehren und doch erhalten werden, also an denselben Antheil nehmen wollen. Er ertheilet also den Staaten den Rath und die wohlmeinende Warnung, entweder die Juden nicht zu dulden, oder ihnen Landbau und Handwerke zu erlauben.

Das Resultat mag herzlich gut gemeint sein, aber die Gründe sind schwach, die dem Verfasser so einleuchtend und unwiderlegbar scheinen. Was heißt denn nach seinen Begriffen eigentlich Hervorbringer und Verzehrer? Wenn nur Derjenige hervorbringt, der etwas Greifbares erzeugen hilft, oder durch seiner Hände Arbeit verbessert, so besteht ja der weit wichtigste und größte Theil des Staates aus bloßen Verzehrern. Der ganze Lehr- und Wehrstand bringt nach diesen Grundsätzen nichts hervor, wenn nicht etwa die Bücher, die von jenem geschrieben werden, eine Ausnahme machen. Beim Nährstande selbst sind zuvörderst Kaufleute, Lastträger, Land- und Wasserfahrer abzurechnen, und am Ende wird die Classe der sogenannten Hervorbringer größtentheils aus Ackerknechten und Handwerksgesellen bestehen; denn die Landeigenthümer und Meister pflegen selten mehr selbst Hand an's Werk zu legen. Sonach bestünde der Staat, außer jenem zwar achtungswerthen, aber doch geringern Theil des Volkes, aus Leuten, die durch ihrer Hände Arbeit die Producte der Natur weder befördern noch vervollkommnen; also

*) In den Ephemeriden der Menschheit.

aus bloßen Verzehrern, und wie? also auch aus unnützen Mäulern, die dem Hervorbringer zur Last werden?

Hier fällt die Ungereimtheit in die Augen, und da die Folgerung richtig ist, so muß der Fehler in den Vordersätzen liegen. Und so ist es auch! Nicht bloß Machen, sondern auch Thun heißt hervorbringen. Nicht nur wer mit Händen arbeitet, sondern überhaupt, wer nur etwas thut, befördert, veranlasset, erleichtert, das seinen Nebenmenschen zum Nutzen oder Vergnügen gereichen kann, verdient den Namen des Hervorbringers, und er verdient ihn zuweilen um desto mehr, je weniger Bewegung ihr an seinen Extremitäten gewahr werdet. Mancher Kaufmann, der an seinem Pulte Speculationen macht, oder auf seinem Ruhesessel Plane entwirft, bringt im Grunde mehr hervor, als der Arbeiter und Handwerksmann, der das mehrste Geräusch macht. Der Kriegsmann bringt hervor, denn er verschafft dem Staate Ruhe und Sicherheit. Der Gelehrte bringt hervor, zwar selten Etwas, das in die Sinne fällt, aber doch Güter, die wenigstens eben so schätzbar sind: guten Rath, Unterricht, Zeitvertreib und Vergnügen. Nur in der Anwandlung einer übeln Laune kann einem weisen Manne, wie Rousseau, der Einfall entfahren, daß der Biscuitbäcker zu Paris mehr hervorbringe, als die Akademie der Wissenschaften. Zur Glückseligkeit des Staates, so wie der einzelnen Menschen, gehören mancherlei sinnliche und übersinnliche Dinge, körperliche und geistige Güter, und wer zu deren Hervorbringung oder Vervollkommnung, auf irgend eine mehr oder minder entfernte, mittelbare oder unmittelbare Weise etwas beiträgt, der ist kein bloßer Verzehrer zu nennen, der ißt sein Brot nicht umsonst, sondern hat dafür hervorgebracht.

Ich sollte glauben, Dieses leuchte vielmehr dem gesunden Menschenverstande ein, und was insbesondere die Zwischenhände und ihr Verhältniß zum Hervorbringen und zum Verzehren betrifft, so getraue ich mir zu behaupten, daß sie für Beide, für den Erzeuger sowol als für den Verzehrer, nicht nur nicht nachtheilig, sondern, wenn der Mißbrauch verhindert wird, höchst nützlich und fast unentbehrlich sind; ja, daß durch ihre Vermittlung die Producte brauchbarer, gemeinnütziger und auch wohlfeiler werden, und der Producent dennoch mehr gewinne, und also in den Stand gesetzt werde, ohne übermäßige Anstrengung seiner Kräfte, bequemer und besser zu leben. Man stelle sich einen Arbeiter vor, der die rohe Materie zu seiner Kunstar-

beit selbst von dem Landmanne abholen, und nachdem er sie veredelt hat, selbst dem Verzehrer zuführen muß, der dafür zu sorgen hat, daß er jene zu gewisser Zeit in hinlänglicher Menge anschaffe, und diese, so oft sein Bedürfniß es erfordert, an denjenigen Mann bringe, der sie zu eben der Zeit braucht, und ihm abzunehmen veranlasset wird. Man vergleiche mit ihm den Arbeiter, dem der Zwischenhändler die rohe Materie in das Haus bringt, nach Maßgabe seines Bedürfnisses und seiner Umstände verkauft, vertauscht, oder auf Glauben darreicht, der ihm die verbesserten Producte abnimmt, und es seine Mühe und Sorge sein läßt, solche dem Verzehrer wiederum zur bequemen Zeit zuzuführen. Wie viel Zeit und Kräfte erspart Dieser nicht, die er seiner Kunst widmen kann, Jener hingegen durch unnützes Herumtrödeln und tausend Abhaltungen und Zerstreuungen, zu denen er genöthigt oder verführt wird, verschwenden muß. Wird Dieser nicht ungleich mehr arbeiten, also mit eben der Anstrengung mehr hervorbringen, und also bessere Preise bewilligen und dennoch bequemer leben können? Wird nicht dadurch die wahre Industrie befördert, und verdient der Zwischenhändler noch ein nutzloser Verzehrer genannt zu werden? — Diese Gründe für den Zwischenhändler im Kleinen, sind noch weit einleuchtender, wenn sie auf die Zwischenhand im Großen, auf den eigentlichen Kaufmann, der die Producte der Natur und des Fleißes von Land in Land, Weltgegend in Weltgegend verführt und versetzt, angewendet werden. Dieser ist ein wahrer Wohlthäter des Staates, des menschlichen Geschlechtes überhaupt, und also nichts weniger, als ein unnützes Maul, das von dem Hervorbringer umsonst unterhalten werden muß.

Ich habe vorausgesetzt, daß der Mißbrauch verhindert werde. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß gewinnsüchtige Zwischenhändler das Schicksal der Erzeuger in ihre Gewalt zu bringen wissen; daß sie suchen, Herrn und Meister über die Preise der Waaren zu werden; solche in den Händen der ersten Besitzer herabzusetzen, und in den ihrigen in die Höhe zu bringen. Dieses sind große Uebel, die den Fleiß des Hervorbringers, so wie den Muth des Verzehrers zu Boden drücken, und denen durch Gesetze und Polizei entgegen gearbeitet werden muß; zwar nicht gerade durch Verbot, Ausschließung oder Hemmung, am wenigsten durch bewilligten oder begünstigten Allein- oder Vorkauf. Dergleichen Vorkehrungen befördern entweder die Uebel noch, die

man durch sie abzuwenden sucht, oder bringen welche hervor, die noch schädlicher sind. Man suche vielmehr alle Einschränkungen, so viel sich thun läßt, zu vermindern, die Monopolien, Vor- und Ausschließungsrechte aufzuheben, dem geringsten Aufkäufer mit dem größten Handlungshause gleiche Rechte und Freiheit zukommen zu lassen; mit einem Worte, die Concurrenz unter den Zwischenhändlern auf alle Weise zu befördern; einen Wetteifer zwischen ihnen zu erregen, wodurch der Preis der Dinge im Gleichgewichte erhalten, der Kunstfleiß von der einen Seite aufgemuntert, und von der andern Seite jeder Verzehrer in den Stand gesetzt wird, den Fleiß seiner Nebenmenschen, ohne übermäßige Anstrengung, zu genießen. Der Verzehrer kann, ohne Ueppigkeit, bequem leben, und der Künstler findet dennoch sein anständiges Auskommen. Nur durch Concurrenz, unbeschränkte Freiheit und Gleichheit in den Rechten des Kaufs sind diese Endzwecke zu erreichen, und sonach ist der gemeinste Trödler und Aufkäufer, der geringste herumwandernde Jude, der den rohen Stoff von dem Landmanne zum Künstler, oder den bearbeiteten von Diesem zu Jenem bringet, zur Aufnahme des Landbaues, der Künste, Manufacturen und Handlung überhaupt von sehr beträchtlichem Nutzen. Zum Vortheil des Landmannes erhält er den rohen Stoff in seinem Werthe, und zum Nutzen des Künstlers, so wie zur Aufnahme der Kunst sucht er die Producte der Industrie in alle Winkel zu verbreiten, die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens brauchbarer und allgemeiner zu machen. Der geringste Handelsjude ist in dieser Betrachtung kein bloßer Verzehrer, sondern ein nützlicher Einwohner (ich darf nicht sagen Bürger) des Staates, ein wirklicher Hervorbringer.

Man sage nicht, ich sei ein parteiischer Sachwalter meiner Glaubensbrüder, und suche Alles zu vergrößern, was zu ihrem Vortheile, oder zu ihrer Empfehlung gereichen kann. Ich berufe mich abermals auf Holland, und auf welches Land könnte man sich, wenn von Handlung und Industrie die Rede ist, füglicher berufen? Bloß durch Concurrenz und Wetteifer, durch uneingeschränkte Freiheit und Gleichheit der Rechte aller Käufer und Verkäufer, weß Standes, Ansehens oder Glaubens sie auch sein mögen, bloß durch diese unschätzbaren Vorzüge haben daselbst alle Dinge ihren Werth, der zwischen Käufer und Verkäufer nur um ein Mäßiges unterschieden ist. Beide werden durch Mitwerber und Concurrenten auf ein Verhältniß gestimmt, das ihnen

zum gegenseitigen Vortheile gereicht. Ihr könnet nirgend so gut und so bequem, zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, mit geringem Verluste Alles kaufen und Alles verkaufen, als zu Amsterdam.

Ueber Verstattung der Autonomie und deren Verwaltung, davon Herr Dohm S. 125 u. f. seiner Schrift redet, habe ich noch einige Anmerkungen zu machen, die man mir hierher zu setzen erlaube. Autonomie, die einer Colonie verstattet werden soll, erstreckt sich entweder auf Civilsachen, oder geht die Religion und kirchliche Dinge an. Jene betreffen bloß das Mein und Dein unter den Gliedern der Colonie; hier kommt Alles auf Verträge an. Die Rechte des Eigenthums und was davon abhängt, sind veräußerliche Rechte, können durch freiwilligen Entschluß und Verabredung Andern abgetreten und zugeeignet werden, und sobald Dieses unter erforderlichen Bedingungen geschehen, so werden sie zum Eigenthume Desjenigen, dem sie übertragen sind, und können ihm ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Hier kann man es allerdings auf das Uebereinkommen und die Verträge der Colonie unter sich ankommen lassen. Hält sie es für einen Vorzug, die Streitsachen ihrer Glieder unter sich, nach eigenen Gesetzen und Rechtsregeln entscheiden zu lassen, so kann ihr von Seiten der Regierung offenbar ohne Schaden nachgesehen werden. Da nun die Juden, wie Herr Dohm gar richtig bemerkt, sowol die schriftlichen Gesetze Moses, welche sich auf Judäa und die ehemalige gerichtliche und gottesdienstliche Verfassung beziehen, als die durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen, oder durch richtige Argumentationen herausgebrachten Folgerungen, Erklärungen und Auslegungen derselben für göttliche Gebote halten: so kann ihnen vergönnt werden, ihre Glieder unter sich durch freiwillige Verträge zu verbinden, ihre Händel nach eigenen Gesetzen und Rechten aus einander setzen und entscheiden zu lassen.

Soll Entscheidung von jüdischen oder christlichen Richtern geschehen? Ich antworte: von obrigkeitlichen Richtern, gleichviel, ob sie der jüdischen, oder einer andern Religion anhängen. Sobald die Glieder des Staates, welcher Meinungen in Religionssachen sie auch zugethan sind, gleiche Rechte der Menschheit genießen, so kann auf diesen Unterschied nichts ankommen. Der Richter soll ein gewissenhafter Mann sein, und die Rechte verstehen, nach welchen er seinen Nebenmenschen Recht sprechen

soll. Denke er in Religionssachen, nach welcher Lehrmeinung er gut findet, wenn ihn die Obrigkeit zum Richteramte tüchtig findet und einsetzet, so müssen seine Rechtssprüche gültig sein. Trauen wir doch unsere Gesundheit, unser Leben einem Arzte an, ohne auf den Unterschied der Religion zu sehen; warum nicht auch unser Vermögen einem Richter? Der gewissenhafte Arzt, dem seine Kunst werth ist, wird einen Verbrecher, der morgen hingerichtet werden soll, heute nach allen Regeln seiner Kunst behandeln und von einem Uebel zu befreien suchen. Eben also wird der Richter, wenn er ein Mensch ist, seinen Nebenmenschen in Absicht auf die Güter dieses Lebens Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie mögen, seinen Grundsätzen nach, in jener Zukunft verdammt oder selig sein. Der angeführte göttingen'sche Recensent meint zwar, die Juden würden zu keinem christlichen Richter das Zutrauen haben, daß er ihre Gesetze verstehe. Herr Dohm hat aber Zeugnisse gelehrter Christen für sich und in Händen, die das Gegentheil nicht bloß vermuthen, sondern öfters erfahren zu haben versichern. Und wenn irgend ein Mißtrauen dieser Art obgewaltet hätte: wäre es denn nicht natürlich gewesen, da sich bisher die Gelehrten unter den Christen so wenig um unsere Rechtslehren bekümmert haben?

Wie aber in kirchlichen Sachen, in Sachen, die die Religion der Colonie angehen? Wie weit sollen sich die Rechte jeder Colonie, und der Juden insbesondere, über ihre Glieder in Glaubenssachen erstrecken? Welche Macht darf sie anwenden, welche Gewalt ausüben, sie zur Einigkeit und Reinigkeit in Absicht auf Lehre und Leben zu zwingen? Wie weit darf sie ihren kirchlichen Arm ausstrecken, die Unwilligen zu züchtigen oder auszustoßen, und die Irrenden oder Abweichenden in das Gleis zurückzuführen?

Kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht. — Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann, und mein Adelung will mich keines Besseren belehren. Ich weiß von keinem Rechte auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge, und auf denselben beruhe; das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beistimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die

wahre, göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, gibt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückselig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, sie ist lauter Geist und Herz.

Recht heißt die Befugniß, Etwas zu thun, oder zu lassen, das sittliche Vermögen zu handeln. Eine freiwillige Handlung nämlich ist gerecht und sittlich, wenn sie mit den Regeln der Weisheit und Güte übereinstimmt, und Dasjenige, woraus diese Uebereinstimmung erkannt wird, heißt ein Recht, ein möglicher Gebrauch unsrer Kräfte, ein möglicher Genuß der Dinge, eine mögliche Aeußerung unsrer freiwilligen Thätigkeit, die der weisen Gütigkeit nicht widerspricht. Ich mag den Begriff wenden von welcher Seite ich will, ich finde keinen Uebergang zu Lehrmeinung und Urtheil in Absicht auf ewige Wahrheiten. Wie kann mein Beistimmen oder nicht Beistimmen in allgemeine Sätze und Lehren diese Befugniß erweitern oder einschränken, mir auf Personen und Dinge, und deren Gebrauch und Genuß eine sittliche Gewalt verschaffen, oder nehmen? Wie entspringt aus einer Meinung, aus dem Inbegriffe aller Meinungen zusammen genommen, ein modus acquirendi, eine Befugniß mehr, uns gewisse Dinge, als Mittel zu unsrer Glückseligkeit zu eigen zu machen, und uns ihrer nach Willkür zu bedienen? Was für Merkmale haben diese disparate Dinge, Recht und Meinung, gemeinschaftlich, daß sie je sollten in einem Satze zusammenkommen und verbunden werden können? Sollten aber die Gesetze der Natur und Vernunft ein Recht einräumen, das sich auf das Annehmen oder Verwerfen einer Meinung gründet, so müssen unumgänglich diese beiden Begriffe in einem Satze verbunden, und aus dem Beifalle, den ich einer Lehre gebe oder verweigere, begreiflich gemacht werden können, warum mir diese oder jene Aeußerung meiner Thätigkeit zukomme oder nicht zukomme, warum mir ein gewisser Gebrauch und Genuß der Güter dieser Welt, nach den ewigen Gesetzen der Weisheit und der Güte vergönnt oder nicht vergönnt sei. Ich muß gestehen, daß ich die Möglichkeit dieser Verbindung nicht einsehe.

Vielleicht aber können die Menschen durch positive Ge-

setze und Verträge eine solche Verbindung möglich machen, durch ausdrückliches oder stillschweigendes Uebereinkommen sich einander Rechte zueignen, die auf Lehre und Meinung beruhen sollen? Wenn auch der Stand der Natur hiervon nichts wissen sollte, vielleicht kann der Stand der Geselligkeit, der gesellschaftliche Vertrag eine solche Einrichtung treffen oder getroffen haben? Die Verträge haben ja so Manches in der menschlichen Natur und in dem System ihrer Pflichten und Rechte verändert, warum nicht auch Rechte erzeugt, die im Stande der Natur nicht anzutreffen gewesen?

Mit nichten, sollte ich denken. So wenig die Cultur eine Frucht erzielen kann, wozu die Natur nicht den Keim hergegeben, so wenig die Kunst durch Ueben und Gewöhnen eine willkürliche Bewegung hervorbringen kann, wo die Natur keine Muskel hingelegt: eben so wenig können alle Verträge und Verabredungen unter den Menschen ein Recht erschaffen, davon der Grund nicht im Stande der Natur anzutreffen sein sollte. Durch Verträge können bloß unvollkommene Rechte in vollkommene, unbestimmte Pflichten in bestimmte verwandelt werden. Was ich dem menschlichen Geschlechte überhaupt zu leisten schuldig bin, kann durch einen Vertrag auf eine gewisse Person eingeschränkt, und eben dadurch die unbestimmte innere Pflicht gegen die Menschheit, in eine bestimmte äußere Pflicht gegen diese Person umgeschaffen werden. Eben diese Person, die vorhin nur ein unvollkommenes Recht hatte, von dem menschlichen Geschlechte, oder von der Natur überhaupt, einen gewissen Beitrag zu ihrer Glückseligkeit zu erwarten, erlangt durch den Vertrag ein vollkommenes, äußeres Recht, diesen Beitrag von mir, oder meinen Sachen, zu fordern und zu erzwingen. Da im Stande der Natur alle positiven Pflichten der Menschen gegen einander, alle Verbindlichkeiten zu thun und zu leisten, bloß unvollkommene Pflichten und Verbindlichkeiten sind, so können und müssen im Stande der Geselligkeit viele derselben bestimmt, näher eingeschränkt und in vollkommene verwandelt werden. Wo aber ohne Vertrag, sich weder Pflicht noch Recht denken läßt, da sind alle Verträge der Menschen und ihre Abkommnisse leerer Schall und Ton, Worte in den Wind gesprochen, wie man zu sagen pflegt, ohne Kraft und Wirkung. Ich sehe also nicht ab, wie der Gesellschaft der Menschen das Vermögen zukommen könne, Vorrechte mit Meinungen zu verbinden, das die Natur so sehr verkennt?

Und nun vollends ein Recht über Meinungen, über die Urtheile unsrer Nebenmenschen, in Absicht auf ewige, nothwendige Wahrheiten; welcher Mensch, welche Gesellschaft von Menschen darf sich Dieses anmaßen? Da sie nicht unmittelbar von unserm Willen abhängen, so kömmt uns selbst kein anderes Recht zu, als das Recht sie zu untersuchen, der strengen Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, ohne ihre Einstimmung, unser Urtheil zu verschieben u. s. w.

Aber dieses Recht ist untrennbar von der Person; kann, der Natur der Sache nach, eben so wenig verfremdet, veräußert und auf Andere übertragen werden, als das Recht unsern Hunger zu stillen, oder freien Odem zu ziehen. Verträge hierüber sind ungereimt, der Natur und dem Wesen des Pacti zuwider, und also ohne Erfolg und Wirkung. Wir können uns durch Verträge verbindlich machen, gewisse freiwillige Handlungen nicht von unserm eigenen Urtheile und Gutachten abhängen zu lassen, sondern dem Gutachten eines Andern zu unterwerfen, und also auf unser eigenes Urtheil Verzicht thun, in so weit es in Handlungen übergehen, und Einfluß haben kann; aber unser Urtheil selbst ist ein untrennbares, unbewegliches, und also unveräußerliches Eigenthum. Auf diesen Unterschied, so fein er auch scheint, kömmt hier Alles an, wenn man nicht die Begriffe verwirren, und in ungereimte Folgen und Widersprüche verwickelt werden will. Ein Anderes ist es, Verzicht auf seine Meinung in Absicht auf Handlung; ein Anderes Verzicht auf seine Meinung selbst. Die Handlung steht unmittelbar in unsrer Willkür, so nicht die Meinung.

Also hat die mütterliche Nation selbst keine Befugniß, mit einer ihr gefälligen Lehrmeinung den Genuß irgend eines irdischen Gutes oder Vorzuges zu verbinden, das Annehmen oder Verwerfen derselben zu belohnen oder zu bestrafen; und was sie selbst nicht hat, wie sollte sie es der Colonie einräumen und gewähren können?

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller, wie Dohm, S. 124 hat sagen können: „So wie jede kirchliche Gesellschaft müßte auch die jüdische das Recht der Ausschließung auf gewisse Zeiten oder immer haben, und im Falle einer Widersetzung das Erkenntniß der Rabbinen durch obrigkeitliche Beihülfe unterstützt werden." — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche; denn

es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Theilnehmung an der Ergießung des Herzens, mit welcher wir unsere Danksagung gegen die Wohlthaten Gottes, und unser kindliches Vertrauen auf die Allgütigkeit desselben zu erkennen geben. Mit welchem Herzen wollen wir einem Dissidenten, Andersdenkenden, Irredenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freiheit versagen, an dieser Erbauung Antheil zu nehmen? Wider Unruhemachen und Stören sind Gesetze und Polizei. Dieser Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm gesteuert werden; aber ein stiller und ruhiger Zutritt zur Versammlung kann dem Verbrecher selbst nicht verwehrt werden, wenn wir ihm nicht geflissentlich alle Wege zur Rückkehr versperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Thüren. Sie hat von Innen nichts zu verwahren, und von Außen Niemanden den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben, oder gar Antheil nehmen will, der ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bei dieser Gelegenheit mehr die Dinge genommen, wie sie liegen, als wie sie liegen sollten. Die Menschen scheinen sich vereinigt zu haben, die äußerliche Form des Gottesdienstes, die Kirche, als eine moralische Person zu betrachten, die ihre eigenen Rechte und Pflichten hat, und ihr mehr oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten, und sie durch äußerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widersinnig, eine dieser Personen in jedem Staate die herrschende zu nennen, die ihre Schwestern nach ihrer Laune behandelt, bald sich der ihr anvertrauten Gewalt bedient, sie zu drücken, bald großmüthig genug ist, sie zu dulden, und ihr von ihren Vorrechten, von ihren Ansprüchen und von ihrer Gewalt so viel einzuräumen, als sie gut findet. Da nun Bann- und Ausschließungsfreiheit allezeit das erste Recht ist, mit welcher die herrschende Religion die geduldete belehnt, so forderte Herr Dohm für die jüdische Religion dasselbe Recht, das man allen andern religiösen Gesellschaften zugesteht. So lange diese noch das Recht der Ausschließung haben, hielt er es für eine Inconsequenz, wenn man die jüdische hierin mehr einschränken wollte; wenn aber, wie es mir ausgemacht scheint, gottesdienstliche Rechte auf irdische Dinge, gottesdienstliche Macht und gottesdienstliches Zwangsrecht, Worte ohne Begriff sind, und Aus-

schließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist, so lasset uns lieber inconsequent bleiben, als Mißbräuche häufen.

Ich finde, daß die Weisesten unsrer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben.

Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener mit ein, breitete seine Hände aus gegen Himmel und flehte. „Wenn auch ein Fremder, der nicht Deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Lande, um Deines Namens willen (denn sie werden hören von Deinem großen Namen, und von Deiner mächtigen Hand, und von Deinem ausgereckten Arme) und kömmt, daß er bete vor diesem Hause; so wolleſt Du hören im Himmel, im Sitze Deiner Wohnung, und thun Alles, darum der Fremde Dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden Deinen Namen erkennen, daß sie auch Dich fürchten, wie Dein Volk Israel*)." So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freiwillige Opfer und Gelübde im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde**). So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschließend zu sein, und wir wollten uns nicht entblöden, Dissidenten aus unseren kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschließen?

Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechtes verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem solchen Bannrechte, so wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geißelschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beigebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit, den falschen Religionseifer im Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet, denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen. Herr Dohm glaubt uns wider allen Mißbrauch dieser Art sattsam zu schützen, indem er voraussetzt, das der Colonie anvertraute Bannrecht müsse, „nie über

---

*) 1. Buch der Könige, Cap. 8, V. 41 u. f.
**) Chullin, Bl. 5. S. 1.

irgend eine religiöse Gesellschaft hinausgehen, und in der politischen durchaus keine Wirkung haben, da das ausgestoßene Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könne. „Ein Grundsatz des allgemeinen Kirchenrechtes", setzt Herr Dohm hinzu, „der in unsern Zeiten nicht mehr bezweifelt werden sollte*)."

Wenn aber das sogenannte allgemeine Kirchenrecht, wie ich herzlich gern zugebe, den wichtigen Grundsatz endlich einmal anerkennt, daß ein ausgestoßenes Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könne, so ist dem Uebel durch dieses schwache Verwahrungsmittel bei Weitem nicht abgeholfen; denn fürs Erste will dieser sehr nützliche und geachtete Bürger, der vielleicht auch schon sehr viel innere Religion hat, doch auch nicht gern von allen gottesdienstlichen Versammlungen und Religionsübungen ausgeschlossen, nicht gern ohne äußerliche Religion sein. Hat er nun das Unglück, von der Gemeinde, zu welcher er gehört, für dissidentisch gehalten zu werden, und sein Gewissen verbietet ihm, einer andern im Staate herrschenden oder geduldeten Religionspartei beizutreten, so ist der nützliche und geachtete Bürger ja höchst unglücklich, wenn seiner Gemeinde erlaubt wird, ihn auszustoßen, und er bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen verschloßene Thüren findet. Und nach diesem Grundsatze würde er sie vielleicht allenthalben finden; denn jede kirchliche Gemeinde würde ihn vielleicht mit gleichem Rechte abweisen. Wie kann aber der Staat zulassen, daß irgend einer seiner nützlichen und geachteten Bürger durch die Gesetze unglücklich werde? — Zweitens, welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne welches doch Niemand seines Berufes warten, und dem Staate nützlich sein kann? Da die Grenzlinien dieser feinen Unterscheidung des Bürgerlichen und Kirchlichen, dem scharfsichtigsten Auge kaum bemerkbar sind, so ist es eine wahre Unmöglichkeit, sie in irgend einem Staate so fest und so scharf zu zeichnen, daß sie jedem Bürger in die Augen fallen, und im gemeinen bürgerlichen Leben die gewünschte Wirkung thun mögen. Sie werden immer unsicher und schwankend bleiben, und sehr

*) S. 124.

oft die Unschuld selbst dem Stachel der Verfolgung und des blinden Religionseifers bloß stellen.

Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, scheint mir ein Problem zu sein, das in der Politik noch aufgelöset werden soll. Es ist der Bescheid des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuthun, und laß den Wein nicht auslaufen!

Ich will nicht untersuchen, in wie weit die Klagen gegründet oder ungegründet sein mögen, die kürzlich über Mißbräuche dieser Art, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll, öffentlich geführt worden sind. Da der Bericht einseitig ist, so will ich gerne glauben, daß mancher Umstand übertrieben, die Schuld des Angeklagten von der einen Seite verringert, so wie von der andern Seite die Härte des Verfahrens geflissentlich vergrößert worden sei. Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Diese wird untersuchen, und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle, so wünschte ich, daß der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Acten erhellet, zur Beschämung des allzuraschen Richters, oder seines öffentlichen Anklägers bekannt gemacht werde. Das Publikum hat die Anklage vernommen, es höre auch Vertheidigung und Urtheil!

Dem sei aber, wie ihm wolle, noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht dahin gekommen, daß wir bei Einführung einer Kirchenzucht so ganz über alle Furcht und Besorgnisse dieser Art hinweg sein könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eines gibt, ohne Gefahr anvertraut werden könnte. Ja, je aufgeklärter sie ist, desto weniger wird sie sich selbst hierin trauen, und ein Racheschwert in die Hände nehmen, das nur der Wahnsinn sicher führen zu können glaubt. Zu den erleuchtetsten und frömmsten unter den Rabbinen und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechtes gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gerne Verzicht thun, und ihre Mitbrüder von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn Euch

die Macht eingeräumt würde, Euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie Andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet Ihr Euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der, nach unser aller Geständniß, die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet Euch vielleicht verleiten, Ebendasselbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war das Euch wichtigste Vorrecht, das Eure Verfolger Euch einräumen konnten. Danket dem Gotte Eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen Euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande Desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder, folget dem Beispiele der Liebe, so wie Ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend Ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet Ihr gehegt, geduldet und von Andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet Euch unter einander! **Liebet, so werdet ihr geliebet werden!**

Berlin, den 19. März 1782.

Moses Mendelssohn.

Rabbi Manasseh Ben Israel

Rettung der Juden.

oder

Sendschreiben zur Beantwortung einiger Fragen, die ihm ein vornehmer und gelehrter Engländer, die Beschuldigungen betreffend, die man der jüdischen Nation zu machen pflegt, vorgelegt hatte.

(Im Original gedruckt im Jahre 1656.)

Rettung der Juden.

Ich habe einen Brief von Ihnen empfangen, der mir sehr willkommen war; ich las ihn, da er von Ihnen war, mit vielem Vergnügen, so unangenehm mir auch, mit Ihrer Erlaubniß, dessen Inhalt ist. Ich versichere Ihnen, daß nie in meinem Leben Etwas eine tiefere Wirkung bei mir hinterlassen hat, als dieser Brief; denn er betrifft das Ansehen eines Volkes, das ich der mannichfaltigen, offenbaren und schändlichen Verleumdungen ungeachtet, für unschuldig zu erklären mich unterfange. Ich fürchte freilich mit meiner Widerlegung Manchen zu beleidigen, dessen Eifer nicht einmal die Betrachtung zuläßt, „daß die bloß vertheidigende Selbstwehr jedem Geschöpfe natürlich ist; aber ganz schweigen hieße die fälschlichen Beschuldigungen eingestehen." Um mein eigenes Gewissen zu beruhigen, gehorche ich daher Ihrem Befehle, der am Wenigsten von mir gering geachtet werden kann. Ich setze zum voraus, daß Sie keine weitläufige oder politische Untersuchung über einen so traurigen Gegenstand erwarten werden; wer kann in seinem Unglücke noch ehrbegierig sein? Ich habe bloß einige kurze, gedrungene Betrachtungen zusammen getragen, deren Auseinandersetzung zwar die Grenzen eines Briefes überschreitet, die aber doch Ihnen hinreichend sein können, die Regenten der englischen Nation in der aufrichtigen Wahrheit zu unterrichten, und welche Sie, wie ich zufolge Ihrer besondern edlen Weisheit und Frömmigkeit hoffe, gut aufnehmen werden. Denn da die Unschuld niemals gern etwas Böses von Andern vermuthet, so kann auch ich mich nicht bereden, daß je Einer wider uns auf eine lieblose Weise gesprochen oder geschrieben haben sollte, bloß weil er mit besonderem Haß und Groll gegen uns eingenommen wäre, sondern vielmehr nur deshalb, weil er unsern

Wohlstand seinem Interesse und Eigennutze für nachtheilig hielt. Denn die Liebe fängt natürlich immer bei sich selbst an, aber demungeachtet werde ich die Sache von einer vortheilhaften Seite vorstellen (denn Dies hat uns in andern Ländern willkommen gemacht), und ich hoffe deshalb in meinem Unternehmen zu bestehen. Ich habe indessen nur wenig Aufmunterung zur Erlangung einer andern Absicht, als diese, daß die Wahrheit von ihren Kindern gerechtfertigt werden möge. Ich will in meiner Antwort dem Vortrage Ihrer Herrlichkeit nach der Ordnung folgen.

Erster Abschnitt.

Zuerst also muß ich mit bittern Thränen und Beklemmung der Seele jene harte und schreckliche Anklage einiger Christen wider die zerstreuten, niedergebeugten, unter ihnen wohnenden Juden beweinen, daß sie (ich zittere, indem ich es niederschreibe!) bei der Feier ihres Osterfestes zur Gährung ihres Brotes sich des Blutes einiger Christen bedienen, die sie zu diesem Ende umgebracht haben, wenn, wie die traurige Erfahrung es in verschiedenen Plätzen gezeigt, die Verleumder selbst die abscheuliche, barbarische That begangen, oder, um glimpflicher zu sein, einen gefundenen todten Körper in die Häuser oder Bezirke der Juden geworfen, und dann mit einer zahmlosen Wuth und Aufruhr die unschuldigen Juden als die Ausüber dieser gräulichen Handlung anklagen; eine Bosheit, die bisweilen, um Gelegenheit zu Grausamkeiten dadurch zu erlangen, bisweilen, um die bereits ausgeübten Hinrichtungen dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, ausgeübt worden ist. Aber wie weit von der Wahrheit entfernt diese Anklage ist, mögen Sie aus folgenden Beweisen urtheilen.

1) Es ist den Juden schlechterdings verboten, irgend eine Art Blut zu essen (Levit. 7, 26, und Deut. 12) wo es ausdrücklich heißt דָּם und zufolge dieses Gesetzes essen die Juden das Blut keines Thieres. Noch mehr, sie werfen ein Ey als verboten weg, wenn sie einen Tropfen Blutes darin finden, und es muß sogar ein Stück Brot, auf das inwährend dem Kauen ein Blutstropfen aus dem Zahnfleische oder Gaumen fällt, vor dem Genusse gereinigt und abgewaschen werden. Ist Dieses,

— וכל דם

wie kann man auf den Gedanken kommen, daß eben diese Juden Menschenblut essen sollen, welches noch weit abscheulicher ist? Kaum gibt es auf dem Erdboden ein barbarisches Volk, das einer solchen Bosheit fähig ist.

2) Das Gesetz in den zehn Geboten: Du sollst nicht tödten, ist von allgemeinem Umfange; es ist ein moralisches Gesetz, so daß den Juden nicht nur verboten ist, Jemanden von den Menschen, unter denen sie leben, zu tödten, sondern sie sind sogar nach dem Gesetze verpflichtet, sie zu lieben. „Was die andern Völker betrifft, dies sind die eigenen Worte des Rabbi Moses aus Aegypten im zehnten Capitel seines Jad hachsaka, „so ist uns von unsern Vorfahren befohlen, ihre Kranken zu besuchen, ihre Todten wie die unsrigen zu begraben, und ihren Nothleidenden beizustehen und sie zu unterhalten, so wie die Armen aus Israel; denn Gott ist, wie es in den Psalmen 145, 9 heißt, Allen gut, und seine Barmherzigkeit erstreckt sich über alle seine Werke." Und diesem zufolge bezeuge ich vor dem ewigen Gotte, daß ich in Amsterdam, wo ich wohne, beständig ein gutes Verhalten, mancherlei Wechsel von brüderlicher Zuneigung und unterschiedliche Handlungen von gegenseitiger Liebe zwischen beiden Nationen gesehen habe. Ich habe es dreimal gesehen, wie einige flamändische Christen in den Fluß Flemburg in unserem Viertel gefallen, und unsere Glaubensgenossen sich ihnen nachgestürzt, um ihnen herauszuhelfen und sie vom Tode zu retten. — Wahrlich, Derjenige, der sich selbst so wagt, um einen Andern zu retten, kann keine solche boshafte Grausamkeit in seiner Brust verbergen, einen Unschuldigen zu tödten, den er nach den Pflichten der Menschheit zu vertheidigen und zu beschützen verbunden ist!

3) Es ist im Exod. 21, 20 verboten, einen Fremden zu tödten: Wer seinen Knecht oder Magd schlägt mit einem Stabe, daß er stirbt unter seinen Händen, der soll darum gestraft werden. Bleibt er aber einen oder zwei Tage, so soll er nicht darum gestraft werden, denn es ist sein Geld. Der Text spricht hier offenbar von einem heidnischen Knechte, denn von Diesem allein kann, wie Aben Esra an der Stelle bemerkt, gesagt werden, daß er das Geld des Juden, seines Herrn, sei. Gott belegt diese Handlung mit der Todesstrafe des Herrn, wenn der Knecht ihm

unter der Hand stirbt, weil er alsdann eine mörderische Absicht bei derselben gehabt zu haben scheint; nicht so aber, wenn der Todesfall erst nachher erfolgt. Da kein Vorsatz zur Ermordung dabei erscheint, so ist er in so fern frei, und durch den Verlust seines Geldes hinreichend bestraft. Kann nun ein Jude, nach dem Gesetze, nicht einmal einen Sklaven aus jener Nation tödten, um wie weniger kann er berechtigt sein, Jemanden zu tödten, der nicht sein Feind ist, mit dem er in Ruhe und Frieden lebt? und wie kann ein gutherziger Mensch glauben, daß ein Jude in einem fremden Lande, diesem heiligen Gesetze zuwider, sich einer solchen schändlichen Handlung schuldig machen wird?

4) Und selbst zugegeben, es wäre (welches Gott verhüte!) gesetzmäßig, warum sollte man das Blut noch essen? und warum gerade an Ostern essen? gerade an dem Feste, wo bei jeder Zubereitung die äußerste Reinigkeit beobachtet werden muß, wo weder Sauerteig, noch sonst Etwas, das eine Gährung verursacht, erlaubt ist, welches Blut doch gewißlich thut?

5) Wenn auch die Juden diese Handlung (welche man ohne schrecklichen Beinamen nicht nennen kann) für nothwendig hielten, so würden sie sich doch wahrlich keiner so großen Gefahr, keiner so grausamen und wohlverdienten Bestrafung aussetzen, es sei denn, daß sie durch ein göttliches Gesetz oder durch Einführungen ihrer Weisen dazu verleitet werden. Nun fordern wir, wie es doch in einer Rechtssache billig ist, alle Diejenigen, welche diese entsetzliche Meinung von uns haben, auf, irgend eine Stelle in der Schrift oder bei den Rabbinen aufzuweisen, wo ein solches Gesetz, eine solche Lehre vorgetragen wird! und bis sie Dieses leisten, wird man uns die Freiheit erlauben, es für nichts Besseres als für boshafte Verleumdung zu halten.

6) Um das Leben zu retten, steht es uns frei, den Sabbath zu entheiligen, und, wie im Talmud bestimmt und vom Rabbi Moses zu Aegypten, im fünften Capitel seiner Abhandlung von den Grundgesetzen, bestätigt wird, noch eine Menge anderer Gesetze zu übertreten, bis auf folgende drei: Götzendienst, Mordthat und Ehebruch. Das Leben darf also um keinen so theuern Preis, als die Ausübung dieser abscheulichen Sünden, erkauft werden, sondern ein unschuldiger Tod ist ihr unendlich vorzuziehen. Wenn nun die Ermordung eines Christen, wie unsere Gegner behaupten (und von meinen Begriffen weit entfernt ist), eine göttliche Vorschrift, ein göttliches

Gesetz wäre, so würde es doch wahrlich aufgehoben und vernichtet werden müssen, indem es Niemand vollführen kann, ohne sein Leben, und sogar das Leben einer ganzen Versammlung, eines ganzen Volkes in Gefahr zu setzen, da es überdem eine Verletzung eines der drei erwähnten Gesetze ist, indem die Vorschrift, du sollst nicht morden, wie wir bereits angeführt, sich allgemein auf alle Menschen erstreckt!

7) Der Ewige hat durch seinen Propheten Jeremias, Cap. 29, 7, den gefangenen, unter den Heiden zerstreuten Israeliten befehlen lassen, um den Frieden, die Wohlfahrt und die Glückseligkeit der Stadt, in der sie sich befinden, und ihrer Einwohner, sich zu bekümmern, und deshalb zu beten. Dies haben die Juden auch überall gethan, und thun es noch bis auf diesen Tag in allen ihren Synagogen, durch einen besondern Segen über den Fürsten oder die Obrigkeit, unter deren Schutz sie leben. Dies kann der verehrungswürdige Lord St. John bezeugen; da er als Gesandter bei den Herren General-Staaten der vereinigten Provinzen unsere Synagoge zu Amsterdam mit seiner Gegenwart beehrte, wurde er von unsrer Nation mit Musik und allen Ausdrücken der Freude und des Zujauchzens unterhalten, unter welchen der Segen nicht nur über den verehrungswürdigen Gegenwärtigen, sondern über das ganze gemeine Wesen von England gesprochen wurde, als einen Staat, der mit uns in Verbindung und Freundschaft lebt, und dessen Volk uns Hoffnung zu gleicher Liebe und Zuneigung gegen uns gibt, als wir beständig gegen dasselbe hegten. — Sind wir also, um auf unsern Vorwurf zurück zu kommen, uns des guten und blühenden Zustandes der Stadt, in der wir leben, so anzunehmen, und das Wohl der Einwohner mit so vieler Theilnehmung zu beherzigen und durch unsern Beitrag zu befördern: wie werden wir denn ihre Kinder ermorden? sie des größten Gutes, des blühendsten Segens, welchen das Leben ihnen verleiht, berauben?

8) Barmherzigkeit und Mitleiden ist den Israeliten natürlich. Dieses haben sogar ihre Feinde erkannt. Als der assyrische König Benhadad, 1. Kön. 20, 31, überwunden, in einer Schlacht davon floh, überreichte er seinem Sieger, dem König Ahab, eine Bittschrift für sein Leben; denn er hätte vernommen, daß die Könige des Hauses Israel barmherzige Könige wären. Und die Erfahrung hat es ihm bestätigt, indem er auf eine ge-

ringe Höflichkeitsbezeigung sein Leben und seine Güter zurück erhielt, deren ihn das Kriegsglück beraubt hatte. Und als die Gibeoniten das grausame Verlangen gegen David äußerten, daß sieben Söhne Saul's, welche schuldig waren, ihnen ausgeliefert werden möchten, so sagte der Prophet: Die Gibeoniten aber waren nicht von den Kindern Israel, 2. Sam. 21, 2, gleichsam als wolle er hiemit sagen: In dieser Grausamkeit zeigt sich nicht die Frömmigkeit der Israeliten, sondern die Tyrannei und die unversöhnliche Wuth der Heiden, der Gibeoniten. Ist nun Dieses, wie denn auch die Erfahrung es überall durch die Treue, welche unsere Nation gegen ihre Obern unverletzlich beobachtet hat, bestätigt, wie wenig übereinstimmend und entsprechend mit Diesem ist nicht die Ermordung der Kinder?

9) Es gibt einige Christen, welche die Juden als Christenmörder beschimpfen, indem sie ihnen eine Ursache dieser ihrer vorgeblichen mörderischen Handlung andichten, gleichsam als wenn eine Anklage deshalb ganz untrüglich wahr wäre, weil irgend ein Scheingrund ausfindig gemacht werden kann, warum es sich so verhalten möchte! So sagen sie, es geschehe aus Haß und Abscheu gegen Jesum den Nazareer; deshalb stählen sie christliche Kinder und schlügen sie auf dieselbe Weise, wie Dieser geschlagen worden, um das Andenken an dessen Tod aufzufrischen und lebhaft zu machen. Auf gleiche Weise bilden sie sich ein, daß die Juden die Kreuze, Crucifixe oder ähnliche gegrabene Bilder, welche die Papisten geheim und sorgfältig in ihren Häusern bewahren, heimlich entwendeten, alle Tage tüchtig peitschten, schlügen, schändlich anspien, und was der ähnlichen verächtlichen Ceremonien mehr sind, dabei verrichteten, und dies Alles aus Haß gegen Jesum. Aber ich begreife es nicht, was sie in der That dabei denken, wenn sie uns dergleichen Dinge vorwerfen und zur Last legen; denn, wahrlich, wir können nicht glauben, daß ein Volk von vorzüglicher Vernunft und Urtheilskraft sich in der That von der Meinung sollte bereden lassen, daß die Juden solche Handlungen verüben, wenn sie nicht vermutheten, daß solches aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Gott, den sie verehren, geschehe. Und welche Art von Gehorsam könnten sie wol dem Ewigen dadurch leisten, daß sie seinem ausdrücklichen Befehle, du sollst nicht morden, gerade entgegenhandelten? Dazu kömmt, daß diese Handlungen nicht unternommen werden können, ohne äußerste und offenbare Gefahr des

Lebens und der Güter, und ohne sich nothwendigerweise einer gerechten Rache auszusetzen. Außerdem ist es sogar unter dem Banne den Juden verboten, irgend ein gegrabenes Bild, oder sonst etwas von einem Götzen im Hause zu haben, das von irgend einem Volke bildlich verehrt wird. (Deut. 7, 26.)

10) Matthäus Parisiensis meldet, Seite 532, daß im Jahre 1240 die Juden ein Christenkind zu Norwich beschnitten, ihm den Namen Jurnim gaben, und es zur Kreuzigung aufbewahrten, weshalb auch viele derselben grausam hingerichtet worden sind. Die Falschheit dieser Geschichte erhellt aus Betrachtung der Umstände. Das Kind wurde erst beschnitten, und dadurch vollkommen zum Juden gemacht; ein Beweis von großer Liebe und Zuneigung von Seiten des Juden gegen den Christen, den er in seine Arme nimmt und in seinem Schooße ernährt. Aber zu welchem Ende würde man das Kind erst beschnitten haben, wenn man zur Absicht gehabt hätte, es bald nachher zu kreuzigen? Wenn aus Haß gegen die Christen die ganze Handlung geschieht, so scheint doch im Gegentheil, daß sie die Juden vielmehr an dem eigentlichen Gegenstande ihres Abscheues, als an einem neulichen Proseliten, der eben ihren Glauben angenommen, verüben werden. — Wahrlich, diese Posse (die nach der Erzählung in den papistischen Zeiten geschehen sein soll) sieht jenen wahren Auftritten katholischer Frömmigkeit der Spanier, welche die armen Indianer erst tauften, und hernach aus einem grausamen Mitleiden mit ihrer Seele unmenschlich schlachteten, weit ähnlicher, als den, ihre Gesetze streng beobachtenden Juden, die mit keinem Siegel ihres heiligen Gesetzes ein Spiel treiben dürfen.

11) Es ist besser, sagten unsre Vorfahren, unter Edom, als unter Ismael zu wohnen, und so ist, wie die Erfahrung unsere Nation gelehrt, unsere Gefangenschaft unter den Mahomedanern weit lästiger und unerträglicher, als unter den Christen, welche ein gesitteteres, vernünftigeres und besser policirtes Volk sind. Denn außer der höhern und edlern Art Juden, welche am Hofe zu Constantinopel leben, wird der große Haufe derselben, welcher in andern Ländern der mahomedanischen Reiche in Asien und Afrika zerstreut ist, im höchsten Grade schimpflich und verächtlich behandelt*). Daraus folgt, daß, wenn das Opfern

*) In den jetzigen Zeiten mag es wahr sein, daß sich die Juden in christlichen Staaten besser, als in den mahomedanischen befinden; aber nie

der Kinder eine Wirkung des Hasses wäre, es an den Mahomedanern, welche die Juden in solchem Elend und Drucke halten, weit mehr verübt werden müßte. Wäre es nothwendig bei der Feier des Osterfestes, warum tödten sie nicht gleichergestalt einen Mahomedaner? Aber obschon die Juden in allen diesen weitläufigen Gebieten zerstreut und vertheilt sind, so haben die Mahomedaner, aller ihrer Verachtung gegen uns ungeachtet, dennoch nie bis auf diesen Tag eine solche schändliche Beschuldigung uns angedichtet. Es scheint daher offenbar, daß sie eine bloße Verleumdung sei, und zwar, wenn man bedenkt, wie die Scene angelegt ist, eine solche, von der man nicht bestimmen kann, ob sie mehr aus Bosheit, oder aus Thorheit ausgeheckt hervorgebracht wird; in der That machte sich Sultan Selim nicht wenig lustig darüber, als ihm dieses Geschichtchen von seinem Leibarzte Moses Amon erzählt wurde!

12) Wenn alles bisher Gesagte noch nicht hinreicht, diese Beschuldigung zu vereiteln, so bin ich, da die Sache von unsrer Seite bloß verneinend, und also keiner Aufklärung durch Zeugen fähig ist, gezwungen, mich einer andern Art Beweises zu bedienen, den der Ewige vorgeschrieben, (Exod. 22), eines Eides. Ich schwöre daher, ohne allen Betrug oder List, bei dem höchsten Gotte, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, welcher sein Gesetz dem Volke Israel auf dem Berge Sinai offenbart hat, daß ich nie bis auf diesen Tag einen solchen Gebrauch unter dem Volke Israel gesehen, daß es nie so Etwas für eine gesetzmäßige, göttliche Vorschrift, noch für eine Verordnung oder Stiftung seiner Weisen halte, und daß es nie (so viel ich weiß, auf eine glaubwürdige Art gehört, oder in einem jüdischen Schriftsteller gelesen habe) eine solche Ruchlosigkeit ausgeübt oder ver-

---

sind sie doch in diesen so grausam verfolgt, gemordet, gepeinigt, verbrannt, des Ihrigen beraubt, nackend verjagt worden, als von den christlichen Regierungen und Religionslehrern der mittleren Zeiten. Noch jetzt zahlen die Juden in den türkischen Landen nur ein mäßiges Kopfgeld, und sie leiden wenig mehr, als andere Unterthanen, und wie es die willkürliche Regierung mit sich bringt. Die Zahl der Juden in den mahomedanischen Staaten ist vermuthlich größer, als die in den christlichen. Sie kommen daselbst öfter durch vorzügliche Geschicklichkeit als Aerzte, oder auch Staatsbediente zu Reichthum und Ehren. Noch jetzt ist der erste Minister des Kaisers von Marocco ein Jude, Sumbul.

Anmerkung Mendelssohns.

sucht! und wenn ich hierin lüge, so mögen alle in den Büchern des Gesetzes (Levit. und Deut., 4. und 5. B. Mos.) erwähnten Flüche über mich kommen, ich mag nie den Segen und den Trost Zions sehen, noch an der Auferstehung der Todten Antheil nehmen! — Ich hoffe, daß ich dadurch bewiesen, was ich zur Absicht hatte, und gewiß wird Dieses allen Freunden der Wahrheit und allen aufrichtigen Christen hinreichend sein, dem was ich hier vorgebracht, Glauben beizumessen. Und in der That sind Diejenigen unsrer Gegner, welche etwas gelehrter, und folglich etwas gesitteter, als der gemeine Haufe waren, bei dieser Beschuldigung still gestanden. John Hoornbeeck, welcher in dem Buche, das er neulich wider unsere Nation schrieb, Alles, Recht oder Unrecht, was er nur auf eine Weise zu unserem Nachtheile zusammenscharren konnte, uns vorwirft, schämte sich demohngeachtet, diese uns zur Last zu legen. „An autem verum sit“, sagt er in seinem Prolegomenon, S. 26, „quod vulgo in historiis legatur“ etc., d. i. ob es wahr ist, was gemeiniglich in den Geschichten, um den Haß der Juden wider die Christen, oder vielmehr den Haß der Christen wider die Juden zu verstärken, angeführt wird, daß sie jährlich bei der Zubereitung des Osterfestes, aus Beschimpfung und Verachtung gegen Christus, dessen Leiden und Kreuzigung die Christen feiern, ein christliches Kind heimlich stehlen, und auf eine grausame Weise opfern, dafür mag ich nicht stehen, — indem er wohl wußte, wie leicht zu den Zeiten, in welchen diese Dinge sich zugetragen haben sollen (besonders nach der Einführung der Inquisition im Papstthume), das Erdichten und Ersinnen war, und wie gar sehr die Geschichten dieses Zeitalters nach den Gesinnungen der Verfasser erdichtet und vorgestellt wurden. In der That habe ich nie gesehen, daß jemals eine sichere Erfahrung zum Beweise dieser Beschuldigung wäre angeführt worden. Alle diese Erzählungen gründen sich auf ungewisse Nachrichten des Pöbels, oder auf eine geheime Anklage der Inquisitionsmönche, des Geizes der Ankläger nicht zu erwähnen, welche durstig nach dem Vermögen der Juden, eine solche Bosheit leicht erdichteten. Denn in dem ersten Buche der sicilianischen Constitutionen, Tit. 7, lesen wir vom Kaiser Friedrich: Si vero Judaeus vel Saracenus sit, in quibus prout certo perpendimus Christianorum persecutio nimis abundat, ad presens etc., d. i.: Wenn es aber ein Jude oder ein Saracene ist, wider welche, wie wir in Erwägung

gezogen, die Verfolgung der Christen zu heftig sein könnte u. s. w., so bestraft er die Gewaltthätigkeit gewisser Christen gegen die Juden. Wenn es sich aber auch vielleicht einmal ereignet hat, daß ein Jude einen Christen ermordete, so müssen wir deshalb nicht sagen, daß sie in allen Ortrn, wo sie wohnen, jährlich ein Christenkind ermorden; und was das betrifft, was Thomas Cantibratensis (Lib. 2, Cap. 23) behauptet, es sei nämlich zuverlässig bekannt, daß die Juden in jeder Provinz das Loos werfen, welcher Ort, oder welche Stadt, die übrigen Städte mit Christenblut versehen soll, so kann ich diesem nicht mehr Glauben beimessen, als seinen übrigen Erdichtungen und Lügen, womit er sein Buch angestopft hat. — So weit John Hoornbeeck.

13) Alles dieses ohngeachtet, fehlt es nicht an einigen Geschichten, welche diese oder ähnliche Lästerungen wider ein niedergeschlagenes Volk beweisen sollen, aus welcher Ursache Gott sagt, Zach. 2, 8: Wer euch antastet, der tastet seinen Augapfel an. Ich will einiger Begebenheiten, die zu meiner Zeit sich ereignet haben, flüchtig erwähnen, davon ich zwar kein Augenzeuge gewesen, die aber allgemein erzählt, und ohne den mindesten Widerspruch geglaubt wurden. In meiner Fortsetzung des Josephus Flavius habe ich treulich Beides, die Namen der Personen, der Oerter und der Zeit, wo und wann sie sich zugetragen, aufgezeichnet, nnd werde daher hier bei der Erzählung minder sorgfältig sein.

In Wien, der Hauptstadt von Oesterreich, war unter dem Kaiser Friedrich, bei der Kälte dieser Gegend, ein Teich zugefroren, in welchen drei Leichname (wie nur zu oft Dieses geschieht) geworfen wurden. Bei Vermissung derselben fiel die Beschuldigung auf die Juden, welche auf der Stelle angeklagt wurden, daß sie dieselben zur Feier ihres Osterfestes ermordet hätten. Sie wurden in Kerker geworfen, und nach unendlichen vergeblichen Bitten und Vorstellungen, dreihundert derselben verbrannt. Als der Teich aufthaute, fand man diese drei Körper, die Unschuld kam an den Tag, aber zu spät, nachdem die Grausamkeit verübt war.

Ungefähr vor dreißig Jahren war zu Arguza ein Christenweib, in deren Haus ein kleines Mädchen (von eilf Jahren, die Tochter eines benachbarten Edelmannes), reich mit Juwelen geschmückt, kam. Das elende Weib wußte keinen sichern Weg,

es zu berauben, als durch dessen Ermordung, schnitt ihm die Brust auf und warf es unter ihr Bett. Das Mädchen wurde bald vermißt, und bei der Erkundigung erfuhr man, daß man es in dieses Haus habe hineingehen sehen. Der Magistrat hielt Nachsuchung, und man fand es todt. Die Frau gestand die That, und gleichsam als wenn sie ihr eigenes Verbrechen dadurch aufhöbe, wenn sie einen Juden, so unschuldig er auch sei, unglücklich machte, so sagte sie, sie hätte es auf Anrathen und Zureden eines gewissen Isaak Jeschurun gethan, weil dieser Jude zur Feier des Osterfestes Blut nöthig hatte. Sie wurde gehangen, der Jude ergriffen, und mit Anwendung alles Witzes zur Erfindung unerhörter und unerträglicher Marter, die einen Perillus zum Erbarmen und Mitleiden hätten bringen können, sechsmal grausam gefoltert. Gleichwol bestand er auf der Falschheit der Anklage und behauptete, daß diese Bosheit, die er nie verübt, noch je sich habe träumen lassen, auf eine schändliche Weise ihm zugeschrieben werde. Demohngeachtet wurde er zu einer zwanzigjährigen Gefangenschaft verdammt (in welcher er aber nur drei Jahre blieb), wo er in einer dazu aufgeführten viereckigen Mauer nackt angeschlossen, durch ein Loch mit Brot und Wasser kümmerlich gefüttert werden sollte, damit er in seinem eigenen Unrathe umkommen möchte. (Dieses Mannes Bruder, Joseph Jeschurun, lebt noch jetzt in Hamburg.) Der Elende rief Gott an, flehte zu ihm, ein Zeugniß seiner Unschuld durch ein Zeichen an den Tag zu legen, und die Richter, die mit so wenig Erbarmen, als Gerechtigkeit, ihn so grausam und unmenschlich plagten, vor seinen göttlichen Richterstuhl zu fordern, und der Ewige war ein gerechter Richter, denn der Fürst starb plötzlich bei einem Schmause, den nächsten Sonntag, nachdem er den Urtheilsspruch gegeben, und eben so fielen während der Zeit seiner Gefangenschaft die erwähnten Richter nach und nach hin, und starben. Dies wurde weislich von den wenigen Uebrigen bemerkt, und für eine besondere göttliche Vorsicht gehalten; sie entschlossen sich daher, um sich selbst zu retten, ihn in Freiheit zu setzen. Dieser Mann kam wohlbehalten heraus, reisete durch ganz Italien, wo er zur Verwunderung Aller, die von seinen Leiden wußten, gesehen wurde, und starb einige Jahre nachher zu Jerusalem.

14) Die berühmte Glaubenshandlung (Auto-da-fe), welche gewöhnlich zu Toledo gehalten wird, wurde im Jahre 1632, in

Gegenwart des Königs von Spanien, in Madrid gefeiert, wo die Inquisitoren dem Könige und der Königinn einen Eid abnahmen, daß sie den katholischen Glauben in ihrem Reiche beschützen und aufrecht halten wollen. In der Nachricht von dieser Glaubenshandlung findet man aufgezeichnet, wie eine Familie aus unserer Nation verbrannt worden, nachdem sie auf der Folter die Anklage einer Dienstmagd eingestanden, welche (aufgebracht durch einige Beleidigungen) vorgab, sie hätten ein Bild geschlagen und gegeißelt, und dieses habe unter den Streichen einen großen Theil Blut von sich gelassen, und mit heftiger Stimme geschrieen: „Warum geißelt ihr mich so grausam?" Der ganze Adel merkte wohl, daß Alles falsch sei, aber von Dingen der Inquisition darf Niemand reden.

15) Im Jahre 1631 ereignete sich zu Lissabon folgende wahre Geschichte. Eine gewisse Kirche vermißte in einer Nacht eine silberne Büchse, in welcher die papistische Hostie befindlich war. Ein junger, ziemlich vornehmer Knabe unserer Nation, mit Namen Simao Pires Solis, war dieselbe Nacht in der Nachbarschaft vorbeigegangen, um eine Dame zu besuchen; bloß auf diese Anzeige wurde er ergriffen, ins Gefängniß geworfen und erschrecklich gemartert. Sie schnitten ihm die Hände ab und verbrannten ihn, nachdem sie ihn durch die Straßen geschleift hatten. Ein Jahr nachher bekannte ein Dieb, unter dem Galgen, daß er die Schachtel mit der Hostie geraubt hätte, und nicht jener arme Unschuldige, den sie verbrannt hätten. Der Bruder dieses jungen Mannes war ein Mönch, ein großer Gottesgelehrter und Prediger; jetzt lebt er als Jude in Amsterdam und nennt sich Eliasar de Solis.

16) Es möchten vielleicht Einige sagen, die Leute wären nicht zu tadeln, die den Juden etwas aufbürden, das sie selbst mit eigenem Munde bekannten; aber wahrlich, diese müssen die Marter und Qualen, die so sprechen machen, wenig kennen. Der Arzt eines portugiesischen Grafen wurde eingezogen, weil man ihn für einen Juden hielt. Der Graf ersuchte einen von den Inquisitoren schriftlich, er möchte seine Loslassung besorgen, weil er gewiß wüßte, daß der Arzt ein wahrer, aufrichtiger Christ sei; aber Dieser konnte die ihm angethane Folter nicht aushalten, gestand selbst, daß er ein Jude sei, und ward ein Büßender. Der Graf, sehr aufgebracht darüber, stellte sich krank, und ließ durch einen seiner Bedienten den Inquisitor

bitten, daß er zu ihm kommen und ihn besuchen möchte. Als er kam, befahl er ihm, zu gestehen, daß er ein Jude sei, ferner, daß er Dieses mit eigener Hand niederschreibe, und als er sich dessen weigerte, befahl der Graf einigen seiner Bedienten, ihm einen glühenden Helm (womit er sich zu dieser Absicht bereits versehen hatte) auf den Kopf zu setzen. Dieser, unfähig die gedachte Folter auszuhalten, nahm ihn auf die Seite, gestand ihm, und schrieb es mit seiner eigenen Hand, daß er ein Jude sei. Der Graf nahm darauf Gelegenheit, ihm seine Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu verweisen; auf gleiche Weise, sagte er, als Ihr bekennet, that es auch mein Arzt, ungerechnet, daß Ihr gegenwärtig schon ohne das Feuer, ohne Gefühl der Marter, mehr bekannt habet. Daß durch ähnliche Instrumente der Grausamkeit zärtlich erzogene Kinder, oder sonst Personen, die weichlich gelebt haben, zum Geständnisse gezwungen werden können, daß sie ein Bild gegeißelt oder ähnlicher sträflichen Mißhandlungen sich schuldig gemacht haben, beweiset die tägliche Erfahrung. Es war aus dieser Ursache bei dem israelitischen Senate nie die Folter gebräuchlich; sondern man konnte bloß durch das Zeugniß zweier Zeugen überführt werden.

17) Andere führen vielleicht an, diese Geschichten mögen wohl richtig sein, aber sie sind nicht geheiligt oder canonisch. Ich antworte: Liebe und Haß, sagt Plutarch, verdirbt die Wahrheit jedes Dinges, wie die Erfahrung hinreichend zeigt, wenn wir die Sachen, die geschehen, betrachten, wie eine und dieselbe, in einer und derselben Stadt, zu einer und derselben Zeit, auf verschiedene Weise erzählt wird. Ich selbst habe es in meinen eigenen Geschäften so gefunden. Es ging z. B. allgemein die Rede, daß unsere Nation die St. Paulskirche gekauft habe, um sie zu ihrer Synagoge zu machen, ungeachtet sie vorher ein der Diana geheiligter Tempel war. So sind noch mancherlei andere Dinge von uns erzählt worden, die unserer Nation nie in den Sinn gekommen. So habe ich eine fabelhafte Erzählung von dem Verfahren eines großen Conciliums von Juden gesehen, die sich auf der Ebene von Nagy-Ida in Ungarn versammelt haben sollten, um zu bestimmen, ob der Messias gekommen oder nicht.

18) Da es klar ist, daß den Juden der Genuß jeder Art Blutes unerlaubt, das Ermorden eines Menschen geradezu durch unser Gesetz verboten sei, und daß die vorher angeführten Gründe

dem Verstande eines Jeden faßlich und einleuchtend sein müssen, so weiß ich, es wird Vielen, besonders den Frommen und Freunden der Wahrheit, an der Untersuchung liegen, wie diese Verleumdung entstanden, woher ihr erster Ursprung abzuleiten sei? Ich möchte antworten, daß diese Bosheit aus verschiedenen Ursachen ihnen zur Last gelegt wird.

Erstlich, sagt uns Rufinus, der vertraute Freund des heiligen Hieronymus, in seiner Uebersetzung des zweiten Buches des Werkes des Josephus, das er wider Apion, den Grammatiker, schrieb (der griechische Text fehlt hier), wie Apion, dem Antiochus zu Gefallen, diese Verleumdung ersonnen, um dessen Gottlosigkeit zu entschuldigen, und dessen treulose Behandlung der Juden, da er durch ihr Vermögen seinen Mangel ersetzte, zu rechtfertigen. Propheta vero aliorum est Apion etc. Apion ist ein Prophet worden, und sagte, daß Antiochus im Tempel ein Bett fand, auf welchem ein Mann gelegen, einen Tisch, mit allen Leckerbissen der See und des Landes und Flügelwerken besetzt, vor sich habend, der, über den Eintritt des Königs erstaunt, ihm zu Füßen gefallen und ihn als seinen Retter verehrt habe, als käme er, ihm zu helfen, und ihm beizustehen; er streckte seine rechte Hand aus und bat um Freiheit. Als der König ihm befahl, sich niederzusetzen und zu erklären, wer er wäre, warum er hier wohne, und was die Ursache dieses seines reichhaltigen Vorrathes sei, so klagte der Mann jämmerlich mit Seufzern und Thränen über seine Noth, und sagte ihm, er sei ein Grieche, und als er außer der Provinz reisete, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, so sei er plötzlich ergriffen, von einigen fremden Männern gefangen und in den Tempel gebracht worden, wo er eingeschlossen worden, von Niemanden gesehen zu werden, aber mit allen Arten von Leckereien gefüttert werde. Diese unerwartete Wohlthaten verursachten ihm erst Freude, dann Verdacht, nachher Erstaunen, und endlich zuletzt merkte er aus den Rathschlägen des Priesters, der zu ihm kam, daß die Juden jährlich zu einer gewissen bestimmten Zeit, zufolge ihres geheimen Gesetzes, einen fremden Griechen fangen, und nachdem sie ihn während eines ganzen Jahres köstlich gefüttert haben, in einen gewissen Wald bringen und tödten. Alsdann opfern sie, ihren feierlichen Gebräuchen und Ceremonien gemäß, seinen Körper, ein jeder schmeckt seine Eingeweide, und während der Opferung dieses Griechen, legen sie einen feierlichen Eid

ab, daß sie den Griechen einen unsterblichen Haß und Groll nachtragen wollen. Die Reste dieses umgebrachten Mannes werfen sie alsdann in eine gewisse Grube. Nach diesem läßt Apion diesen Mann sagen, daß ihm nur noch wenige Tage bis zu dieser Hinrichtung übrig seien, und den König bitten, daß er, der die griechischen Götter verehre und fürchte, das Blut seiner Unterthanen an den Juden rächen, und ihn von dem nahen Tode befreien möchte. Diese Fabel (sagt Josephus) ist so voll von gräulicher Unverschämtheit, als von traurigen Auftritten. Ich wünschte, daß Sie vielmehr die Widerlegung dieser Verleumdung hier lesen, als daß ich sie an deren Stelle hinschreibe. Sie finden sie in der Genfer Ausgabe des Josephus S. 1066.

Zweitens, diese berüchtigte Anklage und schreckliche Bosheit vom Ermorden der Kinder und dem Essen ihres Blutes ist schon von Alters her den Christen von den Heiden zur Last gelegt worden, um sie verhaßt zu machen, und das gemeine Volk wider sie aufzubringen, wie aus dem Tertullian in seiner Apologia contra gentes, Justin (Martyr) in der Apologia ad Anton. 2, Eusebius Cäsarensis, l. 5. Cap. 1. u. 4., Pineda in seiner Monarchia ecclesiastica l. 11., Cap. 52, und aus verschiedenen Andern hinreichend zu ersehen ist, und eben diese Grausamkeit wird jetzt von ihnen aus demselben Grunde den Juden Schuld gegeben, da sie sich der ihnen gemachten gleichen Beschuldigung kaum mehr erinnern. Aus derselben Absicht und auf gleiche Weise, wie sie die Sache als eine fälschliche Anklage leugneten, leugnen auch wir sie, und ich möchte sagen, vielleicht noch mit etwas mehrerem Grunde, indem wir keine Art von Blut genießen dürfen, wozu die Christen sich nicht verpflichtet halten.

Nun war die Ursache dieser Verleumdung überall eine Niederträchtigkeit Einiger, welche aus Verlangen nach ihrem Hab und Gut und nach dem Besitze ihrer Reichthümer, diese ungeheure Beschuldigung erdichtet und eingeführt, um unter dem besondern Vorwande, ihr eigenes Blut zu rächen, ihrer Bosheit einen Anstrich zu geben. Und ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß, als ich einst einem Rabbi (der aus Polen nach Amsterdam kam) wegen der übermäßigen Zinsen, welche sie in Deutschland und Polen von den Christen fordern, Vorwürfe machte, und ihm sagte, wie mäßig sie in Holland und Italien wären, so antwortete er, wir sind gezwungen, es

so zu machen, indem sie so oft falsches Zeugniß wider uns aufstellen, und auf einmal mehr von uns heben, als wir in vielen Jahren von ihnen zu gewinnen im Stande sind; und so ist es, wie die Erfahrung zeigt, mit unserm armen Volke, unter diesem Vorwand und Anstrich, gewöhnlich gegangen.

19) Und Dies war der Fall öfter; die Leute beleidigten die Juden, um ihre eigene Bosheit zu entschuldigen, wie zum Beispiel der Vorfall zu der Zeit eines gewissen Königs von Portugal war. Der Ewige beraubte ihn eine Nacht des Schlafes (so wie den König Ahasverus) und er ging auf einen Altan des Palastes, von welchem er die ganze Stadt übersehen konnte; von da bemerkte er (der Mond schien helle) zwei Menschen, welche einen todten Körper trugen, und ihn in den Hof eines Juden warfen. Sogleich fertigte er ein Paar Bediente ab, mit dem Befehle, mit einer scheinbaren Nachlässigkeit diesen Leuten nachzuspüren, zu folgen und sich ihre Wohnung zu bemerken, welches sie ausrichteten. Den nächsten Tag entstand ein Aufruhr und Tumult in der Stadt, man klagte die Juden als Mörder an. Darauf ließ der König die Schelme ergreifen und sie gestanden die Wahrheit, und als er in Erwägung zog, daß dies Geschäft durch eine besondere göttliche Vorsicht geleitet wurde, so berief er einige weise Männer der Juden, und fragte sie, wie sie den vierten Vers des hundert und ein und zwanzigsten Psalms verdollmetschten? und sie antworteten: Siehe, der Hüther Israel schläft noch schlummert nicht. „Unrichtig," erwiderte der König; „denn wenn er nicht schlummert, um wie viel weniger wird er schlafen? Die wahre Verdollmetschung ist diese: Siehe, der Herr schlummert nicht, und läßt den nicht schlafen, der Israel hüthet. Gott, der auf Euch Acht hat, hat mir meinen Schlaf genommen, damit ich ein Augenzeuge derjenigen Bosheit sein möge, welche diesen Tag Euch zur Last gelegt worden." Diese und viele ähnliche Begebenheiten kann man in dem Buche Scebet Jehuda lesen, wie oft, wenn unsere Nation, solcher erdichteter Verleumdung halber, am Rande des Unterganges war, die Wahrheit sich von selbst zu ihrer Errettung entdeckt hat.

20) Ueber diesen Blutgegenstand ist schon vormals von Einem von den Päpsten von einem völligen Concilium gehandelt, gestritten und endlich entschieden worden, daß es nichts als eine bloße Verleumdung sei. Er gab auch darauf den Juden die

Freiheit, in seinen Ländern zu wohnen, und machte, daß die italienischen Fürsten ein Gleiches thaten, so wie auch Alfonso der Weise, König von Spanien. Und gesetzt auch, daß irgend einer eine solche That begangen, wie ich nie von einem Juden glaube, so wäre es doch eine große Grausamkeit, wegen eines einzigen Mannes Bosheit eine ganze Nation zu bestrafen!

21) Doch wozu mehr Worte über diese Sache, da es so offenbar ist, daß über uns kömmt, was von allen Propheten vorausgesagt ist? Moses Deut. 28, 61: Dazu alle Krankheit und alle Plage, die nicht geschrieben sind in dem Buche dieses Gesetzes, wird der Herr über dich kommen lassen u. s. w., darum daß du nicht gehorcht hast der Stimme des Herrn deines Gottes. David führt im vier und vierzigsten Psalm eine traurige Klage über die Uebel und die schändliche Schmach, von welchen wir in dieser Gefangenschaft umgeben sind, als wenn wir der Mittelpunkt dieses Elends wären; denn wir werden ja, sagt er, um deinetwillen täglich erwürgt und sind geachtet wie Schlachtschafe. Eben so spricht er im vier und siebzigsten Psalm und in mehreren.

Ezechiel erwähnt dieser Verleumdung ausdrücklicher. Der ewig gelobte Gott verspricht Cap. 36, 13, daß eine Zeit kommen wird, wo sie des Verschlingens der Menschen oder des Essens des Menschenblutes nicht mehr werden beschuldigt werden, zufolge der wahren und reinen Auslegung des gelehrten Don Isaak Abarbanels. Der gelobte Gott wird nach der Größe seiner Erbarmung mit seinem Volke Mitleiden haben, und alle Beschuldigungen Israels von der Erde wegnehmen, daß sie nicht mehr gehört werden mögen, wie durch Isaiah prophezeiet worden. Und Dies mag von diesem Punkte genug sein!

Zweiter Abschnitt.

Sie verlangten nächst Diesem zu wissen, welcher Ceremonie oder Demüthigung die Juden in ihren Synagogen gegen das Gesetzbuch sich bedienen; weshalb sie von Einigen aus Unwissenheit für Götzendiener gehalten werden. Ich werde hierauf nach der Ordnung antworten.

Erstlich, die Juden halten sich verbunden aufzustehen, wenn das auf Pergament geschriebene Gesetzbuch aus den Schranken genommen worden, bis es auf dem Pult geöffnet wird, um es dem Volke zu zeigen, und hernach darin zu lesen. Wir sehen, daß Dieses beobachtet wurde, in Nehemia, wo es heißt Cap. 8, 5: Und als er geöffnet hat, so stand das ganze Volk auf. Und dies geschieht aus Ehrerbietung gegen das göttliche Wort und dies geheiligte Buch.

Aus gleicher Ursache neigen alle ihre Häupter mit Ehrfurcht, denen es vom Schranken nach dem Pulte vorübergeht; welches aus folgenden Gründen kein Götzendienst sein kann.

Erstlich: etwas Anderes ist ein Ding anbeten, adorare; etwas Anders es verehren, venerari. Das Anbeten jedes Geschöpfes, es sei ein englisches oder irdisches, ist verboten; aber Verehrung kann einem jeden derselben ertheilt werden, so wie ein Mensch von höherem Range ehrwürdig genannt wird. So demüthigte sich Abraham, der zu seiner Zeit den falschen Götzendienst ausrottete, und warf sich hin vor jene drei Gäste, die er doch für Menschen hielt. Eben so warf Josua, der höchste Anführer des Volkes, sich vor einem Engel hin, der

ihm, mit dem Schwert in der Hand an den Pforten von Jericho Furcht einflößte. Waren dieses nun gerechte Männer, deren Beispiele zu folgen wir verbunden sind, und sind sie deshalb nicht getadelt worden, so ist klar, daß das Verehren des Gesetzes nach unserer Weise kein Götzendienst zu nennen sei.

Zweitens: die Juden sind äußerst gewissenhaft in solchen Dingen, und fürchten sogar den Schein, als erzeugten sie Bildern eine Ehrerbietung. Man kann Dieses im Talmud, und in der Abhandlung vom Götzendienst des R. Moses aus Aegypten sehen, wo sich die Vorschrift findet, daß, wenn von ungefähr ein Israelit einer Kirche vorbeigeht, an deren Außenseite sich Bilder befinden, und zu gleicher Zeit ihn ein Dorn in den Fuß sticht, so darf er nicht stillstehen, um ihn herauszuziehen, weil es ihm bei Jemanden, der ihn sieht, den Verdacht erwecken kann, als bückte er sich vor einem solchen Bilde. Wenn also das Bücken vor dem Gesetze irgend einen Anschein von Götzendienst hätte, so würden die Juden, zufolge dieser Strenge, allerdings es verabscheuen; und daß sie es thun, ist ein sicheres Zeichen, daß es kein Götzendienst sei.

Drittens: das Küssen der Bilder ist die vorzüglichste Verehrung beim Götzendienst, so wie Gott sagt, 1. Kön. 19, 18: Und ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküßt hat; wäre Dies aber, so würde folgen, daß alle Diejenigen, welche, nachdem sie geschworen, das Testament küssen, Götzendiener sein müßten; aber da es sich nicht so verhält, indem diese Handlung bloß eine einfache Verehrung ist, so folgt aus demselben Grunde, daß das Neigen des Hauptes für keinen Götzendienst gehalten werden kann.

Viertens: die Erfahrung zeigt, daß es bei allen Nationen eine Höflichkeitsbezeigung der Menschen gegen einander ist, ihr Haupt zu neigen, und es gibt darin Grade, nach Beschaffenheit der Person, mit der sie sprechen; ein Beweis, daß es nach der Meinung aller Nationen kein Götzendienst ist, und viel weniger daher ist es die Verehrung des Gesetzes durch eine Verbeugung des Körpers.

Fünftens: wenn das Volk in Asien (und so ist es beinahe in der ganzen Welt) einen Bescheid oder Befehl von seinem Könige erhält, so nimmt es ihn, küßt ihn und legt ihn

auf den Kopf. Wir sind Gottes Wort und seinen göttlichen Befehlen weit mehr schuldig.

Sechstens: als die zwei und siebzig Dollmetscher mit dem Gesetzbuche zu Ptolemäus Philadelphus kamen, so stand er (wie Aristäus uns versichert), aus Verehrung desselben, von seinem Stuhle auf, und warf sich siebenmal nieder. Wenn ein Heide sich so gegen ein Gesetz bezeigt, zu dem er sich nicht verpflichtet hält, wie viel mehr sind wir diesem Gesetze Ehrerbietung schuldig, das besonders uns gegeben ist?

Siebentens: die Israeliten halten für Artikel ihres Glaubens, daß ein Gott sei, der die einfache Einheit, ewig, unkörperlich ist, der das geschriebene Gesetz seinem Volke Israel, durch die Hand Moses, des Fürsten und Oberhauptes aller Propheten, gegeben habe, dessen Vorsicht sich um die Welt bekümmert, die er erschaffen; der aller Menschen Handlungen beobachtet, und sie dafür belohnt und bestraft. Endlich, daß einst ein Messias komme, um die zerstreuten Israeliten wieder zu versammeln, und daß kurz nachher die Auferstehung der Todten erfolgen werde.

Dieses sind ihre Lehren, welche, wie ich glaube, nichts Abgöttisches enthalten, selbst nicht nach der Meinung Derer, die anders urtheilen. „Die Juden;“ sagt ein sehr gelehrter Christ unserer Zeit, der ein französisches Buch, das er die Zurückberufung der Juden nennt, geschrieben, (in welchem er den König von Frankreich zu ihrem Führer macht, wenn sie nach ihrem eigenen Lande zurückkehren werden), „die Juden werden erlöst werden, denn wir erwarten noch eine zweite Ankunft desselben Messias, und die Juden glauben, daß Dieses seine erste, nicht die zweite Ankunft sei, und durch diesen Glauben werden sie erlöst werden, denn der Unterschied besteht nur in der verschiedenen Angabe der Zeit dieser Ankunft.“

Dritter Abschnitt.

Ich hoffe Ihnen in Absicht auf die angeführten Punkte Genüge geleistet zu haben. Ich werde Ihnen in Ansehung des Uebrigen mit der nämlichen Aufrichtigkeit berichten. Sixtus Senensis in seiner Bibliotheca, Lib. 2, unter dem Titel: Contra Talmud, und Andere, als Biatensis Ordine. 1., Tract. 1. unter dem Titel: Berachot versichern aus dem Cap. 4., „daß jeder Jude dreimal täglich allen Christen fluche, und zu Gott bete, sie zu verwüsten und auszurotten, sammt ihren Königen und Fürsten. Und Dies geschehe besonders in der Synagoge dreimal täglich durch die jüdischen Priester.“ Wer die Wahrheit liebt, beliebe doch, den Talmud in der angeführten Stelle nachzuschlagen, man wird nichts von dem Vorgeworfenen finden; es ist in dem besagten vierten Capitel blos das tägliche Gebet erzählt, das von den Minim (d. i. Ketzern) spricht, und in Dabne (einer Stadt unweit Jerusalem zwischen Gath und Gazim u. s. w.) angestellt worden; mehr ist nicht im Talmud. Hieraus erkünstelt nun Sixtus Senensis die erwähnte Verleumdung, und spricht von Demjenigen, was der Talmud nur kürzlich berührt, daß es bloß von weisen Männern in der besagten Stadt geschehen, als wäre es eine Verordnung im Talmud auf alle Zeiten.

Lasset uns nun sehen, was durch diese weisen Männer in der erwähnten Stadt geschehen ist, und untersuchen, ob es mit Recht die Christen beleidigen kann.

1) Unter den täglichen Gebeten ist ein gewisses Capitel,

worin es heißt: La-Mumarim ꝛc., d. i.: Lasse den Abtrünnigen keine Hoffnung, vertilge alle Ketzer und alle deine Feinde, und alle die dich hassen, lasse umkommen. Und das Reich des Hochmuths wollest du ausrotten, schwäche und vertilge es bald und in unseren Tagen. Dies ganze Capitel spricht nicht von ursprünglichen Christen, sondern von Juden, welche damals den Saduceern, Epikurern und den Heiden zugefallen waren, wie Moses aus Aegypten sagt, Tract. Tephill. C. 2. Denn unter Abtrünnige und Ketzer sind nicht alle Menschen zu verstehen, welche von verschiedener Religion, Abgötterer oder Heiden sind; sondern solche abgefallene Juden, welche dem ganzen mosaischen Gesetze oder einigen darin angenommenen Artikeln entsagen, und diese werden eigentlich von uns Ketzer genannt. Auch zufolge des Gesetzes der Christen ist Der eigentlich kein Apostat oder Ketzer, welcher geboren und von Jugend auf ein Schüler und treuer Befolger eines verschiedenen Gesetzes ist, und darin verbleibt; sonst müßten geborene Juden, Mahomedaner und andere Nationen, welche keine Christen sind, noch je waren, in Rücksicht auf die Christen eigentlich Apostaten und Ketzer genannt werden, welches ungereimt ist; eben so ungereimt wäre es von Seiten der Juden, wenn sie die Christen so benennten. Die Rede ist daher keineswegs von Christen, sondern von Ueberläufern der Juden, d. i. von solchen, welche die Fahne oder das heilige Gesetz verlassen haben.

2) Endlich werden hier weder die Königreiche noch die Könige, welche Christen oder Mahomedaner oder von einer andern Secte sind, verflucht, sondern namentlich das Königreich des Stolzes. Gewiß ist es, daß zu der Zeit, da unsere weisen Männer zu den täglichen Gebeten das erwähnte Capitel hinzuthaten, noch kein christliches Königreich war. Was war also dieses Reich des Hochmuths? könnte man fragen; wer kann Dieses deutlich darthun? — So viel wir muthmaßen können, ist es das Königreich der Römer, das damals blühte, welches über alle Nationen und besonders über die Juden tyrannisch und stolz herrschte *); denn Vespasian und sein Sohn Titus

*) Wenn in dieser Stelle unter Reich des Stolzes ein gewisses Reich auf Erden verstanden werden soll, so kann wol kein anderes, als das römische gemeint sein, unter dessen Druck die Juden damals lebten,

haben nachher ganz Judäa zerstört. Und obgleich einige römische Kaiser nachher Christen geworden sind, oder von dem Christenthume eine gute Meinung hatten, so war doch das römische Königreich ein heidnisches, und ohne Unterschied stolz und tyrannisch; und obschon die Juden dieselben Worte des Gebetes wiederholten, wenn auch der Fürst gut war, und sie unter einer gerechten Regierung lebten, so geschah es bloß aus altem Gebrauch, ohne eine Bosheit wider die gegenwärtige Regierung. Und in der That sind nun in allen ihren Büchern, die nachher gedruckt worden, diese Worte weggelassen, damit sie nicht unge-

---

als dieses Gebet eingeführt worden. Wie reimt sich Dieses aber mit Dem, was unser Rabbi in der Folge behauptet, und durch Stellen aus dem Josephus und Philo beweiset, daß nämlich die Juden für das Wohl der römischen Kaiser und des Reiches geopfert und Gebete angestellt? Ja, nach dem Ausspruch der Rabbinen überhaupt, soll der Sünde, aber nicht dem Sünder geflucht werden.

Mich dünkt, es liege hier offenbar eine Zweideutigkeit in der Sprache, die der Rabbi, nach seiner gründlichen Kenntniß des Hebräischen, gar wol hätte bemerken sollen. Reich des Stolzes kann freilich so viel bedeuten, als das stolze Reich, die stolze Regierung. Die hebräische Sprache hat diese Eigenheit, daß sie die Eigenschaften der Dinge mehr durch abstracte Hauptwörter, als durch Beiwörter ausdrückt, anstatt daß in anderen bekannten Sprachen die Abstracta fast durchgehends aus den Beiwörtern gebildet zu werden pflegen. Männer der Gerechtigkeit, Tage der Glückseligkeit, Stimme der Stärke, heißt so viel, als: Gerechte Männer, glückselige Tage, starke Stimme; Seele des Lebens, so viel als lebendige Seele. In dieser abgeleiteten Bedeutungsart des abstracten Hauptwortes heißt Regierung des Stolzes so viel als stolze Regierung, bedeutet folglich eine gewisse, bestimmte Regierung, und nun ist keine Frage mehr, welche?

Allein das Nomen abstractum hat deswegen in der hebräischen Sprache seine ursprüngliche Bedeutung nicht völlig verloren. Die Herrschaft des Stolzes kann auch schlechtweg die Herrschaft des Stolzes bedeuten, die Gewalt dieser Leidenschaft überhaupt, oder der Menschen, und vornehmlich der Regenten, die sich ihr ergeben, und ihre Nebenmenschen mit Hoffahrt und Uebermuth beherrschen. In diesem Verstande also wird allhier keinem bestimmten Reiche auf Erden geflucht, keiner Regierung der Untergang angewünscht, und die Gebetsformel kann gar füglich in folgenden unschuldigen Wunsch verwandelt werden: Lasse den Uebermuth (oder die Uebermüthigen) nicht länger die Menschen beherrschen, sondern die Gewalt des Hochmuths geschwächt, gebrochen und die sich ihm überlassen, bald und in unsern Tagen gedemüthigt werden? Wer setzt nicht hier von ganzem Herzen sein Amen hinzu?

rechterweise den Juden zum Vorwurf gereichen möchten, und so sagen sie anstatt Apostaten und Ketzer, heimliche Ankläger oder Verräther der Juden, und anstatt des Königreichs des Stolzes, setzen sie alle: Zedim, d. i. stolze Menschen.

3) Auf gleiche Weise haben die zwei und siebzig Dollmetscher, um Aergerniß zu vermeiden, als sie in Levit. an die unreinen Thiere kamen, anstatt Arnebeth, welches ein Hase bedeutet, δασύποδα, d. i. Rauchfuß gesetzt; sie verließen den Namen, und gebrauchten dessen Sinn. Sie wollten das hebräische Wort Arnebeth nicht beibehalten, wie sie es bei verschiedenen anderen Nennwörtern gethan haben, damit die Frau des Ptolemäus, deren Namen Arnebeth war, nicht denken möchte, die Juden spotten ihrer, wenn sie ihren Namen unter die unreinen Thiere hingesetzt hätten; noch wollten sie es durch λαγωον, lagoon, oder λαγον, lagon, geben, welches in der griechischen Sprache ein Hase bedeutet, damit Ptolemäus selbst, der ein Sohn und Brudersohn des Lagus war, sich nicht beleidigt fände, den Namen seiner Familie unter den unreinen Thieren aufgezeichnet zu sehen. Ueberdies erwähnt Plutarch, wie sehr übel es aufgenommen worden, wenn Jemand Ptolemäus fragte, wer der Vater des Lagus gewesen? gleichsam, als wenn man spöttisch auf seine dunkle Herkunft und Abstammung merkte.

4) Die völlig ähnliche Verleumdung fällt weg aus der Betrachtung desselben Capitels unseres Gebetes. Als Muley Zidan in Marocco regierte, klagte ein abtrünniger Jude, um sich standhaft in der mahomedanischen Religion und als einen Feind seiner eigenen Nation zu zeigen, die Juden bei dem König an, daß sie zu Gott um seinen Untergang bäten, indem sie in ihren Gebeten aller Zedim erwähnen, als wollten sie haben, daß die ganze Familie von Zidan zerstört werde. Sie entschuldigten sich mit der Wahrheit, und behaupteten, daß, indem sie wider Zedim bäten, es blos wider die stolzen Menschen (wie dieses Wort in der hebräischen Sprache eigentlich bedeutet) nicht wider Seine Majestät geschehe. Der König nahm die Entschuldigung an, und sagte ihnen, daß sie wegen der Zweideutigkeit des Wortes, es mit einem andern vertauschen sollten.

5) Gewiß die Juden geben keine Gelegenheit, einen Für-

sten oder einen Magistrat zu beleidigen, sondern im Gegentheil, sie sind, wie mir scheint, verbunden, ihn zu lieben, zu vertheidigen und zu beschützen; denn zufolge ihres Gesetzes, des Talmuds und des unverletzlichen Gebrauches der überall zerstreuten Juden, haben sie an dem Sabbath und an allen jährlichen Feierlichkeiten Gebete für die Könige und Fürsten, unter deren Regierung sie leben, sie mögen von christlicher oder von anderer Religion sein. Ich sage, zufolge ihres Gesetzes, wie Jeremias empfiehlt (Cap. 29), nämlich: Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum Herrn u. s. w., zufolge des Talmuds (Ord. 4. Tract. 4. Abodazara Cap. 1.), wo sich ein Gebet für das Wohl des Königreichs findet, und zufolge des Gebrauches, der nie von den Juden unterlassen worden. Ueberall, wo sie sind, segnet der Priester der Synagoge, bevor er das jüdische Volk segnet, den Landesfürsten unter dem sie leben mit lauter Stimme, damit alle Juden es hören können, und sie sagen darauf Amen. Sie haben die Form des Gebetes in dem Buche: The humble Adresses gesehen.

6) Auf gleiche Weise bemerken die Alten, als Gott befahl, daß an den sieben Tagen des Lauberhüttenfestes siebzig Stiere geopfert werden sollen, solches eine Beziehung auf die siebzig Nationen habe (welche einst Jahr auf Jahr, nach Jerusalem aufkommen werden, um dieses Lauberhüttenfest zu halten; Zachar. 14, 16), für deren Erhaltung sie geopfert werden. Denn sie sagen, daß alle Nationen der Erde in Abraham und dessen Saamen werden gesegnet werden, nicht nur geistig, und in der Erkenntniß der einzigen ersten Ursache, sondern auch jetzund schon zeitliche und irdische Segen, durch die Kraft dieses Versprechens, genießen werden. Und so brachten sie in den Zeiten des zweiten Tempels Opfer für die mit ihnen verbundene Nationen, wie aus folgenden Fällen erscheint.

In Megilat Taanit Cap. 9, wird erzählt, daß, als Alexander der Große, auf Anstiftung der Samaritaner, welche den Berg Gerizim bewohnten, mit dem Entschlusse kam, den Tempel zu zerstören, stellte Simon der Gerechte sich ihm in den Weg, und unter andern Gründen, welche er vorbrachte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, sagte er zu ihm: Dies ist der Ort, wo wir Gott bitten für deine eigene Wohlfahrt, und für dein Königreich, daß es nicht

zerstört werde; und sollen diese Menschen dich bereden, diesen Ort zu zerstören?

7) Ein Gleiches finden wir im ersten Buche der Macabäer Cap. 7, 33 und in Josephus Antiq. Lib. 12, 17, als Demetrius den Nicanor, den General seiner Armee, wider Jerusalem schickte, so kamen die Priester mit den Aeltesten des Volkes, ihn zu grüßen und ihm die Opfer zu zeigen, welche sie für die Wohlfahrt des Königs Gott bringen.

In derselben Geschichte Lib. 2, 3, und im Josephus Antiq. Lib. 13, Cap. 16. lesen wir, daß Heliodorus, des Seleucus General, aus gleicher Absicht nach Jerusalem kam; Onias der hohe Priester ersuchte ihn, diesen Ort nicht zu zerstören, wo sie Gott für die Glückseligkeit des Königs und seiner Nachkommen und für die Erhaltung seines Königreichs bäten.

8) In dem ersten Capitel des Baruchs, des Schülers von Jermiah, finden wir, daß die Juden, welche zuerst nach Babylon mit Jechonias gefangen geführt worden, Geld zusammenschossen, Jeder nach seinem Vermögen, und es nach Jerusalem sendeten, und sagten: Siehe! wir haben euch Geld geschickt, wofür ihr Opfer kaufen und für das Leben Nebuchadnezars und seines Sohnes Balthasar beten sollet, daß ihre Tage auf der Erde wie die Tage des Himmels sein mögen, daß Gott uns Kraft verleihe und unsere Augen erleuchte; daß wir unter ihrem Schatten leben, ihnen große Dienste leisten, und Gunst in ihrem Angesichte finden mögen.

Die Juden in Asien, wie Josephus Gorionides Lib 3, Cap. 4. erzählt, thaten ein Gleiches; sie schickten dem hohen Priester Hyrcanus Briefe nebst einem Geschenke, und verlangten, daß man für das Leben des Augustus Cäsar und seines Gefährten Marcus Antonius Gebete anstellen möchte.

Philo Judäus*) erzählt in dem Buche von seiner Gesandschaft an Cajus, wo er eines Briefes erwähnt, in welchem Cajus verlangte, daß man seine Bildsäule in dem heiligen Tempel aufstellen sollte, daß Dieses die Worte in Agrippa's Antwort an diesen Kaiser waren: Die Juden opfern für das Wohl deines Königreichs, und Das nicht nur an ihren feierlichen Festen, sondern alle Tage.

Ein gleiches wird vom Josephus angeführt. Die Juden

*) Paris. 1640.

sagten zum Petronius, General des Kaisers Cajus: Wir bringen täglich Brandopfer zu Gott für den Frieden des Kaisers und des ganzen römischen Volks. Und im zweiten Buch wider Apion sagt er: Wir Hebräer sind überall gewohnt, die Kaiser mit besondern Opfern zu verehren. Auch ist diese Dienstleistung nie mit Undankbarkeit aufgenommen worden, wie aus dem Bescheid des Cyrus, Esra 6, 6, zu sehen ist, wo Darius befiehlt, daß sogleich von des Königs Gütern, selbst von seinen Steuern, den Aeltesten der Juden die Unkosten gegeben werden sollten u. s. w. und Alles was sie nöthig hätten, Kälber, Lämmer und Böcke zu den Brandopfern vor dem Gotte des Himmels, Weizen, Salz, Wein und Oel u. s. w., daß sie opfern zum süßen Geruch dem Gott vom Himmel, und bitten für des Königs Leben und seiner Kinder.

Dasselbe wurde nachher vom Artaxerxes befohlen, welcher verschiedene große Gaben spendete, sowol zum Bau des Tempels, als zur Unterhaltung der Opfer. So stieg Alexander der Große von seinem Wagen, bückte sich zu den Füßen des Hohenpriesters, und ersuchte ihn, seinethalben Gott Opfer zu bringen. Und wem kann es unbekannt sein, wie reichlich Ptolemäus Philadelphus, nach Aristäus Erzählung, den Tempel beschenkte? Nichts Unähnliches that Antiochus, der griechische König, als er durch eine öffentliche Verordnung jedem Fremden verbot, in den Tempel zu gehen, und den Ort zu entweihen, welchen die Juden der Religion und der göttlichen Verehrung geheiligt haben. (Josephus Lib. 12. Cap. 3.) Ein gleiches that Demetrius (Lib. 13, Cap. 5, 6). Man kann noch hinzuthun, daß, als die Jerusalemer mit den Einwohnern von Samaria wegen der Ehre und Würde des Tempels vor Alexander dem Großen rechteten, so behaupteten die Jerusalemer Priester in ihrem Vortrage, daß dieser Tempel beständig von allen asiatischen Königen in großen Ehren gehalten, und mit verschiedenen glänzenden und herrlichen Geschenken bereichert worden sei. Im zweiten Buche Josephus wider Apion lesen wir, daß Ptolemäus Euergetes, als er Syrien erobert hatte, Dankopfer brachte, nicht den Götzen und falschen Göttern, sondern dem wahren Gott zu Jerusalem, nach der Weise der Juden. Pompejus der Große wagte es nicht, wie Josephus erwähnt, de Bello Judaico, Lib. 1, Cap. 5, weder zu plündern, noch im Mindesten die Schätze des Tempels zu berühren, nicht (wie Cicero in seiner Rede für

den Plancius voraussetzt, dem Augustin in seinem Buche de civitate Dei beistimmt), weil er besorgte, man möchte ihn für zu geizig halten; denn Dieses scheint vergleichungsweise sehr lächerlich und kindisch, indem das Kriegsgesetz ihn bald davon losgesprochen haben würde; sondern aus Ehrfurcht gegen den Ort, von welchem sein Gemüth so gerührt war. Philo Judäus führt einen Brief vom Agrippa an, pag. 1036, worin er schreibt, daß Augustus Cäsar den Tempel in so großer Ehre hält, daß er befohlen, aus seinen eigenen Einkünften täglich einen Stier und zwei Lämmer zu opfern; und seine Frau Julia Augusta schmückte ihn mit goldenen Kelchen und Becken und verschiedenen andern köstlichen Geschenken. Auch Cleopatra, die Königinn von Aegypten, ließ es nicht an Freigebigkeit fehlen. Tiberius befahl während der ganzen zwei und zwanzig Jahre seiner Regierung, daß aus seinem eigenen Zolle Gott Opfer gebracht werden sollen. Ein Gleiches that Nero, bis die unbedachtsame Verwegenheit des Eleazers, indem er seine Opfer ausschlug, das Gemüth des Kaisers abwendig machte, und eine blutige Verfolgung veranlaßte.

Und Diesem zufolge können wir den eilften Vers des ersten Capitels des Malachi (welcher während des zweiten Tempels blühte), besser verdollmetschen. Seine Worte sind: Aber vom Aufgang der Sonnen bis zum Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden, und an allen Orten soll meinem Namen geräuchert, und ein rein Speisopfer geopfert werden; denn mein Name soll herrlich werden unter den Heiden, spricht der Herr Zebaoth. Denn außerdem, daß die Heiden den Tempel das Haus des großen Gottes nannten (Esra 5, 8.), so haben ihre Könige und Kaiser, persische, griechische und römische, wie wir gehört haben, verlangt, daß man für sie im Namen Gottes Opfer und Weihrauch bringen sollte.

9) Der Leser mag ferner bemerken, daß die Juden nicht nur für die Kaiser, ihre Freunde und Bundesgenossen, sondern allgemein für die ganze Welt Gott zu opfern und zu bitten gewohnt waren. Es ist gebräuchlich (sagte Agrippa zu Cajus nach dem Philo, S. 1035), daß der Hohepriester am Versöhnungstage ein Gebet zu Gott für das ganze menschliche Geschlecht thut und ihn ersucht, demselben ein neues Jahr mit Segen und Frieden zu verleihen. Dasselbe sagt Philo Judäus

in seinem zweiten Buche von der Monarchie: „Die Priester anderer Nationen bitten Gott bloß für die Wohlfahrt ihres eigenen besonderen Volkes; aber der Hoheprieſter bittet für das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen Welt." Und in dem Buche von den Opfern, S. 836, sagt er: „Einige Opfer werden für unsere Nation, einige für das ganze Menschengeschlecht gebracht. Denn die zwiefachen täglichen Opfer, nämlich des Morgens und des Abends, sind für die Erlangung der guten Dinge, welche Gott, das höchste Gute, ihnen zu diesen beiden Tageszeiten verleiht."

Und auf gleiche Weise sagt Josephus in seinem zweiten Buche wider den Apion: „Wir opfern, beten zu Gott zuerst für das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen Welt, und nachher mehr besonders für uns selbst, weil (wie wir glauben) ein solches Gebet, welches erst allgemein sich erstreckt, und nachher mehr besonders verrichtet wird, Gott weit annehmlicher ist." Welche Worte auch von Eusebius Cäsarensis in seiner Praeparatio Evangel. Lib. 8. Cap. 2. angeführt werden.

10) So wie keine äußerliche materielle Herrlichkeit beständig ist, so hatte auch der Tempel seine Periode, und mit dem Osterlamme hörten auch alle andere Opfer auf; aber an deren Stelle haben wir jetzt Gebete, wie Hosea spricht, Cap. 14, 7: Statt der Stiere wollen wir opfern die Farren unserer Lippen. Und dreimal ist täglich unsre Bitte zu Gott: Fülle die ganze Welt, o Herr, mit deinem Segen; denn alle Geschöpfe siud das Werk deiner Hände, wie es in den Psalmen heißt 145, 9: Der Herr ist allen gütig, und erbarmt sich aller seiner Werke.

11) Ja wir bitten auch um die Bekehrung*) der Nationen,

---

*) Bekehrung (Conversion) war sicherlich nicht das eigentliche Wort, dessen sich der Rabbi hier bedienen wollte, oder sollte. In allen Stellen, die er aus dem Gebete am Neujahrstage und am Versöhnungsfeste anführt, findet sich keine Spur von Bekehrung zum Judenthume und allgemeiner Vereinigung zur Annahme ihrer Gesetze und Lehren, welches doch nur eigentliche Bekehrung sein würde, und König Salomo hat in der aus seinem Gebete angeführten merkwürdigen Stelle wahrlich an keine Bekehrung von dieser Art gedacht. Auch wäre ein solches Gebet ein ziemlich zweideutiger Beweis von Liebe und Verträglichkeit. Bei jedem Auto-da-fe werden laute Gebete zur Bekehrung der Ketzer angestimmt, die man alsdenn freilich, wenn das Gebet ohne erwünschte Wirkung ist, den Flammen

und so sagen wir in den trefflichen Gebeten am Rosch Haschana (Neujahrsfest) und am Versöhnungstage: „Unser Gott und Gott

---

übergibt. Nach dem wahren Geiste des Judenthums erwarten wir eine Zeit, da sich die Erkenntniß Gottes, als einzigen und allgemeinen Schöpfers, Erhalters und Regenten des Himmels und der Erde, über alle Nationen ausbreiten, Alles, was göttlichen Hauch in seiner Nase hat, ihn erkennen, vor ihm niederfallen und ihn anbeten werde. In der äußern Form des Gottesdienstes wird und soll, nach dem Plane der Vorsehung, allezeit Mannigfaltigkeit bleiben. Das eigentliche Judenthum, oder der Inbegriff jüdischer Gebräuche, Gesetze und Zeugnisse soll bloß für Juden und Israeliten sein, ein Erbtheil der Gemeinde Jacobs. Die übrigen Völker werden Gott nach ihrer Weise anrufen; aber sie werden die Majestät und unendliche Größe des wahren, einigen Gottes anerkennen, und ihre Abgötter von sich werfen. Um die Herannahung dieser güldnen Zeit bitten wir in unserm täglichen Gebete und vornehmlich am Neujahrsfeste und am Versöhnungstage. „Darum hoffen wir," heißt es in dem Beschlusse unseres täglichen Gebetes, „darum hoffen wir, bald die Herrlichkeit deiner Allmacht zu schauen, daß die Gräuel von der Erde verbannt, und die Götzen ausgerottet werden; daß die Welt durch das Reich des Allmächtigen vervollkommnet werde, alle Kinder des Fleisches deinen Namen anrufen, und die Frevler der Erde sich selbst zu dir wenden mögen. Laß alle Bewohner des Erdbodens erkennen und begreifen, daß zu dir allein sich alle Kniee beugen, alle Zungen schwören müssen, und daher vor dir, Ewiger! unser Gott! hinknieen, niederfallen, und die Ehre deines Namens verherrlichen. Laß sie sich Alle in das Joch deines Reichs schmiegen, und dich allein, bald und auf ewige Zeiten, für ihren Beherrscher erkennen. Denn dein ist das Reich, und du wirst auf ewige Zeiten rühmlich König sein; so wie in deiner Lehre angeschrieben steht: Der Ewige wird König sein, auf ewige Zeiten, und ferner: Der Ewige wird König sein über die ganze Erde. Damals wird der Ewige einig und sein Name einig sein." Hier ist von keiner Vereinigung in Lehre und Gesetz, noch weniger von einer sogenannten Glaubensvereinigung die Rede. Diese führt gerades Weges auf die gehässige Intoleranz. Alle Verfolgungen sind von jeher im Namen und zum Besten dieser Glaubensvereinigung ausgeübt worden, und man hat diese, wie den gefährlichsten Feind des menschlichen Geschlechtes und seiner Glückseligkeit, zu vermeiden und mit aller Macht zu verhindern; denn sie würde, wenn sie je erhalten werden könnte, unstreitig die alte Barbarei, und den schrecklichen Geist der Verfolgung wieder emporbringen. Liebe und Haß sind nicht so sehr verschieden, als Ausbreitung der Erkenntniß Gottes von Glaubensvereinigung. Der Ritter Michaelis hat in seinen vermischten Schriften über diese Materie einige sehr wichtige Briefe drucken lassen, für die ihm jeder Freund der Wahrheit und der Freiheit zu denken nicht wenig Dank schuldig ist. Man vergebe mir die Länge dieser Note. Sie war nöthig, um einer Mißdeutung zuvorzukommen, zu welcher die Worte des Rabbi Gelegenheit geben. Man scheint auch jetzt,

unsrer Väter, regiere über die ganze Welt mit deinem Glanze und sei erhaben über die ganze Erde in deiner Herrlichktit; verbreite deinen Einfluß über alle Einwohner der Welt in der herrlichen Majestät deiner Stärke, und laß jedes Geschöpf wissen, daß du es geschaffen; und laß jedes gebildete Ding einsehen, daß du es gebildet; und laß Alles was Athem in der Nase hat, sagen, der Herr Gott von Israel regiert, und sein Königreich ist über alle Herrschaften." Und ferner: „Laß alle Einwohner der Erde wissen und sehen, daß dir jedes Knie sich beuge, und jede Zunge schwöre; vor dir, o Herr unser Gott, laß sie sich bücken und hinwerfen; laß sie der Würde deines Namens Ehre geben, und laß sie Alle das Joch deines Königreichs auf sich nehmen." Und wiederum: „Erstrecke deine Furcht, o Herr unser Gott, über alle deine Werke, und dein Schrecken über Alles, was du geschaffen; laß Alle deine Werke dich fürchten, laß alle Geschöpfe sich vor dir niederbücken, und laß alle sich eine Hand voll machen (d. i. mit verbundener Eintracht), deinen Willen mit vollkommenen Herzen thun u. s. w." Eine fast wörtliche Nachahmung des weisen Königs Salomo, der, nachdem er den Bau des Tempels zu Ende gebracht, in dem langen Gebete 1. Kön. 8, der Heiden nicht uneingedenk war; sondern im 41 Verse sagt er: Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kömmt aus fernem Lande, um deines Namens willen (denn sie werden hören von deinem großen Namen, und von deiner mächtigen Hand, und von deinem ausgestreckten Arm,) und kömmt, daß er bete vor diesem Hause, so wolleſt du hören im Himmel, im Sitz deiner Wohnung, und thun Alles, darum der Fremde dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß sie auch dich fürchten, wie dein Volk Israel, und daß sie inne werden, wie dies Haus nach deinem Namen genannt sei, das ich gebaut habe. Es ist hier zu bemerken, daß, wenn ein Israelit beten kömmt, so sagt er Vers 39: Daß du gebeſt ei-

---

wo ich nicht irre, an manchen Orten damit umzugehen, diese Verwirrung der Begriffe in Schwung zu bringen, und den toleranten Sinn der Großen auf Glaubensvereinigung zu leiten, oder vielmehr verleiten zu wollen. (Anmerk. d. Herausg.)

nem jeglichen wie er gehandelt hat; aber bei dem Gebete eines Fremden sagt er: Und thue Alles, darum der Fremde dich anruft. Und dieser Unterschied ist zu diesem Ende gemacht, damit alle Heiden durch die offenbare und augenscheinliche Gewährung ihrer Bitte zur Wahrheit, Erkenntniß und Furcht Gottes gebracht werden möchten, so gut wie die Israeliten.

12) Da nun alle Propheten Gebete und Fürbitten für alle Menschen so gut als für die israelitische Nation gemacht haben, wie sollten wir nicht das Nämliche für die Völker thun, unter denen wir wohnen, denen wir noch mehr besondere Verpflichtung dafür haben, daß wir unter ihrem Schutze und ihrer Gunst leben? In Deut. Cap. 23, 7 befiehlt Gott: Du sollst den Aegypter nicht für Gräuel halten, ungeachtet der schweren Lasten, womit er dich plagte, bloß, weil du ein Fremder in seinem Lande warst; weil er zuerst dich unterhielt und dich in sein Land aufnahm.

Von den andern sagt Ezechiel 23, 15: So wahr ich lebe, spricht der Herr Gott, ich mag nicht den Tod des Bösen, sondern daß der Böse von seinem Wege zurückkehre, und lebe. Wir müssen daher seine Werke nachahmen, und niemand bloß auf Rechnung der Religion hassen, sondern für seine Bekehrung bitten, und Dieses ohne ihm ein Aergerniß oder eine Art von Kränkung zu geben. Diejenigen verwünschen oder verabscheuen, denen wir die Glückseligkeit, die wir genießen, schuldig sind, oder die nach ihrer eigenen Seligkeit streben, ist eine unwürdige und üble Sache; aber nicht, ihre Laster und Sünden verabscheuen. Es war eine sehr treffliche Beobachtung eines sehr weisen und tugendhaften Weibes, Boruria, die (wie im Talmud, Berachot 1 angeführt ist) als ihr Ehemann R. Meier im Begriff war, Gott zu bitten, daß er einige böse und muthwillige Nachbarn, die ihn nicht minder hart als boshaft belästigt und gekränkt hatten, vertilgen möchte, ihm die angelegentliche Vermahnung gab, daß so etwas in Israel nicht geschehen müsse, sondern daß er vielmehr bitten solle, daß sie zurückkehren, und durch Reue ihre Sünden aufheben möchten, indem sie den Text aus den Psalmen anführte, 104, 35: Der Sünden müsse ein Ende werden auf Erden (hier ist nicht gesagt, der Sünder, sondern der Sünden,) und dann werden die Gottlosen nicht mehr sein.

13) Wir haben nun in diesem Abschnitte gezeigt, daß es eine bloße Verleumdung ist, dafür zu halten, daß wir Juden Gott bitten, den Christen eine Kränkung zuzufügen, oder daß wir durch irgend Etwas in unsern Gebeten ihnen ein Aergerniß verursachen, es müßte denn sein, daß wir nicht selbst Christen sind. Wir haben im Gegentheile dargethan, daß wir täglich für sie beten; daß wir, so lange der Tempel dauerte, Opfer für die Völker brachten, die mit uns verbunden waren, daß alle Kaiser es verlangten, und daß wir ferner nicht nur für besondere Fürsten, sondern überhaupt für das ganze Menschengeschlecht Opfer brachten; daß wir noch jetzt, da der Tempel sammt den Opfern aufgehört, das Nämliche in unsern Gebeten thun, Gott um ihre Seligkeit ersuchen, ohne in Ansehung der Religion ein Aergerniß zu geben; und daß wir uns verpflichtet halten, alles Dieses nach der heiligen Schrift zu verrichten. Durch alles Dieses zusammen genommen, hoffe ich hinreichend die Wahrheit Desjenigen bewiesen zu haben, was ich behauptet habe.

Vierter Abschnitt.

Die Anklage des Buxtorf in seiner Bibliotheca Rabbinorum, da er uns die Gotteslästerung zur Last legt, kann folglich keinen Schein der Wahrheit haben. Ich will das Gebet selbst hier hersetzen:

„Wir sind verbunden, den Herrn aller Dinge zu loben, Den zu erheben, der die Welt geschaffen hat, daß Der uns nicht wie die Völker der Erde gemacht, uns nicht wie die Geschlechter der Erde gestellt, unsern Antheil nicht gleich den ihrigen, noch unser Loos mit ihren Haufen übereinstimmend gemacht hat. Denn sie erniedrigen sich gegen unwürdige und eitle Dinge, richten ihre Gebete an Götter, die nicht helfen können; aber wir verehren den König aller Könige, der heilig und gesegnet ist, der die Himmel ausstreckte und die Erde bildete; der Sitz seiner Glorie ist oben im Himmel, und seine göttliche Macht in dem Höchsten der Himmel. Er ist unser Gott, es gibt keinen andern; er ist wahrlich unser König und außer ihm gibt es keinen, wie in dem Gesetze geschrieben ist, und wisse heute, und kehre zurück in dein Herz, denn der Herr ist Gott im Himmel von oben und auf der Erde von unten; es ist kein Anderer."

Dieses ist wahrlich, meiner Meinung nach, ein kurzes und treffliches Gebet, und werth empfohlen zu werden. Sultan Selim, der berühmte Eroberer und mahomedanische Kaiser, hielt so viel darauf, daß er seinem Arzt Moses Amon (welcher die fünf Bücher Moses ins Arabische und Persische übersetzt hat) befahl, daß er unsere Gebete übersetzen sollte. Und da er

sie ihm in türkischer Sprache zustellte, so sagte der Sultan: Wozu sind solche lange Gebete nöthig? wahrhaftig dies eine kann hinreichend sein! So sehr schätzte und achtete er es. Diesem gleicht ein anderes Gebet, welches zu derselben Zeit verfaßt worden ist, nämlich:

„Benedeit sei unser Gott, welcher uns zu seiner Ehre geschaffen, und von denen, die im Irrthume sind, getrennt hat, und uns ein Gesetz der Wahrheit gegeben, und unter uns ewiges Leben gepflanzt hat. Laßt öffnen unsere Herzen in seinem Gesetze, und seine Liebe in unserm Herzen wohnen, und seine Furcht, seinen Willen zu thun, und ihm zu dienen mit ganzem Herzen; daß wir nicht mögen vergeblich arbeiten, noch Kinder der Verderbniß zeugen. Laß es dein Wille sein, o Herr unser Gott, und Gott unserer Väter, daß wir deine Satzungen und Gesetze in dieser Welt halten, und verdienen und leben und gut erben und erreichen die Segen der künftigen Welt, daß wir zu deiner Ehre unaufhörlich singen mögen. O Herr, mein Gott, ich will dich loben ewiglich."

Aber weder das Eine noch das Andere ist eine Lästerung, noch ein Fluch gegen eine andere Gottheit, aus folgenden Gründen: 1) Daß es nicht die Weise der Juden ist, nach ihrem Gesetze andern Gottheiten, wenn es auch heidnische sind, namentlich zu fluchen. So heißt es in Exod. 22, 27: Den Göttern sollst du nicht fluchen hebräisch אלהים d. i. Göttern oder Gott, wie Philo Judäus, im Buche de Monarchia es verdollmetscht, und nicht Richter, wie Onkelos und Jonathan es in ihrer chaldäischen Umschreibung übersetzen. Philo gibt davon folgenden Grund an, damit nicht Diejenigen, welche ihre eigenen Götter lästern hören, aus rachgieriger Gegenvergeltung den wahren Gott Israels lästern; und wir haben Beispiele genug, wie gebräuchlich es unter den abgöttischen Heiden war, wechselsweise einander ihre Götter zu fluchen und zu schimpfen, im Cicero und im Juvenal.

Und in diesem Verstande schreibt Flavius Josephus, in seinem Buche wider Apion, Folgendes: So wie es unser Gebrauch ist, uns selbst zu beobachten, und keinen andern anzuklagen oder zu schmähen: so müssen wir auch nie Diejenigen verspotten oder lästern, welche etwas Anderes für Gott halten. Unser Gesetzgeber hat es uns durch die Benennung Götter ausdrücklich verboten. Diesem zufolge, dürfen wir nach unserer eigenen

Religion das nicht thun, was Buxtorf uns aufbürdet. Und daher sagen uns die Talmudisten, daß wir nicht nur den Königen von Israel, sondern allen Königen, Fürsten und Regenten Ehrerbietung schuldig sind, da die heilige Schrift ihnen, in Ansehung ihrer Stelle, den Namen Götter beigelegt.

2) Die Zeit, in welcher diese, so wie die andern Gebete abgefaßt und anbefohlen worden, war in den Tagen Esra's, welcher, wie wir aus dem Talmud wissen, mit hundert und zwanzig Männern, unter denen drei Propheten, Haggai, Zechary, Malachi waren, dieselben verfertigt hat. Man kann daher nicht sagen, daß darin irgend Etwas wider die Ehre und Achtung Christi abzwecke, der erst so viele Jahre nachher geboren worden ist.

Die Juden haben daher, seitdem diese Verleumdung zuerst entstand, diese Zeile (obschon sie auf die Heiden und ihre eitle Götter sich bezieht, die sich gegen unwürdige und eitle Dinge erniedrigen), um auch die mindeste Gelegenheit der Aergerniß und der Beleidigung zu vermeiden und auszuweichen, weggelassen, und sie drucken in einigen Büchern nichts mehr davon ab, zufolge des Zeugnisses des Joh. Hoornbeck in seinen vorerwähnten Prolegomena, William Worstius's in seinen Beobachtungen über R. David Ganz S. 269, und Buxtorf's in seinem Buche von den Abkürzungen; und es ist vielleicht unserer Beobachtung würdig, daß alle diese drei Zeugnisse sagten, daß es ihnen zuerst durch einen gewissen Antonius Margarita bekannt gemacht worden, einen Juden, der zum christlichen Glauben übergegangen, daß dieser Theil des Gebetes, contra idola Papatus, wider die papistischen Götzen verstanden worden, welches sie daher, als eine nothwendige Folge, wider Christus auslegen; aber mit welchem Rechte, mag der uneingenommene und unparteiische Leser beurtheilen.

3) Wenn Dieses ist, wie kann man denken, daß sie (fern sei es von uns!) in ihrer Synagoge ihn mit verächtlichem Spotte nennen? Die jüdische Nation ist weise und verständig. So sagt der Herr, Deut. 4, 6: Die Völker sagen: Gewiß dies ist ein weises und verständiges Volk. Wie kann man also glauben, daß sie in einem fremden Lande so unvernünftig sein werden, wenn ihre Religion nicht davon abhängt? In der That, es ist der Vorschrift, von der wir sprechen, gerade zuwider, irgend einen Schein von Verachtung zu zeigen. Es ist

nie so Etwas (wie wohl bekannt ist), in Italien und Holland geschehen, wo gewöhnlich die Synagogen voller Christen sind, die mit großer Aufmerksamkeit alle ihre Handlungen und Bewegungen beobachten und erwägen, und sie würden gewiß große Gelegenheit zum Tadeln finden, wenn es sich so verhielte. Aber man hat nie gehört, daß ein Mensch uns, wo wir uns aufhalten und wohnen, Dieses beschuldigt hat, welches ein hinreichend mächtiger Grund ist, uns frei zu sprechen. Ich setze daher voraus, daß ich Sie, was unsere Gebete betrifft, hinreichend überführt habe, wie wir in denselben nichts zur Absicht haben, als Gott zu loben, und geistigen und zeitlichen Segen von ihm zu erbitten, und durch unsern Dienst und unsere Verehrung die göttliche Güte, Schutz und Vertheidigung zu erflehen.

Fünfter Abschnitt.

Aber was man ferner sagt, daß wir Andere zu unserem Glauben verleiten und verführen u. s. w.

1) Es ist Dieses nirgend, wo die Juden zerstreut sind, bis auf diesen Tag geargwohnt worden, auch kann es hier nicht statt finden. In der That habe ich mit verschiedenen großen, mit den weisesten und erhabensten Männern in Europa Freundschaft gepflogen; sie kamen aus verschiedenen Orten, mich in meinem Hause zu besuchen, und haben mancherlei freundschaftliche Unterredungen mit mir gehalten, und doch gab Dies nie Gelegenheit, uns einer solchen Sache wegen verdächtig zu machen. Ja, Caspar Barleus, der Virgil unsrer Zeit, und manche Andere, haben zu meinem Lobe verschiedene Gedichte gemacht, welches ich, nicht (fern sei es von mir) aus eitlem Ruhme, sondern als einen Beweis meines unschuldigen guten Namens anführe.

2) Wir sind zufolge unsrer Kirchenbücher frei von dieser Verführung. Wenn Jemand, von welchem Volke er sei, sich anträgt, ein Jude zu werden, so sind wir, ehe wir ihn annehmen, und als ein Mitglied zu unsrer Synagoge zulassen, verbunden zu untersuchen, ob er durch die Nothwendigkeit bewogen wird, es zu thun, oder etwa aus Liebe gegen einzelne Personen aus unsrer Nation, oder aus einer andern weltlichen Absicht; und wenn wir keinen andern Grund haben, ihn verdächtig zu finden, so haben wir noch eine andere Verpflichtung auf uns, welche darin bestehet, daß wir ihm die Strafen bekannt machen, denen er sich unterwirft, wenn er den Sabbath entheiligt, Blut oder Fett ißt, welches Lev. 3, 17. verboten ist, oder wenn er irgend eine Vorschrift des Gesetzes verletzt, wie in dem Targum auf Ruth zu sehen ist. Und wenn er sich standhaft und eifrig zeigt, alsdann wird er angenommen und beschützt. Wir verführen also Niemanden; sondern im Gegentheil, wir vermeiden alle Religionsstreitigkeiten mit den Menschen, nicht aus Mangel an Wohlwollen, sondern weil wir so weit als möglich

Aergerniß und Haß zu vermeiden suchen, und aus dieser Ursache, weil wir keinen Anstoß geben wollen, versagen wir Ihnen die Beschneidung, die zu uns kommen. Ja, ich habe Einige gekannt, die deshalb sich selbst beschnitten haben; und wenn Ferdinand und Isabella, König und Königin von Castilien, einen Befehl gaben, die Juden zu vertreiben, weil sie verschiedene Christen, und Einige vom Adel verführten, Juden zu werden, so war Dies bloß ein Vorwand und ein Anstrich ihrer Tyrannei, bloß, weil, wie sehr bekannt ist, sie nichts Anderes uns vorzuwerfen hatten. In der That empfehle ich sehr die Meinung des Osorius de rebus Immanuelis sowol, als die des Flavius Josephus, des berühmtesten aller Geschichtschreiber, welche er in der Geschichte seines eigenen Lebens äußert:

„Um diese Zeit (sagt er), kamen zwei Edelleute von den trachonitischen Unterthanen des Königs zu mir, und brachten mit sich Reiter mit Waffen und Geld. Als die Juden sie zwingen wollteu, sich beschneiden zu lassen, wenn sie unter ihnen leben wollten, so wollte ich es nicht leiden, daß man sie beunruhige, indem ich behauptete, daß ein Jeder Gott nach seinem freien Willen dienen, und nicht von Andern dazu gezwungen werden müßte. Denn, wenn wir Dieses thun, sagte ich, so möchten wir es sie hernach bereuen machen, daß sie je zu uns geflohen. Und da ich den Haufen so beredete, so ließ ich diesen Leuten, nach ihrer Lebensart, Speisen im Ueberflusse geben.“

Dieß war in der That eine Handlung, würdig eines edlen und weisen Mannes, und nachahmungswerth zur Vertheidigung der allgemeinen Freiheit, indem man das Urtheil und die Entscheidung Gott allein überläßt. Die spanische Inquisition mit allen ihren Foltern und Grausamkeiten kann nicht machen, daß ein einziger Jude, der ihnen in die Hände fällt, ein Christ werde. Denn durch Schläge werden unvernünftige Thiere gezüchtiget, Menschen müssen durch die Vernunft bewegt werden; auch können Menschen durch Martern zu keiner andern Meinung beredet werden, im Gegentheil werden sie vielmehr dadurch standhafter und beharrlicher bei ihren Grundsätzen.

Sechster Abschnitt.

Nachdem ich die vornehmsten Einwendungen erwogen habe, so gehe ich nun fort zu unwichtigern Dingen, obschon diese meiner Fähigkeit minder angemessen sind, nämlich, zu dem Handlungsgeschäfte. Einige sagen, wenn die Juden hier zu wohnen kämen, so würden sie zum großen Schaden der natürlichen Einwohner die ganze Handlung an sich ziehen. Ich antworte:

1) Daß es immer meine Meinung gewesen (mit Unterwerfung unter ein besseres Urtheil), daß es auf keine Weise der englischen Nation nachtheilig sein könne, da sie, besonders bei dem Transport der Güter der Juden nach England, durch das Bezahlen der öffentlichen Zölle und Auflagen, viel gewinnen würde.

Sie würden ferner allerdings dem Lande Nutzen bringen, sowol durch das Einkaufen der Waaren, die sie nach andern Oertern versenden, als dadurch, daß sie andere Waaren in dasselbe einführen, und wenn zufälliger Weise eine einzelne Person dadurch verlöre, daß der Preis einer Waare, die unter vielen Händen zerstreut ist, herunter gebracht würde, so muß das gemeine Wesen doch eben dadurch gewinnen, wenn die Waare wohlfeiler eingekauft und um einen niedrigern Preis veräußert werden kann.

Ja, es würde den natürlichen Einwohnern dadurch ein großer Nutzen erwachsen, sowol im Verkauf aller Nahrungsmittel, als sonst in allen Dingen, welche zur Verzierung des Körpers dienen. Auch die eingeborenen Handwerker würden da-

durch gewinnen, da sich unter uns selten Jemand findet, der eine solche Kunst treibet.

2) Dazu kömmt, daß unser Volk fast alle Theile der Welt durchsegelt hat, und Juden also durch die Fähigkeit, ihre Meinung zum Besten des Volkes zu geben, unter dem sie leben, einer Nation nützlich werden können; nicht zu erwähnen, daß alle Fremde neue Handlungszweige zugleich mit der Erkenntniß der fremden Länder, in welchen sie geboren sind, einführen.

Und es ist so weit entfernt, daß Dieses den Eingeborenen sollte schädlich sein, daß es ihnen vielmehr vortheilhaft ist, da sie aus ihren Ländern neue Waaren und neue Kenntnisse bringen. Denn aus der Absicht um eine Gemeinschaft auf dem Erdboden zu machen, hat der große Werkmeister und Schöpfer aller Dinge nicht jedem Orte Alles verliehen, sondern hat seine Wohlthaten unter ihnen vertheilt, wodurch er einen Jeden der Hülfe Anderer bedürftig gemacht. Dies kann in England gesehen werden, welches, da es eines der mächtigsten Länder der Welt ist, dennoch verschiedene Dinge nöthig hat, sich zu Wasser kommen zu lassen, als Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen und alle italienische Gewürze; Dinge die im menschlichen Leben so unentbehrlich sind. Außerdem mangelt es ihm noch an mancherlei andern Waaren, und sogar der Kenntniß derselben, die in andern Ländern im Ueberflusse sind, obschon es nach meiner Meinung wahr ist, daß es auf der ganzen Welt kein in der Schifffahrt verständigeres Volk, und kein zu allen Handelsgeschäften fähigeres gibt, als das Englische.

3) Es können ferner zwischen den Eingeborenen und den Fremden (wo sie mehr bekannt sind) Gesellschaften errichtet oder Factors angestellt werden. Alles Dieses muß, wenn ich mich nicht betrüge, zum Vortheile der Eingeborenen gereichen. Es können dafür noch verschiedene Gründe angeführt werden, obschon ich sie nicht begreife, der ich beständig eine sitzende Lebensart geführt, mich meiner Studien befleißiget habe, die von Dingen dieser Art so weit entfernt sind.

4) Es kann auch nicht mit Recht wider unsere Nation eingeworfen werden, daß sie betrügerisch sei, weil auf keine vernünftige Weise eine Gemeinheit wegen einiger Besondern verdammet werden kann. Ich kann sie nicht Alle für schuldlos halten, noch kann ich anders denken, als daß unter ihnen einige Betrüger sein

mögen, so wie unter allen andern Nationen und Völkern, indem die Armuth fast allezeit eine schlechte und niedrige Gesinnung mit sich führt.

5) Wenn wir aber betrachten, was unsere Religion auflegt, so finden wir, daß das moralische Gesetz in den zehn Geboten: Du sollst nicht stehlen, auf alle Juden gegen alle Heiden sich erstreckt; wie in des R. Moses aus Aegypten Tract. Geneba Cap. 1. und Gezela Cap. 1. zu sehen ist. Es ist eine Sünde (sagt er), irgend Jemanden zu berauben, wenn schon er ein Heide ist. Auch kann man sich nicht auf die heilige Geschichte berufen in Ansehung der Juwelen und der Hausgeräthe, deren die Israeliten die Aegyptier beraubt haben, wie ich solches verschiedene Male von Einigen habe anführen hören, weil Dieses zu der Zeit eine besondere Gesetzerlassung und ein göttliches Gebot war. So wird im Talmud im Tract. Sanhedrim, Cap. 11, angeführt, daß zur Zeit Alexanders des Großen die Alexandrier die Juden als Diebe anklagten, und die Wiederersetzung ihrer Güter verlangten. Aber Guebia Ben Pesisa antwortete ihnen: „Unsere Väter gingen nieder nach Aegypten ihrer siebenzig Seelen nur, hier wuchsen sie zu einem zahlreichen Volke über sechsmal hundert tausend an, und verrichteten für die Aegyptier sehr niedrige Dienste während eines Zeitraums von zweihundert und zehn Jahren; Diesem zufolge, bezahlet uns für unsere Arbeit, und machet hernach die Rechnung, und ihr werdet sehen, daß ihr uns noch viel schuldig bleibet.“ Dieser Grund befriedigte Alexander und er sprach sie frei.

6) Die Juden sind folglich verbunden, Niemanden, wer es auch sei, zu betrügen oder in Geschäften und Rechnungen zu hintergehen, wie solches ausdrücklich im R. Moses aus Aegypten und R. Moseh de Kosi in Sameg zu sehen ist.

7) Ja, sie behaupten ferner, daß die Wiedererstattung eine Handlung ist, welche zum Lobe Gottes und des heiligen Gesetzes gereicht. Als der heilige und weise Mann R. Simeon Ben Satah von einem Heiden einen Esel kaufte, so war unter dessen Halfter ein Juwel von großem Werthe, was dem Eigenthümer unbekannt war; als er ihn hernach fand, so stellte er ihn freiwillig und umsonst dem Verkäufer, der nichts davon wußte, wieder zu. Ich habe den Esel gekauft sagte er, aber

nicht den Edelstein. Woher dann, wie der Midras Raba in Parasat Ekeb anführt, Gott, seinem Gesetze und der jüdischen Nation Ehre erwuchs.

8) Auf gleiche Weise gebieten sie, daß der Schwur, den sie einer andern Nation ablegen, mit Wahrheit, Aufrichtigkeit und bis auf alle Besonderheiten beobachtet werden muß; und zum Beweise führen sie die Geschichte von Zedekias an, den Gott strafte und seines Königreichs beraubte, weil er sein Wort und seinen Schwur, den er Nebuchadnezarn im Namen Gottes ablegte, nicht hielt, obschon er ein Heide war, wie es in dem 2. B. der Chron. 56, 13 heißt: Dazu ward er abtrünnig von Nebuchadnezar, der einen Eid bei Gott von ihm genommen hatte.

9) Dieses sind die Gesetze und Verpflichtungen, welche die Juden halten. Eben das Gesetz, welches den Juden verbietet, einen Heiden zu tödten, verbietet ihnen auch ihn zu bestehlen. Dennoch muß sich Jeder in Acht nehmen, denn die Welt ist voller Betrug bei allen Nationen. Ich erinnere mich einer lustigen Begebenheit, die sich in Marocco am Hofe des Königs von Mauritanien zugetragen. Es befand sich da ein Jude, der eine Art falscher Steine hatte. Er machte mit einem portugiesischen Christen einen Tausch für einigen Grünspan, der sehr unrein (wie sie es daselbst zu machen pflegen) und ganz mit Erde verfälscht war. Einer von des Portugiesen Freunden lachte ihn aus, indem er ihm sagte: Der Jude hat dich gut zugerichtet. Dieser antwortete: Wenn der Jude mich gesteinigt hat, so habe ich ihn begraben. Und so neckt gewöhnlich Einer den Andern.

Dies kann ich versichern, daß viele Juden, weil sie sich nicht an anderer Leute Gütern vergreifen wollen, zu Amsterdam sehr arm sind, und sehr kümmerlich leben; und Diejenigen, die es aus Noth thaten, wurden um desto elender, daß sie hernach von Almosen lebten.

Und als zu den Zeiten des Königs Eduard I. die Juden angeklagt wurden, daß sie die königlichen Münzen beschnitten, so scheint es, daß diese Anklage bloß von dem Verdachte und dem Hasse, welchen die Christen wider die Juden tragen, ihren Ursprung genommen habe, wie aus der Geschichte, welche Mr. Prynne herausgegeben, in seinem zweiten Theile von dem kurzen Aufschub an die Juden ꝛc. S. 82 zu sehen ist, wo Claus. 7, E. I, N. 7, de fine recipiendae a Judaeis er des Königs la-

teinisches Schreiben an seine Richter, in folgenden Worten mittheilt: „Rex dilectis et fidelibus suis, *Stephano de Pentecester*, *Waltero de Helyn*, *et Th. de Cobham*, Justiciariis ad placita transgressionis monetae audienda, salutem. Quia omnes Judaei nuper rectati, per certam suspicionem indictati de retonsura monetae nostrae, et inde convicti cum ultimo supplicio puniuntur; et quidam coram eadem occasione omnia bona et catulla sua satisfecerunt, et in prisona nostra liberabantur, in eadem ad voluntatem nostram detinendi. Et cum accepimus, quod plures Christiani ob odium *Judaeorum*, propter discrepantiam fidei christianae et *ritus Judaeorum*, et diversa gratia minus per ipsos *Judaeos*, Christianis hactenus illata, postquam *Judaeos* nondum rectatos in indictatos de transgressione monetae, per leves et voluntarias accusationes accusare, et indictare de die in diem nituntur et proponunt, imponendas eis ad terrorem ipsorum, quod de ejusmodi transgressione, culpabiles existunt super ipsos *Judaeos* facienda, et sic per minas hujusmodi accusationis ipsos *Judaeos* metu inutiant, et pecuniam extorqueant ab eisdem; ita quod ipsi *Judaei* super hoc ad legem suam saepe ponuntur in vitae suae periculum manifestum. Volumus quod omnes *Judaei* qui ante primam diem Maji proximi praeteriti indictati, vel per certam suspicionem nectati non fuerunt de transgressione monetae praedictae, et qui facere voluerint finem juxta discretionem vestram, ad opus nostrum facere pro sic, quod non occassionentur etc. hujusmodi transgressionibus factis ante primam diem Maji propter novas accusationes Christianorum post eundem diem inde factas non molestentur, sed pacem inde habeant in futurum. *Proviso* quod *Judaei* indictati, vel per certam suspicionem, rectati de hujusmodi transgressione ante praedictum diem Maji judicium subeant coram vobis, juxta formam prius inde ordinatam et provisam. Et ideo vobis mandamus, quod fines hujusmodi capiatis et praemissa fieri et observari in forma praedicta. Teste Rege apud Cantuur, 8. die Maji.“

Siebenter Abschnitt.

Und nun denke ich für diesmal in Ansehung aller Ihrer Einwürfe (so weit es sich in einem Briefe thun läßt), Ihnen hinreichend Genüge geleistet, ohne Jemanden gerechte Ursache zur Beleidigung oder Aergerniß gegeben zu haben, und weil Sie ferner noch Einiges zu wissen verlangen von Dem, was meine gegenwärtige Verrichtung und Unterhandlung betrifft, so will ich nur kurz sagen, daß die Gemeinschaft und der Briefwechsel, welche ich seit einigen Jahren mit einigen erhabenen Personen aus England unterhalten habe, der erste Ursprung von der Unternehmung meines Vorhabens war, indem es mir allemal dadurch sehr wahrscheinlich wurde, Das zu erlangen, was ich suche; weil sie versicherten, daß zu jetziger Zeit die Gemüther der Menschen uns sehr zugeneigt wären, und daß wir ihnen auf dieser Insel sehr angenehm und willkommen sein würden. Und seitdem entsprang in mir eine ähnliche Begierde und Verlangen dieses Ziel zu erreichen, und ich habe seit sieben Jahren ununterbrochen, durch Briefe und andere Mittel, mir um diese Sache Mühe gegeben und darnach gestrebt. Denn ich halte dafür, daß unsere allgemeine Zerstreuung ein Umstand sei, der nothwendig erfüllt werden muß, bevor Alles vollbracht werden kann, was Gott dem jüdischen Volke in Ansehung ihrer Rückkehr und Wiedereinsetzung in ihr eigenes Land verheißen hat, zufolge der Worte Daniels, 12, 17: Wenn er wird vollendet haben zu zerstreuen die Macht des heiligen Volkes, so werden alle diese Dinge geendigt werden. Eben so, da unsere Zerstreuung

allmälig unter allen Völkern sein wird, wie es in Deut. 28, 64 heißt, von dem einen Ende der Erde bis zum andern, so glaubte ich, daß durch das Ende der Erde diese Insel verstanden wird. Und ich weiß nicht, ob Gott, der oft durch natürliche Mittel wirkt, mich zur Vollführung seines Werkes bestimmt und gewählt habe? Ich wendete mich daher mit diesem Antrag, aus vollem Eifer, an die Englische Nation, wünschte ihr zu der rühmlichen Freiheit und dem glücklichen Frieden, deren sie jetzt genießt, Glück, und schrieb mein Buch, die Hoffnung Israels, dem ersten Parlament und dem Staatsrath zu, und erklärte zugleich meine Absicht, weshalb sie mir einen sehr günstigen Paß schickten. Nachher wendete ich mich an das zweite, und es schickte mir einen andern. Aber bei den damaligen Zeitläuften war meine Reise sogleich nicht thunlich, denn meine Verwandten und Freunde, welche die in einander verwebten Abwechslungen und Veränderungen der Dinge hienieden in Erwägung zogen, ersuchten mich umarmend mit dringendem Ungestüm, nicht von ihnen zu reisen, und wollten nicht nachlassen, bis, von ihrer Liebe gezwungen, ich versprechen mußte, noch eine Zeit lang mich bei ihnen aufzuhalten. Aber allen Diesem ohngeachtet konnte ich in meinem Gemüthe nicht ruhig sein, (ich weiß nicht, ob Dieses durch eine besondere göttliche Vorsicht etwa geschah), bis ich von Neuem meine unterthänige Bittschrift an Ihre Hoheit den Lord Protector (Gott erhalte ihn) machte. Und da ich fand, daß mein Ueberkommen ihm nicht gänzlich unwillkommen sein würde, so nahm ich fröhlich, mit den gefaßten großen Hoffnungen, Abschied von meinem Hause, meinen Freunden, meinen Verwandten, allen meinen hiesigen Bequemlichkeiten, und von dem Lande, in welchem ich meine ganze Lebenszeit unter dem wohlthätigen Schutz und Gunst der Herren Generalstaaten und des Magistrats von Amsterdam, zugebracht habe, und trat endlich meine Reise nach England an. Als ich daselbst nach meiner Ankunft sehr höflich aufgenommen und mit vieler Achtung begegnet wurde, so übergab ich Sr. Durchlauchtigsten Hoheit eine Bittschrift, und einige Wünsche, welche mir größtentheils von meinen Brüdern, den Juden aus verschiedenen Theilen Europens geschrieben worden sind, wie Sie aus den ersten Erzählungen besser ersehen werden. Worauf es Ihrer Hoheit gefiel, zu Whitehall eine Versammlung aus Geistlichen, Rechtsgelehrten und Kauf-

leuten, von verschiedener Meinung und Denkungsart, zusammen zu berufen, wobei die Urtheile und Aussprüche der Leute so verschieden ausfielen, daß wir noch bis jetzt keinen endlichen Bescheid von Ihrer Durchlauchtigsten Hoheit haben. Weshalb die wenigen Juden, die hier waren, an unserem erwarteten Fortgang verzweifelnd, von hier wegreiseten, und Andere, welche hieher zu kommen verlangten, ihre Hoffnung fahren ließen, und sich theils nach Italien, theils nach Genf begaben, wo die Regierung ihnen damals ganz freiwillig viele und große Privilegien gestattete.

Nun, o höchster Gott, richte ich mein Gebet an dich, ja an dich, den Gott unsrer Väter; du, dem es gefiel, sich selbst den Hüter Israels zu nennen; du, der gnädig durch den heiligen Propheten Jeremias versprochen, daß du nicht willst allen Saamen von Israel verwerfen, wegen des Bösen, das sie gethan haben; du, der durch so viele erstaunliche Wunder dein Volk aus Aegypten, dem Land der Sklaverei zogst, und es in das heilige Land führtest, laß gnädig deinen heiligen Einfluß auf das Gemüth des Fürsten wirken (der aus keiner eigennützigen oder andern Absicht, als bloß aus Mitleiden über unsere Unterdrückung, sich bewegen lassen, uns zu beschützen und zu beschirmen, für welche außerordentliche Menschlichkeit weder ich noch mein Volk je die Fähigkeit erwarten kann, ihm hinreichend erkenntlich und dankbar zu sein) und auf das Gemüth seines berühmten und weisen Rathes, daß sie Das entscheiden möchten, was nach deiner unendlichen Weisheit für uns das Beste und Dienlichste ist. Denn die Menschen, o Herr, sehen das Gegenwärtige, aber du in deiner Allwissenheit siehest das Entfernteste!

Und die sehr ehrwürdige Englische Nation ersuche ich ganz unterthänigst, daß sie meine Gründe unparteiisch, ohne Vorurtheil und frei von aller Leidenschaft überlesen wolle; ich empfehle mich gänzlich ihrer Gnade und Gunst, und bitte Gott ernstlich, daß es ihm gefallen möge, die durch Zephania versprochene Zeit herannahen zu lassen, da wir ihn Alle eines Sinnes und eines Herzens anbeten, alle in seinem Dienste einstimmig sein werden, daß, so wie sein Name einzig ist, auch seine Furcht einzig sein möge, und daß wir die Güte des ewig gelobten Gottes und die Tröstungen Zions sehen mögen. Amen! Amen!

In meiner Studirstube in London den 10. April im Jahre 5416 von Erschaffung der Welt, und im Jahre 1656 nach der gemeinen Rechnung.

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das Verzeichniß der von mir geschriebenen und gedruckten, oder zum Drucke bereits fertigen Bücher.

Verzeichniß der Bücher, welche von Manasseh Ben Israel im Hebräischen herausgegeben worden.

Nischmath Chajim, d. i. Seele des Lebens, vier Bücher, die Unsterblichkeit der Seele betreffend, worin verschiedene merkwürdige und anmuthige Fragen untersucht und abgehandelt werden, wie aus dem Inhalt der besondern Capitel, welcher dem Buche vorgesetzt ist, zu ersehen. Lateinisch, und dem Kaiser Ferdinand III. zugeeignet.

Pene Raba, auf Raboth, von den alten Rabbinern, lateinisch und spanisch.

Conciliatoris pars prima in Pentateuchum.

De resurrectione mortuorum libri tres.

Problemata de creatione.

De termino vitae.

De fragilitate humana, ex lapsu Adami, deque divino in bono opere auxilio.

Spes Israelis. Ist auch englisch gedruckt.

Orationes panegyricae, quarum una ad Illustrissimum Principem Aurantium, altera ad serenissimam Reginam Suecorum. Bloß spanisch.

Conciliator
- der zweite Theil, über die ersten Propheten.
- der dritte Theil, über die letzten Propheten.
- der vierte Theil, über die Hagiographa.

Chumosch, oder der Pentateuch, mit verschiedenen Lehren am Rande.

Thesoro de las dinim, fünf Bücher von den Gebräuchen und Ceremonien der Juden zwei Bände.

Chumosch, der Pentateuch, mit einem Commentar.

Piedra pretiosa, von Nebuchadnezar's Bild, oder die fünfte Monarchie.
Laus Orationes dell Anno, die Gebete der Juden vom ganzen Jahr, aus der Ursprache übersetzt.

Bücher, welche 1656 zum Drucke fertig sind.

De cultu imaginum contra Pontificios, lateinisch.
Sermois, Reden in portugiesischer Sprache.
Loci communes omnium Midrasim, welches die Göttlichkeit der alten Rabbiner enthält, hebräisch.
Bibliotheca Rabbinica, zugleich mit dem Inhalte ihrer Bücher, und meinem Urtheile über verschiedene Ausgaben.
Phocylides, in spanischen Versen mit Anmerkungen.
Hippocratis Aphorismi, hebräisch.
Flavius Josephus adversus Apionem, hebräisch. Dessen Monarchia rationis, hebräisch.
Refutatio libri, cui titulus: Praeadamitae.
Historia sive continuatio Flavii Josephi ad haec usque tempora.
De divinitate legis Mosaicae.
De scientia Talmudistarum, in singulis facultatibus.
Philosophia Rabbinica.
De disciplinis Rabbinorum.
Nomenclator hebraicus et arabicus.

Auch habe ich über sechzig andere Bücher herausgegeben und in meiner eigenen Druckerei gedruckt, unter welchen sich verschiedene Bibeln in hebräischer und spanischer Sprache, wie auch alle unsere hebräischen Gebete verbessert und in Ordnung gebracht, befinden.

Jerusalem,

oder

über religiöse Macht und Judenthum.

Erster Abschnitt.

Staat und Religion — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegen einander zu stellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen — Dieses ist in der Politik eine der schwersten Aufgaben, die man seit Jahrhunderten schon aufzulösen bemühet ist, und hie und da vielleicht glücklicher praktisch beigelegt, als theoretisch aufgelöset hat. Man hat für gut befunden, diese verschiedene Verhältnisse des geselligen Menschen in moralische Wesen abzusondern, und Jedem derselben ein eigenes Gebiet, besondere Rechte, Pflichten, Gewalt und Eigenthum zuzuschreiben. Aber der Bezirk dieser verschiedenen Gebiete, und die Grenzen, die sie trennen, sind noch bis itzt nicht genau bestimmt. Man siehet bald die Kirche das Markmal weit in das Gebiet des Staates hinüber tragen, bald den Staat sich Eingriffe erlauben, die den angenommenen Begriffen zufolge, eben so gewaltsam scheinen. Und unermeßlich sind die Uebel, die aus der Mißhelligkeit dieser moralischen Wesen bisher entstanden sind, und noch zu entstehen drohen. Liegen sie gegen einander zu Felde, so ist das menschliche Geschlecht das Opfer ihrer Zwietracht; und vertragen sie sich, so ist es gethan um das edelste Kleinod der menschlichen Glückseligkeit; denn sie vertragen sich selten anders, als um ein drittes moralisches Wesen, die Freiheit des Ge-

wissens, die von ihrer Uneinigkeit einigen Vortheil zu ziehen weiß, aus ihrem Reiche zu verbannen.

Der Despotismus hat den Vorzug, daß er bündig ist. So lästig seine Forderungen auch dem gesunden Menschenverstande sind, so sind sie doch unter sich zusammenhängend und systematisch. Er hat auf jede Frage seine bestimmte Antwort. Ihr dürfet Euch weiter um die Grenzen nicht bekümmern; denn wer Alles hat, fragt nicht weiter, wie viel? — So auch nach römisch-katholischen Grundsätzen die kirchliche Verfassung. Sie ist auf jeden Umstand ausführlich, und gleichsam aus einem Stücke. Räumet ihr alle ihre Forderungen ein, so wisset Ihr wenigstens, woran Ihr Euch zu halten habet. Euer Gebäude ist aufgeführt, und in allen Theilen desselben herrscht vollkommene Ruhe. Freilich nur jene fürchterliche Ruhe, wie Montesquieu sagt, die Abends in einer Festung ist, welche des Nachts mit Sturm übergehen soll. Wer aber Ruhe in Lehr und Leben für Glückseligkeit hält, findet sie dennoch nirgend gesicherter, als unter einem römisch-katholischen Despoten; oder weil auch hier die Macht noch zu sehr vertheilt ist, unter der despotischen Herrschaft der Kirche selbst.

Sobald aber die Freiheit an diesem systematischen Gebäude Etwas zu verrücken wagt, so drohet Zerrüttung von allen Seiten, und man weiß am Ende nicht mehr, was davon stehen bleiben kann. Daher die außerordentliche Verwirrung, die bürgerlichen sowol als kirchlichen Unruhen in den ersten Zeiten der Reformation, und die auffallende Verlegenheit der Lehrer und Verbesserer selbst, so oft sie in dem Falle waren, in Absicht auf Gerechtsame, das wie weit? fest zu setzen. Nicht nur praktisch war es schwer, den großen, seiner Fessel entbundenen Haufen innerhalb geziemender Schranken zu halten, sondern auch in der Theorie selbst findet man die Schriften jener Zeiten voller unbestimmten und schwankenden Begriffe, so oft von Festsetzung der kirchlichen Gewalt die Rede ist. Der Despotismus der römischen Kirche war aufgehoben, aber — welche andere Form soll an ihrer Stelle eingeführt werden? — Noch jetzt in unsern aufgeklärtern Zeiten haben die Lehrbücher des Kirchenrechtes von dieser Unbestimmtheit nicht befreiet werden können. Allen Anspruch auf Verfassung will oder kann die Geistlichkeit nicht aufgeben, und gleichwol weiß Niemand recht, worin solche bestehe? Man will Streitigkeiten in der Lehre entscheiden, ohne

einen obersten Richter zu erkennen. Man beruft sich noch immer auf eine unabhängige Kirche, ohne zu wissen, wo sie anzutreffen sei. Man macht Anspruch auf Macht und Recht, und kann doch nicht angeben, wer sie handhaben soll?

Thomas Hobbes lebte zu einer Zeit, da der Fanatismus mit einem unordentlichen Gefühle von Freiheit verbunden, keine Schranken mehr kannte, und im Begriffe war, wie ihm auch am Ende gelang, die königliche Gewalt unter den Fuß zu bringen, und die ganze Landesverfassung umzustürzen. Der bürgerlichen Unruhen überdrüssig, und von der Natur zum stillen, speculativen Leben geneigt, setzte er die höchste Glückseligkeit in Ruhe und Sicherheit, sie mochte kommen, woher sie wollte; und diese fand er nirgend, als in der Einheit und Unzertrennlichkeit der höchsten Gewalt im Staate. Der öffentlichen Wohlfahrt, glaubte er also, sei am Besten gerathen, wenn Alles, sogar unser Urtheil über Recht und Unrecht, der höchsten Gewalt der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen würde. Um Dieses desto füglicher thun zu können, setzte er zum voraus, der Mensch habe von Natur die Befugniß zu Allem, wozu er von ihr das Vermögen erhalten hat. Stand der Natur sei Stand des Aufruhrs, des Krieges Aller wider Alle, in welchem Jeder mag, was er kann; Alles Recht ist, wozu man Macht hat. Dieser unglückselige Zustand habe so lange gedauert, bis die Menschen übereingekommen, ihrem Elende ein Ende zu machen, auf Recht und Macht, in so weit es die öffentliche Sicherheit betrifft, Verzicht zu thun, solche einer festgesetzten Obrigkeit in die Hände zu liefern, und nunmehr sei dasjenige Recht, was diese Obrigkeit befiehlt.

Für bürgerliche Freiheit hatte er entweder keinen Sinn, oder er wollte sie lieber vernichtet, als so gemißbraucht sehen. Um sich aber die Freiheit zu denken auszusparen, davon er selbst mehr als irgend Jemand Gebrauch machte, nahm er seine Zuflucht zu einer feinen Wendung. Alles Recht gründet sich, nach seinem System, auf Macht, und alle Verbindlichkeit auf Furcht; da nun Gott der Obrigkeit an Macht unendlich überlegen ist, so sei auch das Recht Gottes unendlich über das Recht der Obrigkeit erhaben, und die Furcht vor Gott verbinde uns zu Pflichten, die keiner Furcht vor der Obrigkeit weichen dürfen. Jedoch sei Dieses nur von der innern Religion zu verstehen, um die allein es dem Weltweisen zu thun war. Den äußern Gottesdienst unterwarf er völlig dem Befehle der bürgerlichen Obrig-

keit, und jede Neuerung in kirchlichen Sachen, ohne derselben Autorität, sei nicht nur Hochverrath, sondern auch Lästerung. Die Collisionen, die zwischen dem innern und äußern Gottesdienste entstehen müssen, sucht er durch die feinsten Unterscheidungen zu heben, und obgleich noch so manche Lücken zurückbleiben, die die Schwäche der Vereinigung sichtbar machen, so ist doch der Scharfsinn zu bewundern, mit welchem er sein System hat bündig zu machen gesucht.

Im Grunde liegt in allen Behauptungen des Hobbes viel Wahrheit, und die ungereimten Folgen, zu welchen sie führen, fließen bloß aus der Uebertreibung, wit welcher er sie, aus Liebe zur Paradoxie, oder den Bedürfnissen seiner Zeiten gemäß, vorgetragen hat. Zum Theil waren auch die Begriffe des Naturrechtes zu seiner Zeit noch nicht aufgeklärt genug, und Hobbes hat das Verdienst um die Moralphilosophie, das Spinoza um die Metaphysik hat. Sein scharfsinniger Irrthum hat Untersuchung veranlaßt. Man hat die Ideen von Recht und Pflicht, Macht und Verbindlichkeit besser entwickelt; man hat physisches Vermögen von sittlichem Vermögen, Gewalt von Befugniß richtiger unterscheiden gelernt, und diese Unterscheidungen so innigst mit der Sprache verbunden, daß nunmehr die Widerlegung des hobbesischen Systems schon in dem gesunden Menschenverstande, und so zu sagen, in der Sprache zu liegen scheinet. Dieses ist die Eigenschaft aller sittlichen Wahrheiten. Sobald sie ins Licht gesetzt sind, vereinigen sie sich so sehr mit der Sprache des Umgangs und verbinden sich mit den alltäglichen Begriffen der Menschen, daß sie dem gemeinen Menschenverstande einleuchten, und nunmehr wundern wir uns, wie man vormals auf einem so ebenen Wege habe straucheln können. Wir bedenken aber den Aufwand nicht, den es gekostet, diesen Steig durch die Wildniß so zu ebnen.

Hobbes selbst mußte die unstatthaften Folgen auf mehr als eine Weise empfinden, zu welchen seine übertriebenen Sätze unmittelbar führen. Sind die Menschen von Natur an keine Pflicht gebunden, so liegt ihnen auch nicht einmal die Pflicht ob, ihre Verträge zu halten. Findet im Stande der Natur keine andere Verbindlichkeit statt, als die sich auf Furcht und Ohnmacht gründet, so dauert die Gültigkeit der Verträge auch nur so lange, als sie von Furcht und Ohnmacht unterstützt wird; so haben die

Menschen durch Verträge keinen Schritt näher zu ihrer Sicherheit gethan, und befinden sich noch immer in ihrem primitiven Zustande des allgemeinen Krieges. Sollten aber Verträge gültig sein, so muß der Mensch von Natur, ohne Vertrag und Verabredung, an und für sich selbst nicht befugt sein, wider ein Pactum zu handeln, das er gutwillig eingegangen; das heißt, es muß ihm nicht erlaubt sein, wenn er auch kann, er muß das sittliche Vermögen nicht haben, wenn er auch das physische dazu hätte. Macht und Recht sind also verschiedene Dinge, und waren auch im Stande der Natur heterogene Begriffe. — Ferner, der höchsten Gewalt im Staate schreibt Hobbes strenge Gesetze vor, nichts zu befehlen, das der Wohlfahrt ihrer Unterthanen zuwider sei. Wenn sie auch keinem Menschen Rechenschaft zu geben schuldig seien, so haben sie diese doch vor dem allerhöchsten Richter abzulegen; wenn sie auch nach seinen Grundsätzen keine Furcht vor irgend einer menschlichen Macht binde, so binde sie doch die Furcht vor der Allmacht, die ihren Willen hierüber hinlänglich zu erkennen gegeben. Hobbes ist hierüber sehr ausführlich, und hat im Grunde weit weniger Nachsicht für die Götter der Erde, als man seinem System zutrauen sollte. Allein eben diese Furcht vor der Allmacht, welche die Könige und Fürsten an gewisse Pflichten gegen ihre Unterthanen binden soll, kann doch auch im Stande der Natur für jeden einzelnen Menschen eine Quelle der Obliegenheiten werden, und so hätten wir abermals ein solennes Recht der Natur, das Hobbes doch nicht zugeben will. — Auf solche Weise kann sich in unsern Tagen jeder Schüler des Naturrechtes einen Triumph über Thomas Hobbes erwerben, den er im Grunde doch ihm zu verdanken hat.

Locke, der in denselben verwirrungsvollen Zeitläuften lebte, suchte die Gewissensfreiheit auf eine andere Weise zu schirmen. In seinen Briefen über die Toleranz legt er die Definition zum Grunde: Ein Staat sei eine Gesellschaft von Menschen, die sich vereinigen, um ihre zeitliche Wohlfahrt gemeinschaftlich zu befördern. Hieraus folgt alsdann ganz natürlich, daß der Staat sich um die Gesinnungen der Bürger, ihre ewige Glückseligkeit betreffend, gar nicht zu bekümmern, sondern Jeden zu dulden habe, der sich bürgerlich gut aufführt, das heißt seinen Mitbürgern, in Absicht ihrer zeitlichen Glückseligkeit, nicht hinderlich ist. Der Staat, als Staat, hat

auf keine Verschiedenheit der Religionen zu sehen; denn Religion hat an und für sich auf das Zeitliche keinen nothwendigen Einfluß, und steht bloß durch die Willkür der Menschen mit demselben in Verbindung.

Sehr wohl! Ließe sich der Zwist durch eine Worterklärung entscheiden, so wüßte ich keine bequemere, und wenn sich die unruhigen Köpfe seiner Zeit hiemit hätten die Intoleranz ausreden lassen, so würde der gute Locke nicht nöthig gehabt haben, so oft ins Elend zu wandern. Allein was hindert uns, fragen Jene, daß wir nicht auch unsere ewige Wohlfahrt gemeinschaftlich zu befördern suchen sollten? und in der That, was für Grund haben wir, die Absicht der Gesellschaft bloß auf das Zeitliche einzuschränken? Wenn die Menschen ihre ewige Seligkeit durch öffentliche Vorkehrungen befördern können, so ist es ja ihre natürliche Pflicht es zu thun, ihre vernunftmäßige Schuldigkeit, daß sie sich auch in dieser Absicht zusammenthun, und in gesellschaftliche Verbindung treten. Ist aber Dieses, und der Staat, als Staat, will sich bloß mit dem Zeitlichen abgeben, so entsteht die Frage: Wem sollen wir die Sorge für das Ewige antrauen? — Der Kirche? Nun sind wir auf einmal wieder da, wo wir ausgegangen waren. Staat und Kirche. — Sorge für das Zeitliche und Sorge für das Ewige — bürgerliche und kirchliche Autorität. Jene verhält sich zu dieser, wie die Wichtigkeit des Zeitlichen zur Wichtigkeit des Ewigen. Der Staat ist also der Religion untergeordnet; muß weichen, wenn eine Collision entsteht. Nun widerstehe, wer da kann, dem Cardinal Bellarmin, mit dem fürchterlichen Gefolge seiner Argumente, daß das Oberhaupt der Kirche, zum Behuf des Ewigen, über alles Zeitliche zu befehlen, und also wenigstens indirecte*) ein Hoheitsrecht habe, über alle Güter und Gemüther der Welt; daß alle weltlichen Reiche indirecte unter der Botmäßigkeit des geistlichen Einzelherrn stünden, und von ihm Befehle annehmen müßten, wenn sie ihre Regierungsform verändern, ihre Könige absetzen, und Andere an ihrer Stelle einsetzen müßten; weil sehr oft das ewige Heil des Staates auf keine andere Weise erhalten werden könne — und wie die Maximen seines Ordens alle heißen, die Bellar-

*) Bellarmin selbst ward beinahe von dem Papste Sixtus V. verketzert, weil er ihm bloß eine indirecte Macht über das Zeitliche der Könige und Fürsten zuschrieb. Sein Werk ward in das Verzeichniß der Inquisition gesetzt.

min in seinem Werke de Romano Pontifice mit so vielem Scharfsinne festsetzt. Alles, was man den Trugschlüssen des Cardinals in sehr weitläufigen Werken entgegen gesetzt hat, scheint nicht zum Ziele zu treffen, sobald der Staat die Sorge für die Ewigkeit ganz aus den Händen gibt.

Von einer andern Seite ist es im genauesten Verstande weder der Wahrheit gemäß, noch dem Besten der Menschen zuträglich, daß man das Zeitliche von dem Ewigen so scharf abschneide. Dem Menschen wird im Grunde nie eine Ewigkeit zu Theile werden; sein Ewiges ist bloß ein unaufhörliches Zeitliche. Sein Zeitliches nimmt nie ein Ende, ist also ein wesentlicher Theil seiner Fortdauer, und mit derselben aus einem Stücke. Man verwirrt die Begriffe, wenn man seine zeitliche Wohlfahrt der ewigen Glückseligkeit entgegen setzt. Und diese Verwirrung der Begriffe bleibt nicht ohne praktische Folgen. Sie verrückt den Wirkungskreis der menschlichen Fähigkeiten, und spannet seine Kräfte über das Ziel hinaus, das ihm von der Vorsehung mit so vieler Weisheit gesetzt worden. „Auf dem dunkeln Pfade", man erlaube, daß ich meine eigenen Worte*) hier anführe, auf dem dunkeln Pfade, den der Mensch hier zu wandeln hat, ist ihm gerade so viel Licht beschieden, als zu den nächsten Schritten, die er zu thun hat, nöthig ist. Ein Mehreres würde ihn nur blenden, und jedes Seitenlicht nur verwirren." Es ist nöthig, daß der Mensch unaufhörlich erinnert werde, mit diesem Leben sei nicht Alles aus für ihn; es stehe ihm eine endlose Zukunft bevor, zu welcher sein Leben hienieden eine Vorbereitung sei, so wie in der ganzen Schöpfung jedes Gegenwärtige eine Vorbereitung aufs Künftige ist. Dieses Leben, sagen die Rabbinen, ist ein Vorgemach, in welchem man sich so anschicken muß, wie man im innern Zimmer erscheinen will. Aber nun hütet Euch auch, dieses Leben mit der Zukunft weiter in Gegensatz zu bringen, und die Menschen auf die Gedanken zu führen, ihre wahre Wohlfahrt in diesem Leben sei nicht einerlei mit ihrer ewigen Glückseligkeit in der Zukunft; ein Anderes wäre es für ihr zeitliches, ein Anderes für ihr ewiges Wohl sorgen, und es sei möglich, Eines zu erhalten, und das Andere zu vernachlässigen. Dem Blödsichtigen, der auf schmalem Steige wandeln soll, werden durch dergleichen Vorspiegelungen Standpunkt und Gesichtskreis

*) S. Anmerk. zu Abbt's freundschaftlicher Correspondenz.

verrückt, und er ist in Gefahr, schwindlicht zu werden, und auf ebenem Wege zu stolpern. So Mancher getraut sich nicht, die gegenwärtigen Wohlthaten der Vorsehung zu genießen, aus Besorgniß, eben so viel von denselben dort zu verlieren, und Mancher ist ein schlechter Bürger auf Erden geworden, in Hoffnung, dadurch ein desto besserer im Himmel zu werden.

Ich habe mir die Begriffe von Staat und Religion, von ihren Grenzen und wechselweisem Einfluß auf einander, sowol, als auf die Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens, durch folgende Betrachtungen deutlich zu machen gesucht. Sobald der Mensch zur Erkenntniß kommt, daß er, außerhalb der Gesellschaft, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseins, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kann: so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seines Gleichen in Gesellschaft zu treten, um durch gegenseitige Hülfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und durch gemeinsame Vorkehrungen, ihr gemeinsames Beste zu befördern. Ihr gemeinsames Beste aber begreift das Gegenwärtige sowol als das Zukünftige, das Geistliche sowol als das Irdische, in sich. Eines ist von dem Andern unzertrennlich. Ohne Erfüllung unsrer Obliegenheiten ist für uns weder hie noch da, weder auf Erden noch im Himmel ein Glück zu erwarten. Nun gehöret zur wahren Erfüllung unsrer Pflichten zweierlei: Handlung und Gesinnung. Durch die Handlung geschieht Das, was die Pflicht erfordert, und die Gesinnung macht, daß es aus der wahren Quelle komme, d. i. aus ächten Bewegungsgründen geschehe.

Also Handlungen und Gesinnungen gehören zur Vollkommenheit des Menschen, und die Gesellschaft hat, so viel als möglich, durch gemeinschaftliche Bemühungen für Beides zu sorgen; d. i. die Handlungen der Mitglieder zum gemeinschaftlichen Besten zu lenken, und Gesinnungen zu veranlassen, die zu diesen Handlungen führen. Jenes ist die Regierung, Dieses die Erziehung des geselligen Menschen. Zu beiden wird der Mensch durch Gründe geleitet, und zwar zu den Handlungen durch Bewegungsgründe, und zu den Gesinnungen durch Wahrheitsgründe. Die Gesellschaft hat also beide durch öffentliche Anstalten so einzurichten, daß sie zum allgemeinen Besten übereinstimmen.

Die Gründe, welche den Menschen zu vernünftigen Hand-

lungen und Gesinnungen leiten, beruhen zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen einander, zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen ihren Urheber und Erhalter. Jene gehören für den Staat, diese für die Religion. In so weit die Handlungen und Gesinnungen der Menschen, durch Gründe, die aus ihren Verhältnissen gegen einander fließen, gemeinnützig gemacht werden können, sind sie ein Gegenstand der bürgerlichen Verfassung; in so weit aber die Verhältnisse der Menschen gegen Gott, als Quelle derselben angenommen werden, gehören sie für die Kirche, Synagoge oder Moschee. Man liest in so manchen Lehrbüchern des sogenannten Kirchenrechtes ernsthafte Untersuchungen: ob auch Juden, Ketzer oder Irrgläubige eine Kirche haben können. Nach den unermeßlichen Vorrechten, die die sogenannte Kirche sich anzumaßen pflegt, ist die Frage so ungereimt nicht, als sie einem unbefangenen Leser scheinen muß. Mir kömmt es aber, wie leicht zu erachten, auf diesen Unterschied der Benennung nicht an. Oeffentliche Anstalten zur Bildung des Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich Kirche; — zum Menschen, Staat. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung, Beides, Gesinnungen und Handlungen, so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen; die Menschen erziehen und regieren.

Heil dem Staate, dem es gelingt, das Volk durch die Erziehung selbst zu regieren; das heißt, ihm solche Sitten und Gesinnungen einzuflößen, die von selbst zu gemeinnützigen Handlungen führen, und nicht immer durch den Sporn der Gesetze angetrieben zu werden brauchen. — Der Mensch im gesellschaftlichen Leben muß auf Manches von seinen Rechten zum allgemeinen Besten Verzicht thun, oder, wie man es nennen kann, sehr oft seinen eigenen Nutzen dem Wohlwollen aufopfern. Nun ist er glücklich, wenn diese Aufopferung eigenen Triebes geschieht, und er jedes Mal wahrnimmt, daß sie bloß zum Behuf des Wohlwollens von ihm geschehen sei. Wohlwollen macht im Grunde glücklicher, als Eigennutz; aber wir müssen uns selbst und die Aeußerung unserer Kräfte dabei empfinden. Nicht wie einige Sophisten es auslegen, weil Alles am Menschen Eigenliebe ist; sondern weil Wohlwollen kein Wohlwollen mehr ist, weder Werth noch Verdienst mit sich führet, wenn es nicht aus freiem Triebe des Wohlwollenden fließet.

Hiedurch kann man vielleicht auf die bekannte Frage: Welche Regierungsform ist die beste? eine befriedigende Antwort geben. Eine Frage, auf welche bisher sich widersprechende Antworten, mit gleichem Scheine der Wahrheit, gegeben worden sind. Im Grunde ist sie zu unbestimmt, fast so wie jene mediciniſche Frage von gleicher Art: Welche Speise ist die gesündeste? Jede Complexion, jedes Clima, jedes Alter, Geschlecht, Lebensart u. s. w. erfordert eine andere Antwort. Eben so verhält es sich mit unserem politisch-philosophischen Problem. Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es stehet, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend sein, wenn man sie sich selbst überließe; so elend als manche freigesinnten Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, so wie sich Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Zirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zum Despotismus, durch alle Schattirungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die in solchen Umständen für sie die beste war.

Unter allen Umständen und Bedingungen aber halte ich es für einen untrüglichen Maaßstab von der Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewirkt, und also durch die Erziehungen selbst regiert wird; mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf Einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht zu thun, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens aufzuopfern hat, und also von der einen Seite durch Aeußerung des Wohlwollens eben so viel gewinnt, als er durch die Aufopferung verliert; ja, daß er durch die Aufopferung selbst noch an innerer Glückseligkeit wuchere, indem diese das Verdienst und die Würde der wohlthätigen Handlung und also die wahre Vollkommenheit des Wohlwollenden vermehret. Es ist z. B. nicht rathsam, daß der Staat alle Pflichten der Menschenliebe, bis auf die Almosenpflege, übernehme, und in öffentliche Anstalten verwandle. Der Mensch fühlt seinen Werth, wenn er Mildthätigkeit ausübt, wenn er anschauend wahrnimmt, wie er durch seine Gabe die Noth seines Nebenmenschen erleichtert, wenn er gibt, weil

er will. Gibt er aber, weil er muß, so fühlt er nur seine Fesseln.

Eine Hauptbemühung des Staates muß es also sein, die Menschen durch Sitten und Gesinnungen zu regieren. Nun gibt es kein Mittel, die Gesinnungen, und vermittelst derselben die Sitten der Menschen zu verbessern, als Ueberzeugung. Gesetze verändern keine Gesinnungen, willkürliche Strafen und Belohnungen erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten. Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntniß, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein bringen Grundsätze hervor, die, durch Ansehen und Beispiel, in Sitten übergehen können. Und hier ist es, wo die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Glückseligkeit werden soll. Ihr kömmt es zu, das Volk auf die nachdrücklichste Weise von der Wahrheit edler Grundsätze und Gesinnungen zu überführen; ihnen zu zeigen, daß die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, die zu übertreten schon an und für sich höchstes Elend sei; daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes, und Wohlthun sein allerheiligster Wille sei, und daß wahre Erkenntniß des Schöpfers keinen Menschenhaß in der Seele zurücklassen könne. Dieses zu lehren, ist Amt und Pflicht und Beruf der Religion; Dieses zu predigen Amt und Pflicht und Beruf ihrer Diener. Wie hat es den Menschen beikommen können, Jene das Gegentheil lehren, Diese das Gegentheil predigen zu lassen?

Wenn aber der Charakter der Nation, der Grad der Cultur, auf welchen sie gestiegen, die mit dem Wohlstande der Nation gewachsene Volksmenge, vervielfältigte Verhältnisse und Verbindungen, überhand genommene Ueppigkeit und andere Ursachen es unmöglich machen, die Nation blos durch Gesinnungen zu regieren, so nimmt der Staat seine Zuflucht zu öffentlichen Anstalten, Zwangsgesetzen, Bestrafungen des Verbrechens und Belohnung des Verdienstes. Wenn der Bürger nicht aus innerem Gefühle seiner Schuldigkeit das Vaterland vertheidigen will, so werde er durch Belohnung gelockt, oder durch Gewalt gezwungen. Haben die Menschen keinen Sinn mehr für den innern Werth der Gerechtigkeit, erkennen sie nicht mehr, daß Redlichkeit in Handel und Wandel wahre Glückseligkeit sei, so werde die Ungerechtigkeit gezüchtiget, der Betrug bestraft. Frei-

lich erhält der Staat auf diese Weise den Endzweck der Gesellschaft nur zur Hälfte. Aeußere Bewegungsgründe machen Den, auf welchen sie auch wirken, nicht glücklich. Wer aus Liebe zur Rechtschaffenheit den Betrug meidet, ist glücklicher, als der nur die willkürlichen Strafen fürchtet, die der Staat mit dem Betruge verbunden. Allein seinem Nebenmenschen kann es gleichviel gelten, aus welchen Bewegursachen das Unrecht unterbleibt, durch welche Mittel ihm sein Recht und Eigenthum gesichert wird. Das Vaterland ist vertheidiget, die Bürger mögen aus Liebe, oder aus Furcht vor positiver Strafe, für dasselbe fechten, obgleich die Vertheidiger selbst in jenem Falle glücklich, in diesem aber unglücklich sind. Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten steht, so werde wenigstens äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen.

Der Staat also begnügt sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung in Gedanken. Auch wer nicht an Gesetze glaubt, muß nach dem Gesetze thun, sobald es Sanction erhalten hat. Er kann dem einzelnen Bürger das Recht lassen, über die Gesetze zu urtheilen, aber nicht nach seinem Urtheile zu handeln, denn hierauf hat er als Mitglied der Gesellschaft Verzicht thun müssen, weil ohne diese Verzicht eine bürgerliche Gesellschaft ein Unding ist. — Nicht also die Religion! Diese kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen, ohne religiöse Gedanken, ist leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Diese müssen also an und für sich selbst aus dem Geiste kommen, und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafen erzwungen werden. Aber auch von bürgerlichen Handlungen zieht die Religion ihre Hand ab, in so weit sie nicht durch Gesinnung, sondern durch Macht hervorgebracht werden. Der Staat hat sich auch keine Hülfe mehr von der Religion zu versprechen, so bald er bloß durch Belohnung und Bestrafung wirken kann; denn in so weit Dieses geschieht, kommen die Pflichten gegen Gott weiter in keine Betrachtung, sind die Verhältnisse zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer ohne Wirkung. Aller Beistand, den die Religion dem Staate leisten kann, ist Belehren und Trösten; durch ihre göttlichen

Lehren dem Bürger gemeinnützige Gesinnungen beibringen, und durch ihre überirdische Trostgründe den Elenden aufrichten, der als ein Opfer für das allgemeine Beste zum Tode verurtheilt worden.

Hier zeigt sich also schon ein wesentlicher Unterschied zwischen Staat und Religion. Der Staat gebietet und zwinget, die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Der Staat hat physische Gewalt und bedient sich derselben, wo es nöthig ist; die Macht der Religion ist Liebe und Wohlthun. Jener gibt den Ungehorsamen auf und stößt ihn aus, Diese nimmt ihn in ihren Schooß, und sucht ihn noch in dem letzten Augenblicke seines gegenwärtigen Lebens, nicht ganz ohne Nutzen, zu belehren, oder doch wenigstens zu trösten. Mit einem Worte: die bürgerliche Gesellschaft kann, als moralische Person, Zwangsrechte haben, und hat diese auch durch den gesellschaftlichen Vertrag wirklich erhalten. Die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht und kann durch alle Verträge in der Welt kein Zwangsrecht erhalten. Der Staat besitzt vollkommene, die Kirche blos unvollkommene Rechte. Um Dieses gehörig ins Licht zu setzen, erlaube man mir zu den ersten Begriffen hinaufzusteigen, und den

Ursprung der Zwangsrechte und Gültigkeit der Verträge unter den Menschen

etwas genauer zu untersuchen. Ich bin in Gefahr, für manche Leser zu speculativ zu werden. Allein hat doch Jeder die Freiheit, Das zu überschlagen, was nicht nach seinem Geschmacke ist. Den Freunden des Naturrechtes dürfte es nicht unangenehm sein, zu sehen, wie ich mir die ersten Grundsätze desselben zu erörtern gesucht habe. —

„Die Befugniß (das sittliche Vermögen), sich eines Dinges als Mittels zu seiner Glückseligkeit zu bedienen, heißt ein Recht. Das Vermögen aber heißt sittlich, wenn es mit den Gesetzen der Weisheit und Güte bestehen kann, und die Dinge, die als Mittel zur Glückseligkeit dienen können, werden Güter genannt. Der Mensch hat also ein Recht auf gewisse Güter oder Mittel zur Glückseligkeit, in so weit solches den Gesetzen der Weisheit und Güte nicht widerspricht.“

„Was nach den Gesetzen der Weisheit und Güte geschehen muß, oder, dessen Gegentheil, den Gesetzen der Weisheit oder der Güte widersprechen würde, heißt sittlich nothwendig. Die sittliche Nothwendigkeit (Schuldigkeit) etwas zu thun, oder zu unterlassen, ist eine Pflicht."

„Die Gesetze der Weisheit und Güte können sich nicht einander widersprechen. Wenn ich also ein Recht habe, Etwas zu thun, so kann mein Nebenmensch kein Recht haben, mich daran zu verhindern, sonst wäre eben dieselbe Handlung zu einerlei Zeit sittlich möglich und sittlich unmöglich. Einem jeden Rechte entspricht also eine Pflicht; dem Rechte zu thun entspricht die Pflicht zu leiden; dem Rechte zu fordern, die Pflicht zu leisten, u. s. w.*)."

„Weisheit mit Güte verbunden heißt Gerechtigkeit. — Das Gesetz der Gerechtigkeit, auf welches ein Recht sich gründet, ist entweder von der Beschaffenheit, daß alle Bedingungen, unter welchen das Prädicat dem Subjecte zukömmt, dem Rechthabenden gegeben sind, oder nicht. In dem ersten Falle ist es ein vollkommenes, in dem andern ein unvollkommenes Recht. Bei dem unvollkommenen Rechte nämlich hängt ein Theil der Bedingungen, unter welchen das Recht zukömmt, von dem Wissen und Gewissen des Pflichtträgers ab. Dieser ist also auch in dem ersten Falle vollkommen, in dem andern aber nur unvollkommen zu der Pflicht verbunden, die jenem Rechte entspricht. — Es gibt vollkommene und unvollkommene, sowol Pflichten, als Rechte. Jene heißen Zwangsrechte und Zwangspflichten; diese hingegen Ansprüche

---

*) Man macht den Einwurf, der Kriegsmann habe in währendem Kriege die Befugniß, den Feind umzubringen, ohne daß diesem die Pflicht obliege, solches zu leiden.

Allein der Kriegsmann hat diese Befugniß nicht als Mensch, sondern als Mitglied, oder Söldner des kriegführenden Staates. Der Staat nämlich ist entweder wirklich beleidiget, oder gibt vor, beleidiget zu sein, und seine Befriedigung nicht anders, als durch die Gewalt erhalten zu können. Das Gefecht ist also eigentlich nicht zwischen Mensch und Mensch, ondern zwischen Staat und Staat; und unter den beiden kriegführenden Staaten hat doch offenbar nur einer das Recht auf seiner Seite. Dem Beleidiger liegt allerdings die Pflicht ob, den Beleidigten zu befriedigen, und Alles zu leiden, ohne welches jener nicht zu seinem gekränkten Rechte gelangen kann.

(Bitten) und Gewissenspflichten. Jene sind äußerlich, Diese aber nur innerlich. Zwangsrechte dürfen mit Gewalt erpreßt, Bitten aber verweigert werden. Unterlassen der Zwangspflichten ist Beleidigung, Ungerechtigkeit; der Gewissenspflichten aber bloß Unbilligkeit."

„Die Güter, auf welche der Mensch ein ausschließendes Recht hat, sind 1) seine eigenen Fähigkeiten; 2) was er durch dieselben hervorbringt, oder dessen Fortkommen er befördert, was er anbauet, hegt, schützt u. s. w. (Producte seines Fleißes); 3) Güter der Natur, die er mit den Producten seines Fleißes so verbunden, daß sie von denselben ohne Zerstörung nicht mehr getrennt werden können, die er sich also zu eigen gemacht. Hierin besteht also sein natürliches Eigenthum, und diese Güter sind auch im Stande der Natur, bevor noch irgend ein Vertrag unter den Menschen statt gefunden, von der ursprünglichen Gemeinschaft der Güter ausgeschlossen worden. Die Menschen besitzen nämlich ursprünglich nur diejenigen Güter gemeinschaftlich, die von der Natur, ohne eines Menschen Fleiß und Beförderung, hervorgebracht werden. — Nicht alles Eigenthum ist bloß conventionell."

„Der Mensch kann ohne Wohlthun nicht glücklich sein, nicht ohne leidendes, aber eben so wenig ohne thätiges Wohlthun. Er kann nicht anders, als durch gegenseitigen Beistand, durch Wechsel von Dienst und Gegendienst, durch thätige und leidende Verbindung mit seinem Nebenmenschen, vollkommen werden."

„Wenn also der Mensch Güter besitzt, oder Mittel zur Glückseligkeit in seinem Vermögen hat, die er entbehren kann, d. i. die nicht nothwendig zu seinem Dasein erforderlich sind; und zu seinem Bessersein dienen, so ist er verpflichtet, solche zum Theil zum Besten seines Nebenmenschen, zum Wohlwollen anzuwenden; denn Bessersein ist von Wohlwollen unzertrennlich."

„Er hat aber auch aus ähnlichen Ursachen ein Recht auf seines Nebenmenschen Wohlwollen. Er kann erwarten, und Anspruch darauf machen, daß ihm Andere mit ihren entbehrlichen Gütern beistehen, und zu seiner Vollkommenheit beförderlich sein werden. Man erinnere sich nur immer, was wir unter dem Worte Güter verstehen. Alles innere und äußere Vermögen des Menschen, in so weit es ihm, oder Andern, ein

Mittel zur Glückseligkeit werden kann. Was also der Mensch im Stande der Natur an Fleiß, Vermögen und Kräften besitzt, Alles, was er Sein nennen kann, ist theils zum Selbstgebrauch (eigenen Nutzen), theils zum Wohlwollen gewidmet."

„Wie aber das Vermögen der Menschen eingeschränkt, und also erschöpflich ist, so kann dasselbe Vermögen oder Gut zuweilen nicht mir und meinem Nebenmenschen zugleich dienen. So kann ich auch dasselbe Vermögen oder Gut nicht gegen alle meine Nebenmenschen, nicht zu allen Zeiten, auch nicht unter allen Umständen zum Besten anwenden; und da ich schuldig bin, von meinen Kräften den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, so kömmt es auf die Auswahl und nähere Bestimmung an, wie viel von dem Meinigen ich zum Wohlwollen bestimmen soll? Gegen wen? zu welcher Zeit, und unter welchen Umständen?"

„Wer soll dieses entscheiden? wer die Collisionsfälle schlichten? — Nicht mein Nächster, denn ihm sind nicht alle Gründe gegeben, aus welchen der Streit der Pflichten entschieden werden muß. Zu dem würde jeder Andere eben das Recht haben, und wenn von meinen Nebenmenschen Jeder zu seinem Vortheile entscheiden sollte, wie wahrscheinlicher Weise geschehen dürfte, so wäre die Verlegenheit nicht gehoben."

„Mir, und mir allein, kömmt also im Stande der Natur das Entscheidungsrecht zu, ob und wie viel, wenn, wem, und unter welchen Bedingungen ich zum Wohlthun verbunden bin? und ich kann im Stande der Natur durch keine Zwangsmittel, zu keinerlei Zeit, zum Wohlthun angehalten werden. Meine Pflicht wohlzuthun ist bloß Gewissenspflicht, davon ich äußerlich Niemanden Rechenschaft zu geben habe, so wie mein Recht auf Anderer Wohlthun, bloß ein Recht zu bitten ist, das abgewiesen werden kann. — Im Stande der Natur sind alle positive Pflichten der Menschen gegen einander bloß unvollkommene Pflichten, so wie ihre positive Rechte auf einander bloß unvollkommene Rechte, keine Pflichten, die erpreßt werden können, keine Rechte, die Zwang erlauben. — Bloß die Unterlassungspflichten und Rechte sind im Stande der Natur vollkommen. Ich bin vollkommen verpflichtet, Niemanden zu schaden, und vollkommen berechtiget, zu verhindern, daß Niemand mir schade. Schaden aber heißt, wie be-

kannt, wider das vollkommene Recht eines Andern handeln."

„Man könnte zwar glauben, die Pflicht zur Entschädigung sei eine positive Pflicht, zu der der Mensch auch im Stande der Natur verbunden ist. Wenn ich meinem Nächsten Schaden zugefügt habe, so bin ich, ohne allen Vertrag, bloß nach den Gesetzen der natürlichen Gerechtigkeit, auch äußerlich verpflichtet, ihm solchen zu ersetzen, und kann von ihm mit Gewalt dazu angehalten werden."

„Allein die Entschädigung ist zwar eine positive Handlung, die Verbindlichkeit aber zu derselben fließt im Grunde aus der Unterlassungspflicht: beleidige nicht! denn der Schaden, den ich meinem Nächsten zugefügt habe, ist, so lange er seiner Wirkung nach nicht aufgehoben wird, als eine fortgesetzte Beleidigung anzusehen. Ich handle also eigentlich wider eine negative Pflicht, so lange ich die Entschädigung unterlasse, denn ich fahre fort zu beleidigen. Die Entschädigungspflicht macht also keine Ausnahme von der Regel, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig, d. i. Niemanden positive verpflichtet sei. Niemand hat ein Zwangsrecht mir vorzuschreiben, wie viel ich von meinen Kräften zum Besten Anderer anwenden, und wem ich die Wohlthat davon angedeihen lassen soll. Auf mein Gutdenken allein muß es ankommen, nach welcher Regel ich die Collisionsfälle entscheiden will."

„Auch das natürliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist diesem allgemeinen Naturgesetze nicht zuwider. Es ist leicht zu erachten, daß nur diejenigen Personen im Stande der Natur unabhängig sind, denen man eine vernunftmäßige Entscheidung der Collisionsfälle zutrauen kann. Bevor also die Kinder zu den Jahren gelangen, in welchen man ihnen den Gebrauch der Vernunft zutrauen kann, haben sie keinen Anspruch auf Unabhängigkeit, müssen sie von Andern entscheiden lassen, wie und zu welchen Absichten sie ihre Kräfte und Fähigkeiten anwenden sollen. Die Eltern sind ihrerseits auch verbunden, ihre Kinder in der Kunst, die Collisionsfälle vernünftig zu entscheiden, nach und nach zu üben, und so wie ihre Vernunft zunimmt, ihnen auch allmälig den freien, unabhängigen Gebrauch ihrer Kräfte zu überlassen."

„Nun sind die Eltern zwar auch im Stande der Natur gegen ihre Kinder zu gewissen Dingen äußerlich verpflichtet,

und könnte man glauben, daß Dieses eine positive Pflicht sei, die ohne allen Vertrag, nach den ewigen Gesetzen der Weisheit und Güte erzwungen werden könnte. Allein mich dünkt, das Zwangsrecht zur Erziehung der Kinder komme im Stande der Natur bloß den Eltern selbst, Einem gegen den Andern, keinem Dritten aber zu, der sich etwa der Kinder annehmen und die Erziehung von den Eltern erpressen wollte. Niemand ist im Stande der Natur befugt, die Eltern zur Erziehung ihrer Kinder mit Gewalt anzuhalten, daß aber die Eltern selbst gegen einander dieses Zwangsrecht haben, fließt aus der Verabredung, die sie, obschon nicht in Worten, doch durch die Handlung selbst, getroffen zu haben, vorausgesetzt wird."

„Wer ein zur Glückseligkeit fähiges Wesen hervorbringen hilft, ist nach dem Gesetze der Natur verbunden, die Glückseligkeit desselben zu befördern, so lange es selbst noch in dem Stande nicht ist, für sein Fortkommen zu sorgen. Dieses ist die natürliche Pflicht der Erziehung, die zwar an und für sich bloß eine Gewissenspflicht ist; durch die Handlung selbst aber haben die Eltern sich verstanden, einander hierin beizustehen, d. i. dieser ihrer Gewissenspflicht gemeinschaftlich Genüge zu leisten. Mit einem Worte: die Eltern sind durch die Beiwohnung selbst in den Stand der Ehe getreten, haben einen stillschweigenden Vertrag gemacht, das zur Glückseligkeit bestimmte Wesen, das sie gemeinschaftlich hervorbringen, auch gemeinschaftlich der Glückseligkeit fähig zu machen, d. i. zu erziehen."

„Aus diesem Grundsatze fließen alle Pflichten und Rechte des Ehestandes ganz natürlich, und es ist nicht nöthig, wie die Rechtslehrer zu thun pflegen, ein doppeltes Principium anzunehmen, um alle Pflichten der Ehe und des Hausstandes aus demselben herzuleiten. Die Pflicht zur Erziehung folgt aus der Verabredung, Kinder zu erzeugen, und die Schuldigkeit in einen gemeinschaftlichen Hausstand zu treten, aus der gemeinschaftlichen Pflicht zur Erziehung. Die Ehe ist also im Grunde nichts Anderes, als eine Verabredung zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes, gemeinschaftlich Kinder zur Welt zu bringen; und hierauf beruhet das ganze System ihrer gegenseitigen Pflichten und Rechte *). Daß aber die Menschen durch Ver-

*) Wenn Subjecte von verschiedenen Religionen in ein Ehebündniß treten, so wird beim Contracte verabredet, nach welchen Grundsätzen der

abredung den Stand der Natur verlassen, und in den Stand der Gesellschaft treten, wird in der Folge gezeigt werden. Mit=

Hausstand geführt, und die Kinder erzogen werden sollen. Wie aber, wenn Mann oder Weib nach vollzogener Heirath, Grundsätze ändern und zu einer andern Religion übergehen? gibt Dieses der andern Partei ein Recht auf die Scheidung zu dringen? In einer kleinen Schrift †), die zu Wien geschrieben sein will, und deren ich in dem zweiten Abschnitte mit Mehrerem zu erwähnen, Gelegenheit haben werde, wird gesagt, daß der Fall jetzt daselbst vorliege. Ein Jude, der zur christlichen Religion über=gegangen, soll ausdrücklich begehren, seine bei der jüdischen Religion ge=bliebene Ehefrau zu behalten, und der Proceß soll anhängig gemacht sein. Genannter Verfasser entscheidet nach dem System der Freiheit. „Man vermuthet mit Recht," spricht er, „daß die Verschiedenheit der Religion für keine gültige Ursache zur Ehescheidung erkannt werden werde. Nach den Grundsätzen des weisen Josephs dürfte wol Unterschied in kirchlichen Meinungen nicht gesellschaftlichen Banden entgegen stehen dürfen."

Sehr übereilt, wie mich dünkt. Ich hoffe, ein eben so gerechter als weiser Imperator wird auch die Gegengründe anhören, und nicht zugeben daß das System der Freiheit zur Bedrückung und Gewaltthätigkeit gemiß=braucht werde. — Ist die Ehe bloß ein bürgerlicher Contract, wie doch zwischen Jude und Jüdinn, selbst nach katholischen Grundsätzen, die Ehe nichts Anders sein kann, so müssen die Worte und Bedingungen des Con=tractes nach dem Sinne der Contrahenten ausgelegt und erklärt werden, nicht nach dem Sinne des Gesetzgebers oder Richters. Wenn nach den Grundsätzen der Contrahenten mit Zuverlässigkeit behauptet werden kann, daß sie gewisse Worte so, und nicht anders verstanden, und wenn sie gefragt worden wären, so und nicht anders erklärt haben würden, so muß diese moralisch gewisse Erklärung, als eine stillschweigende, vorausgesetzte Bedingung des Contractes angenommen, vor Gericht eben so gültig sein, als wenn sie ausdrücklich verabredet worden wäre. Nun ist offenbar, daß das Ehepaar bei Schließung des Contractes, da sie beiderseits, we=nigstens äußerlich, noch der jüdischen Religion zugethan gewesen, keinen andern Sinn gehabt, als den gemeinschaftlichen Hausstand nach jüdischen Lebensregeln zu führen, und die Kinder nach jüdischen Grundsätzen zu er=ziehen. Wenigstens hat die Partei, der es um die Religion ein Ernst war, nichts Anders voraussetzen können, und wäre damals eine Verände=rung von dieser Art besorglich gewesen, und die Bedingung zur Sprache gekommen, sie würde sich sicherlich nicht anders erklärt haben. Sie wußte und erwartete nichts Anders, als einen Hausstand nach väterlichen Lebens=regeln anzutreten, und Kinder zu erzeugen, die sie nach väterlichen Grund=sätzen würde erziehen können. Wenn dieser Person der Unterschied wichtig ist, wenn es notorisch ist, daß ihr der Unterschied der Religion bei Schlie=ßung des Contractes hat wichtig sein müssen, so muß der Contract nach ihren Begriffen und Gesinnungen erklärt werden. Gesetzt, der ganze

†) Das Forschen nach Licht und Recht. Berlin, bei Friedrich Mau=rer, 1782.

hin ist auch die Erziehungspflicht der Eltern, ob sie schon in gewisser Betrachtung eine Zwangspflicht zu nennen ist, keine Ausnahme von dem angeführten Naturgesetze, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig sei, und ihm allein das Recht zukomme, die Collisionsfälle zwischen Selbstgebrauch und Wohlwollen zu entscheiden."

„In diesem Rechte besteht die natürliche Freiheit des Menschen, die einen großen Theil seiner Glückseligkeit ausmacht. Die Unabhängigkeit gehört also zu seinen eigenthümlichen Gütern, deren er sich, als Mittel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen befugt ist, und wer ihn in dem Gebrauche

---

Staat habe hierin andere Gesinnungen, so hat Dieses keinen Einfluß auf die Deutung des Vertrages. Der Mann verändert Grundsätze, und nimmt eine andere Religion an. Soll die Frau gezwungen werden, in einen Hausstand zu treten, dem ihr Gewissen zuwider ist, und ihre Kinder nach Grundsätzen zu erziehen, die nicht die ihrigen sind; mit einem Worte, Bedingungen des Ehecontractes anzunehmen, und sich aufdringen zu lassen, zu welchen sie sich niemals verstanden hat, so geschieht ihr offenbar Unrecht, so läßt man sich offenbar durch Vorspiegelung der Gewissensfreiheit zum widersinnigsten Gewissenszwange verleiten. Die Bedingungen des Contractes können nun nicht mehr erfüllt werden. Der Mann, der Grundsätze verändert hat, ist, wo nicht in dolo, doch wenigstens in culpa, daß solche nicht mehr in Erfüllung gebracht werden können. Muß die Frau Gewissenszwang leiden, weil der Mann Gewissensfreiheit haben will? Wo hat sie sich hiezu verstanden, oder verstehen können? Ist nicht auch von ihrer Seite das Gewissen ungebunden, und muß die Partei, welche die Veränderung verursacht hat, nicht auch für die Folgen dieser Veränderung stehen, den Gegentheil schadlos halten, und, so viel es sich thun läßt, wieder in den vorigen Stand setzen? Mich dünkt, nichts sei einfacher, und die Sache rede für sich selber. Niemand kann gezwungen werden, Bedingungen eines Contractes anzunehmeu, zu welchen er sich, seinen Grundsätzen nach, nicht hat verstehen können.

An Erziehung der gemeinschaftlichen Kinder haben beide Theile gleiches Recht. Hätten wir unparteiische Erziehungsanstalten, so müßten in solchen streitigen Fällen die Kinder so lange unparteiisch erzogen werden, bis sie zur Vernunft kommen und selbst wählen. So lange aber dafür noch nicht gesorgt worden, so lange noch unsere Erziehungsanstalten mit der positiven Religion in Verbindung stehen, hat derjenige Theil ein offenbares Vorrecht, der bei den vorigen Grundsätzen geblieben ist, und solche nicht verändert hat. Auch Dieses folgt ganz natürlich aus obigen Grundsätzen, und es ist gewaltsame Anmaßung und Religionsdruck, wenn irgendwo das Gegentheil geschieht. Ein eben so gerechter als weiser Joseph wird sicherlich diesen gewaltsamen Mißbrauch der Kirchenmacht in seinen Staaten nicht zulassen.

derselben stört, der beleidigt ihn, und begeht eine äußerliche Ungerechtigkeit. Der Mensch im Stande der Natur ist Herr über das Seinige, über den freien Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten, über den freien Gebrauch alles Dessen, so er durch dieselben hervorgebracht (d. i. der Früchte seines Fleißes), oder mit den Früchten seines Fleißes auf eine unzertrennliche Weise verbunden hat, und es hängt von ihm ab, wie viel, wenn und zum Besten wessen von seinen Nebenmenschen er Einiges von diesen Gütern, das ihm entbehrlich ist, ablassen will. Alle seine Nebenmenschen haben bloß auf seinen Ueberfluß ein unvollkommenes Recht, ein Recht zu bitten, und er, der unumschränkte Herr, trägt die Gewissenspflicht, einen Theil seiner Güter dem Wohlwollen zu widmen, ja bisweilen ist er verbunden, seinen Eigengebrauch sogar dem Wohlwollen aufzuopfern, in so weit die Ausübung des Wohlwollens glücklicher macht als Eigennutz. Nur muß diese Aufopferung eigenes Willens und aus freiem Triebe geschehen. Alles dieses scheint keinen Zweifel mehr zu leiden. Allein ich thue einen Schritt weiter."

„Sobald dieser Unabhängige einmal ein Urtheil gefällt hat, so muß es gültig sein. Habe ich im Stande der Natur den Fall entschieden, wem, wenn und wie viel ich von dem Meinigen überlassen will; habe ich diesen meinen freien Entschluß hinlänglich zu erkennen gegeben, und mein Nächster, dem zum Besten der Ausspruch geschehen, hat das Gut in Empfang genommen, so muß die Handlung Kraft und Wirkung haben, wenn mein Entscheidungsrecht etwas bedeuten soll. Wenn mein Ausspruch unkräftig ist, und die Sachen so läßt, wie sie gewesen sind, wenn er nicht in Ansehung des Rechtes diejenige Veränderung hervorbringt, die ich beschlossen, so enthält mein vermeintes Recht, den Ausspruch zu thun, einen offenbaren Widerspruch. Meine Entscheidung muß also wirken, muß den Zustand des Rechtes verändern. Das Gut, wovon die Rede ist, muß aufhören das Meine zu sein, und nunmehr wirklich meines Nächsten geworden sein. Das vorhin unvollkommen gewesene Recht meines Nächsten muß durch diese Handlung ein vollkommenes Recht geworden, so wie mein vollkommen gewesenes Recht in ein unvollkommenes übergegangen sein; sonst wäre meine Entscheidung null. Nach vollkommener Handlung also kann ich das abgetretene Gut, ohne Ungerechtigkeit, mir

nicht mehr anmaßen, und wenn ich es thue, so beleidige ich, so handle ich wider das vollkommene Recht meines Nächsten."

„Dieses gilt sowohl von körperlichen beweglichen Gütern, die von Hand in Hand gegeben und angenommen werden können, als von unbeweglichen, oder auch geistigen Gütern, davon die Rechte bloß durch hinlängliche Willenserklärung abgetreten und angenommen werden können. Im Grunde kömmt Alles bloß auf diese Willenserklärung an, und die wirkliche Einhändigung beweglicher Güter selbst kann nur gültig sein, in so weit sie für ein Zeichen der hinlänglichen Willenserklärung genommen wird. Die bloße Einhändigung, an und für sich betrachtet, gibt und nimmt kein Recht, so oft diese Absicht nicht damit verbunden ist. Was ich meinem Nächsten in die Hand gebe, habe ich ihm deswegen noch nicht eingehändigt, und was ich von ihm in die Hand nehme, habe ich damit noch nicht rechtskräftig angenommen, wenn ich nicht zu erkennen gegeben, daß die Handlung in dieser Absicht geschehen sei. Ist aber die Tradition selbst bloß als Zeichen gültig, so können bei solchen Gütern, wo die wirkliche Aushändigung nicht statt findet, andere bedeutende Zeichen dafür genommen werden. Man kann also sein Recht auf unbewegliche oder auch unkörperliche Güter durch hinlänglich verständliche Zeichen Andern abtreten und überlassen."

„Auf diese Weise kann das Eigenthum von Person zu Person wandern. Was ich durch meinen Fleiß zu dem Meinigen gemacht, wird durch Abtreten das Gut eines Andern, das ich ihm nicht wieder nehmen kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen."

„Und nun noch einen Schritt näher, so steht die Gültigkeit der Verträge auf sicheren Füßen. — Das Recht, die Collisionsfälle zu entscheiden, selbst ist, wie oben gezeigt worden, ein unkörperliches Gut des unabhängigen Menschen, in so weit es ein Mittel zu seiner Glückseligkeit werden kann. Jeder Mensch hat im Stande der Natur auf den Genuß dieses Mittels zur Glückseligkeit ein vollkommenes, und sein Nebenmensch ein unvollkommenes Recht. Da aber der Genuß dieses Rechtes wenigstens in vielen Fällen zur Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, so ist es ein entbehrliches Gut, das, vermöge des Erwiesenen, abgetreten, und vermittelst einer hinlänglichen Willenserklärung, einem Andern überlassen werden

kann. Eine Handlung, wodurch Dieses geschieht, heißt ein Versprechen, und wenn von der andern Seite die Annahme hinzu kömmt, d. i. die Einwilligung in dieses Uebertragen der Rechte hinlänglich zu erkennen gegeben wird, so entsteht ein Vertrag. Demnach ist ein Vertrag nichts Anderes, als von der einen Seite die Ueberlassung, und von der andern Seite die Annahme des Rechtes, in Absicht auf gewisse, dem Versprecher entbehrliche Güter die Collisionsfälle zu entscheiden."

„Ein solcher Vertrag muß, vermöge des vorhin Erwiesenen, gehalten werden. Das Entscheidungsrecht, welches vorhin einen Theil meiner Güter ausmachte, d. i. das Meine war, ist durch diese Abtretung das Gut meines Nächsten, das Seine geworden, und ich kann es ihm ohne Beleidigung nicht wieder entziehen. Den Anspruch, den er auf den Gebrauch dieser meiner Unabhängigkeit, in so weit sie nicht zu meiner Erhaltung nothwendig ist, so wie jeder Andere machen konnte, ist durch diese Handlung in ein vollkommenes Recht übergegangen, das er sich mit Gewalt zu erzwingen befugt ist. Dieser Erfolg ist unstreitig, sobald mein Entscheidungsrecht Kraft und Wirkung haben soll*)." —

Ich verlasse meine speculativen Betrachtungen und komme in mein voriges Geleis zurück, muß aber vorher die Bedingungen festsetzen, unter welchen nach obigen Grundsätzen ein Vertrag gültig sei, und gehalten werden müsse.

---

*) Auf diese sehr einleuchtende Auseinandersetzung der Begriffe bin ich von dem philosophischen Rechtsgelehrten, meinem sehr werthen Freunde, dem Herrn Assistenzrathe Klein, geführt worden, mit dem ich das Vergnügen gehabt, mich über diese Materie zu unterhalten. Mich dünkt, diese Theorie der Contracte sei einfach und fruchtbar. Fergouson in seiner Moralphilosophie, und sein vortrefflicher Uebersetzer, finden die Nothwendigkeit, das Versprechen zu halten, in der bei dem Nebenmenschen erregten Erwartung und Unsittlichkeit der Täuschung. Allein hieraus scheint bloß eine Gewissenspflicht zu folgeu. Was ich vorhin im Gewissen verbunden gewesen, von meinen Gütern zum Besten meiner Nebenmenschen überhaupt hinzugeben, bin ich durch die bei diesem Subjecte insbesondere erregte Erwartung, im Gewissen verbunden, ihm zukommen zu lassen. Wodurch aber ist diese Gewissenspflicht in eine Zwangspflicht übergegangen? Mich dünkt, hiezu gehören unumgänglich die allhier ausgeführten Grundsätze der Abtretung überhaupt, und insbesondere der Entscheidungsrechte in Collisionsfällen.

1) Cajus besitzt ein Gut (irgend ein Mittel zur Glückseligkeit, den Gebrauch seiner natürlichen Fähigkeiten selbst, oder das Recht auf die Früchte seines Fleißes, und die damit verbundenen Güter der Natur, oder was sonst auf eine gerechte Weise ihm zu eigen geworden, es sei solches ein körperliches oder unkörperliches Ding, als nämlich Gerechtsame, Freiheiten und dergl.).

2) Dieses Gut aber gehört nicht unumgänglich zu seinem Dasein, und kann also zum Besten des Wohlwollens, d. i. zum Nutzen Anderer, angewendet werden.

3) Sempronius hat auf dieses Gut ein unvollkommenes Recht. Er kann, so wie jeder andere Mensch, verlangen, aber nicht zwingen, daß dieses Gut jetzt zu seinem Besten angewendet werde. Das Recht zu entscheiden gehört dem Cajus, ist das Seine, und darf ihm mit Gewalt nicht entzogen werden.

4) Nunmehr bedient sich Cajus seines vollkommenen Rechtes, entscheidet zum Vortheile des Sempronius, und gibt seine Entscheidung durch hinlängliche Zeichen zu erkennen, d. i. Cajus verspricht.

5) Sempronius nimmt an, und gibt seine Einwilligung gleichfalls auf eine bedeutende Weise zu verstehen.

So ist der Ausspruch des Cajus wirksam und von Kraft, d. i. jenes Gut, das ein Eigenthum des Cajus, das sein gewesen, ist durch diese Handlung zum Gute des Sempronius geworden. Das vollkommene Recht des Cajus ist in ein unvollkommenes übergegangen, so wie das unvollkommene Recht des Sempronius in ein vollkommenes Zwangsrecht verwandelt worden ist.

Cajus muß sein rechtskräftiges Versprechen halten, und Sempronius kann ihn, im Verweigerungsfalle, mit Gewalt dazu zwingen.

Durch Verabredungen dieser Art verläßt der Mensch den Stand der Natur und tritt in den Stand der gesellschaftlichen Verbindung, und seine eigene Natur treibt ihn an, Verbindungen mancherlei Art einzugehen, um seine schwankenden Rechte und Pflichten in etwas Bestimmtes zu verwandeln. Nur der Wilde klebt, wie das Vieh, an dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes. Der gesittete Mensch lebt auch für die Zukunft, will auch für den nächsten Augenblick worauf Rechnung

machen können. Schon der Vermehrungstrieb, wenn er nicht blos viehischer Instinct sein soll, zwingt die Menschen, wie wir oben gesehen, zu einem gesellschaftlichen Vertrage, davon man sogar bei vielen Thieren etwas Analogisches findet.

Lasset uns von dieser Theorie der Rechte, Pflichten und Verträge die Anwendung auf den Unterschied zwischen Staat und Kirche machen, davon wir ausgegangen sind. Beide, Staat und Kirche, haben sowol Handlungen, als Gesinnungen zu ihrem Gegenstande; jene, in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Mensch und Natur, diese, in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Mensch und Gott gründen. Die Menschen bedürfen einander, hoffen und versprechen, erwarten und leisten Einer dem Andern Dienst und Gegendienst. Die Vermischung von Ueberfluß und Mangel, Kraft und Bedürfniß, Eigensucht und Wohlwollen, die ihnen die Natur gegeben, treibt sie an, in gesellschaftliche Verbindung zu treten, um ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen weitern Spielraum zu verschaffen. Jedes Individuum ist verbunden, einen Theil seiner Fähigkeiten und der dadurch erworbenen Rechte zum Besten der verbundenen Gesellschaft anzuwenden; aber welchen? wenn? und zu welchem Endzwecke? — An und für sich sollte Dieses nur Der bestimmen, der leisten soll. Man kann aber auch für gut finden, auf dieses Recht der Unabhängigkeit durch einen gesellschaftlichen Vertrag Verzicht zu thun, und durch Positivgesetze diese unvollkommene Pflichten in vollkommene zu verwandeln, d. i. man kann die näheren Bestimmungen verabreden und festsetzen, wie viel jedes Mitglied, von seinen Rechten zum Nutzen der Gesellschaft zu verwenden soll gezwungen werden können. Der Staat, oder Die den Staat vorstellen, werden als eine moralische Person betrachtet, die über diese Rechte zu schalten hat. Der Staat hat also Rechte und Gerechtsame auf Güter und Handlungen der Menschen. Er kann nach dem Gesetze geben und nehmen, vorschreiben und verbieten, und weil es ihm auch um Handlung als Handlung zu thun ist, bestrafen und belohnen. Der Pflicht gegen meinen Nächsten geschieht äußerlich Genüge, wenn ich ihm leiste, was ich soll; meine Handlung mag erzwungen oder freiwillig sein. Kann nun der Staat nicht durch innere Triebfedern wirken, und dadurch für mich sorgen, so wirkt er wenigstens durch äußere, und verhilft meinem Nächsten zu dem Seinigen.

Nicht also die Kirche! Sie beruht auf dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen. Gott ist kein Wesen, das unseres Wohlwollens bedarf, unsern Beistand fordert, auf irgend eines von unseren Rechten zu seinem Gebrauche Anspruch macht, oder dessen Rechte mit den unserigen je in Streit und Verwirrung gerathen können. Auf diese irrigen Begriffe hat die in mancher Betrachtung unbequeme Eintheilung der Pflichten, in Pflichten gegen Gott und Pflichten gegen die Menschen, führen müssen. Man hat die Parallele zu weit gezogen. Gegen Gott — gegen Menschen — dachte man. So wie wir aus Pflicht gegen unsern Nächsten Etwas von dem Unserigen aufopfern und hingeben, so auch aus Pflicht gegen Gott. Die Menschen fordern Dienst; so auch Gott. Die Pflicht gegen mich selbst kann mit der Pflicht gegen meinen Nächsten in Streit und Gegenstoß gerathen; eben also die Pflicht gegen mich selbst, mit der Pflicht gegen Gott. — Niemand wird sich ausdrücklich dazu verstehen, wenn ihm diese ungereimten Sätze in trockenen Worten vorgehalten werden, und gleichwol hat Jedermann mehr oder weniger davon gleichsam eingesogen, und seine inneren Säfte damit angesteckt. Aus dieser Quelle flossen alle ungerechten Anmaßungen, die sich sogenannte Diener der Religion, unter dem Namen der Kirche, von jeher erlaubt. Alle Gewaltthätigkeit und Verfolgung, die sie ausgeübt, aller Zwist und Zwiespalt, Meuterei und Aufruhr, die sie angezettelt haben, und alle Uebel, die von jeher, unter dem Scheine der Religion, von ihren grimmigsten Feinden, von Heuchelei und Menschenfeindschaft, ausgeübt worden, sind einzig und allein Früchte dieser armseligen Sophisterei, eines vorgespiegelten Conflicts zwischen Gott und Menschen, Rechten der Gottheit und Rechten des Menschen.

Im Grunde machen in dem Systeme der menschlichen Pflichten die gegen Gott keine besondere Abtheilung, sondern alle Pflichten des Menschen sind Obliegenheiten gegen Gott. Einige derselben gehen uns selbst, andere unsere Nebenmenschen an. Wir sollen, aus Liebe zu Gott, uns selbst vernünftig lieben, seine Geschöpfe lieben, so wie wir aus vernünftiger Liebe zu uns selbst verbunden sind, unsere Nebenmenschen zu lieben.

Das System unserer Pflichten hat ein doppeltes Principium; das Verhältniß zwischen Menschen und Natur, und das Verhältniß zwischen Geschöpf und Schöpfer. Jenes ist Moral-

philosophie, dieses Religion, und Demjenigen, der von der Wahrheit überführt ist, daß die Naturverhältnisse nichts Anderes sind, als Aeußerungen des göttlichen Willens, Dem fallen auch diese beiden Principien in einander, dem ist Sittenlehre der Vernunft heilig, wie Religion. Auch heischt die Religion, oder das Verhältniß zwischen Gott und Menschen, keine andere Pflichten, sondern gibt jenen Pflichten und Obliegenheiten nur erhabenere Sanction. Gott bedarf unseres Beistandes nicht, verlangt keinen Dienst von uns*), keine Aufopferung unserer Rechte zu seinem Besten, keine Verzicht auf unsere Unabhängigkeit zu seinem Vortheile. Seine Rechte können mit den unserigen nie in Streit und Irrung kommen. Er will nur unser Bestes, eines jeden Einzelnen Bestes, und dieses muß ja mit sich selbst bestehen, kann sich ja selbst nicht widersprechen.

Alle diese Gemeinwörter sind so trivial, daß der gesunde Menschenverstand sich wundert, wie man hat je anderer Meinung sein können, und gleichwol haben die Menschen von jeher wider diese einleuchtenden Grundsätze gehandelt, und wohl ihnen! wenn sie im Jahre 2240 aufhören werden, dawider zu handeln.

Die nächste Folge aus diesen Maximen ist, wie mich dünkt, offenbar, daß die Kirche kein Recht habe auf Gut und Eigenthum, keinen Anspruch auf Beitrag und Verzicht; daß ihre Gerechtsame mit den unserigen niemals in Irrung gerathen, daß also zwischen Kirche und Bürger nie Collisionsfälle vorkommen können. Ist aber Dieses, so findet auch zwischen Kirche und Bürger kein Vertrag statt; denn alle Verträge setzen Collisionsfälle voraus, die zu entscheiden sind. Wo keine unvollkommene Rechte statt haben, entstehen keine Collisionen der Ansprüche, und wo nicht Ansprüche gegen Ansprüche entschieden werden sollen, da ist Vertrag ein Unding.

Alle menschliche Verträge haben also der Kirche kein Recht

---

*) Die Wörter Dienst, Ehre u. a. haben in Beziehung auf Gott eine ganz andere Bedeutung, als in Beziehung auf Menschen. Gottesdienst ist nicht Dienst, den ich Gott erzeige, Ehre Gottes nicht Ehre, die ich Gott anthue. Man hat, um die Worte zu retten, ihre Bedeutung geändert. Der gemeine Mann aber klebt noch immer an der ihm gewöhnlichen Bedeutung, und hängt noch immer fest an seinem Sprachgebrauche, woraus in Religionssachen viele Verwirrungen entstanden sind.

auf Gut und Eigenthum beilegen können, da sie ihrem Wesen nach auf keins derselben Anspruch machen, oder ein unvollkommenes Recht haben kann. Ihr kann also niemals ein Zwangsrecht zukommen, und den Mitgliedern kann keine Zwangspflicht gegen dieselbe aufgelegt werden. Alle Rechte der Kirche sind Vermahnen, Belehren, Stärken und Trösten, und die Pflichten der Bürger gegen die Kirche sind ein geneigtes Ohr und ein williges Herz*). So hat auch die Kirche kein Recht, Handlungen zu belohnen oder zu bestrafen. Die bürgerlichen Handlungen gehören dem Staat, und die eigentlichen religiösen Handlungen leiden, ihrer Natur nach, weder Zwang noch Bestechung. Sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele, oder sind ein leeres Spiel, und dem wahren Geiste der Religion zuwider.

Wenn aber die Kirche kein Eigenthum hat, wer besoldet die Lehrer der Religion? Wer lohnt die Prediger der Gottesfurcht? — Religion und Sold — Lehren der Tugend und Bezahlung — Predigten der Gottesfurcht und Lohn. Die Begriffe scheinen sich einander zu fliehen. Was verspricht sich der Lehrer der Weisheit und Tugend für Wirknng, sobald er bezahlt wird, und den Meistbietenden feil ist? Was der Prediger der Gottesfurcht für Eindruck, wenn er nach Lohne ausgeht? — Siehe, ich lehre euch Gesetze und Rechte, so wie mich der Ewige, mein Gott u. s. w. (V. B. M. C. 4, 5.) So wie mich mein Gott, erklären die Rabbinen, wie er mich, ohne Entgeld, so ich Euch, und so auch Ihr die Eurigen. Bezahlen, Lohnen, ist für diese erhabene Beschäftigung so unnatürlich, mit der Lebensart, welche diese Beschäftigung erfordert, so unvereinbar, daß die mindeste Anhänglichkeit an Gewinnen und Erwerben diesen Stand zu erniedrigen scheint. Das Verlangen nach Reichthum, das man jedem andern Stande gern zu Gute hält, scheint uns bei diesem Geiz und Habsucht, oder artet bei Männern, die sich diesem edlen Geschäfte widmen, wirklich gar bald in Geiz und Habsucht aus, weil es ihrem Berufe so widernatürlich ist. Höchstens kann ihnen Entschädigung für Zeitversäumniß einge-

---

*) Der Psalmist singt:

Dir gefällt nicht Opfer, nicht Geschenk,
Ohren hast du mir gegraben! (Ps. 40, 7.)

räumt werden, und diese auszumitteln und zu ertheilen, ist ein Geschäft des Staates, nicht der Kirche. Was hat die Kirche mit Dingen zu schaffen, die feil sind, bedungen und bezahlt werden? Die Zeit macht einen Theil von unserem Vermögen aus, und wer sie zum gemeinen Besten anwendet, darf hoffen, aus dem gemeinen Schatze dafür entschädigt zu werden. Die Kirche lohnt nicht, die Religion kauft nichts, bezahlt nichts, gibt keinen Sold.

Dieses sind, meinem Bedünken nach, die Grenzen zwischen Staat und Kirche, in so weit sie auf die Handlungen der Menschen Einfluß haben. In Absicht auf Gesinnungen treten sie schon etwas näher zusammen; denn hier hat der Staat keine anderen Wirkungsmittel, als die Kirche. Beide müssen unterrichten, belehren, aufmuntern, veranlassen; aber weder belohnen, noch bestrafen, weder zwingen, noch bestechen; denn auch der Staat hat durch keinen Vertrag das mindeste Zwangsrecht über Gesinnungen erlangen können. Ueberhaupt kennen die Gesinnungen der Menschen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Gesinnungen, als Gesinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächsten Verzicht thun; kann ihm keinen Antheil an meiner Urtheilskraft aus Wohlwollen überlassen und abtreten, und eben so wenig ein Recht auf seine Gesinnungen mir anmaßen, oder auf irgend eine Weise erwerben. Das Recht auf unsere eigenen Gesinnungen ist unveräußerlich, kann nicht von Person zu Person wandern; denn es gibt und nimmt keinen Anspruch auf Vermögen, Gut und Freiheit. Daher das mindeste Vorrecht, das Ihr Euern Religions- und Gesinnungsverwandten öffentlich einräumt, eine indirecte Bestechung; die mindeste Freiheit, die Ihr den Dissidenten entziehet, eine indirecte Bestrafung zu nennen ist, und im Grunde dieselbe Wirkung hat, als eine directe Belohnung des Einstimmens, und Bestrafung des Widerspruches. Es ist armseliges Blendwerk, wenn in einigen Lehrbüchern des Kirchenrechtes so sehr auf den Unterschied zwischen Belohnung und Vorrecht, Bestrafung und Einschränkung gedrungen wird. Den Sprachforschern kann diese Bemerkung nützlich sein; allein dem Elenden, der die Rechte der Menschheit entbehren muß, weil er nicht sagen kann: Ich glaube, wo er nicht glaubt; nicht mit dem Munde Muselmann, und im Herzen Christ sein will, dem bringt diese Distinction nur leidigen

Trost. Und welches sind die Grenzen der Vorrechte auf der einen, und der Einschränkung auf der andern Seite? Mit einer mäßigen Gabe von Dialektik erweitert man diese Begriffe, und dehnt sie so lange aus, bis sie auf der einen Seite bürgerliche Glückseligkeit, auf der andern Unterdrückung, Verbannung und Elend werden *).

Furcht und Hoffnung wirken auf den Begehrungstrieb der Menschen; Vernunftgründe auf sein Erkenntnißvermögen. Ihr ergreifet die unrechten Mittel, wenn Ihr die Menschen durch Furcht und Hoffnung zur Annahme oder zur Verwerfung gewisser Lehrsätze führen wollet. Ja, wenn auch Dieses geradezu Eure Absicht nicht ist, so hindert Ihr selbst doch Eure besseren Absichten, wenn Ihr Furcht und Hoffnung nicht so weit zu entfernen suchet, als nur immer möglich ist. Ihr bestechet und verführet Euer eigenes Herz, oder Euer Herz hat Euch verführt, wenn ihr glaubet, Prüfung der Wahrheit könne bestehen, Freiheit der Untersuchung bleibe ungekränkt, wenn hier Stand und Würden, dort Verachtung und Dürftigkeit die Untersuchenden erwarten. Vorstellung des Guten und Bösen sind Werkzeug für den Willen; der Wahrheit und Unwahrheit für den Verstand. Wer auf den Verstand wirken will, lege jenes Werkzeug zuvörderst aus der Hand, sonst ist er in Gefahr, wider seinen eigenen Vorsatz, auszuglätten, wo er durchschneiden, zu befestigen, wo er einreißen soll.

Was wird also der Kirche für eine Regierungsform anzurathen sein? — Keine! — Wer soll entscheiden, wenn in Religionssachen Streitigkeiten entstehen? — Wem Gott die Fähigkeit gegeben, zu überzeugen. Was soll Regierungsform, wo nichts zu regieren ist; Obrigkeit, wo Niemand Unterthan sein darf; Richteramt, wo keine Rechte und Ansprüche zu entscheiden vorkommen? Weder Staat noch Kirche sind in Religionssachen befugte Richter; denn die Glieder der Gesellschaft

---

*) Ein Collegium von gelehrten und angesehenen Männern, in einem übrigens ziemlich duldsamen Staate, ließ vor einiger Zeit gewisse Dissidenten für die Approbation gedoppelte Gebühren bezahlen, und als sie von der Obrigkeit deswegen zur Rede gestellt wurden, war die Entschuldigung, jene wären doch überall im bürgerlichen Leben deterioris conditionis. Das Sonderbarste ist, daß es bis auf den heutigen Tag bei der Erhöhung der Gebühren geblieben sein soll.

haben ihnen durch keinen Vertrag dieses Recht einräumen können. Der Staat hat zwar von ferne darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, mit denen der öffentliche Wohlstand nicht bestehen kann, die wie Atheisterei und Epikurismus den Grund untergraben, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruht. Plutarch und Bayle mögen immer untersuchen, ob ein Staat bei der Atheisterei nicht besser bestehen könne, als beim Aberglauben, mögen immer die Plagen berechnen und vergleichen, die dem menschlichen Geschlechte aus diesen verschiedenen Quellen des Elends bisher entstanden sind und noch zu entstehen drohen. Im Grunde heißt Dieses nichts Anders, als untersuchen, ob ein schleichendes oder ein hitziges Fieber tödtlicher sei? Seinen Freunden wird man gleichwol keines von beiden anwünschen. So wird eine jede bürgerliche Gesellschaft wohl thun, wenn sie keines von beiden, weder Fanatismus, noch Atheisterei, Wurzel schlagen und sich ausbreiten läßt. Der Staatskörper siecht und ist elend, er mag vom Krebsschaden aufgerieben, oder von Fieberhitze verzehrt werden.

Aber nur von ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen, und selbst die Lehren nur mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruht, ohne sich unmittelbar in irgend eine Streitigkeit zu mischen, und durch Autorität entscheiden zu wollen; denn er handelt offenbar wider seinen eigenen Endzweck, wenn er geradezu Untersuchung verbietet, oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt oder verwirft. Die Rede ist nur von jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen, und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst keine Tugend mehr ist. Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf Jenes Unkosten sich lustig machen könne.

Kaum wird es nöthig sein, noch die Frage zu berühren, ob es erlaubt sei, die Lehrer und Priester auf gewisse Glaubenslehren zu beeidigen. Auf welche sollte Dieses geschehen? Jene Grundartikel aller Religionen, davon vorhin gesprochen worden,

können durch keine Eidschwüre bekräftigt werden. Ihr müsset dem Schwörenden auf sein Wort glauben, daß er sie annimmt, oder sein Eid ist ein leerer Schall; Worte, die er in die Luft stößt, ohne daß sie ihn mehr Ueberwindung kosten, als eine bloße Versicherung; denn alles Zutrauen zu Eidschwüren, und das ganze Ansehen derselben beruht ja bloß auf diesen Grundlehren der Sittlichkeit. Sind es aber besondere Artikel dieser oder jener Religion, die ich beschwören oder abschwören soll; sind es Grundsätze, ohne welche Tugend und Wohlstand unter den Menschen bestehen können, und wenn sie auch nach der Meinung des Staates, oder der Personen, die den Staat vorstellen, zu meinem ewigen Heile noch so nothwendig sind, so frage ich, was hat der Staat für Recht, in das Innerste der Menschen so zu wühlen, und sie zu Geständnissen zu zwingen, die der Gesellschaft weder Trost noch Frommen bringen? Eingeräumt hat ihm Dieses nicht werden können, denn hier fehlen alle Bedingnisse des Vertrages, die im Vorhergehenden ausgeführt worden. Es betrifft keines von meinen entbehrlichen Gütern, das ich meinem Nächsten überlassen soll; es betrifft keinen Gegenstand des Wohlwollens, und Collisionsfälle können dabei zur Entscheidung nicht vorkommen. Wie kann sich aber der Staat ein Befugniß anmaßen, das durch keinen Vertrag eingeräumt, durch keine Willenserklärung von Person zu Person wandern und übertragen werden kann. Lasset uns indessen zum Ueberflusse untersuchen, ob überall Beeidigung über Glauben und Nichtglauben ein reeller Begriff sei? ob die Meinungen der Menschen überhaupt, ihr Beistimmen und Nichtbeistimmen in Absicht auf Vernunftsätze, ein Gegenstand sind, über welche sie beeidigt werden können?

Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten. Die feierlichste Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit gibt und nimmt kein Recht, das nicht ohne dieselbe schon da gewesen; legt dem Anrufenden auch keine Verbindlichkeit auf, die ihm nicht auch ohne dieselbe obliegt. Sie dienen bloß, das Gewissen der Menschen, wenn es etwa eingeschläfert sein sollte, aufzuwecken, und auf Das aufmerksam zu machen, was der Wille des Weltrichters schon so von ihm fordert. Die Eidschwüre sind also eigentlich weder für den gewissenhaften Mann, noch für den entschlossenen Taugenichts. Jener muß ohnehin wissen, muß ohne Eid und Fluch von der Wahrheit innigst durchdrungen sein, daß Gott Zeuge sei, nicht nur aller Worte und Aussagen, sondern

aller Gedanken und geheimsten Regungen des Menschen, und daß er die Uebertretung seines allerheiligsten Willens nicht ungeahndet lasse; — und der entschlossene, gewissenlose Bösewicht?

Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Also bloß für den gemeinen Mittelschlag von Menschen, oder im Grunde für Jeden von uns, in so weit wir Alle, so viel unsrer sind, in so manchen Fällen zu dieser Klasse zu zählen sind; für die schwachen, unschlüssigen und schwankenden Menschen, die Grundsätze haben, und sie nicht immer befolgen, die träge und lässig sind zum Guten, das sie erkennen und einsehen, die ihrer Laune nachgeben, einer Schwachheit zu gefallen, aufschieben, bemänteln, Entschuldigung suchen, und mehrentheils zu finden glauben. Sie wollen, und haben die Festigkeit nicht, ihrem Willen treu zu bleiben. Diesen muß der Wille gestählt, das Gewissen rege gemacht werden. Der jetzt vor Gericht leugnet, besitzt vielleicht fremdes Gut, ohne die entschlossene Bosheit, ungerecht sein zu wollen. Er kann solches verzehrt, oder haben von Händen kommen lassen, und will vorjetzt durch das Ableugnen nur Zeit gewinnen; und so wird vielleicht der gute Geist, der für die Gerechtigkeit in ihm kämpft, von Tag zu Tag abgewiesen, bis er ermüdet, und unterliegt. Man muß ihm also zu Hülfe eilen, und erstlich den Fall, der Aufschub leidet, in eine Handlung verwandeln, die jetzt geschieht, wo der Augenblick entscheidend ist, und alle Entschuldigung wegfällt; sodann aber auch alle Feierlichkeit aufbieten, alle die Kraft und den Nachdruck zusammennehmen, mit welchen die Erinnerung an Gott, den allgerechten Rächer und Vergelter, auf das Gemüth wirken kann.

Dieses ist die Bestimmung des Eides, und hieraus, dünkt mich, sei offenbar, daß man die Menschen nur über Dinge beschwören müsse, die in die äußeren Sinne fallen; davon sie mit der Ueberzeugung, welche die Evidenz der äußeren Sinne mit sich führet, die Wahrheit behaupten und aussagen können: Ich habe gehört, gesehen, gesprochen, empfangen, gegeben, oder nicht gehört u. s. w. Man bringt aber ihr Gewissen auf eine grausame Folter, wenn man sie über Dinge befragt, die bloß für den inneren Sinn gehören. Glaubst Du? Bist Du überführt? überredet? Dünkt es Dir? Ist irgend in einem Winkel Deines Geistes oder Deines Herzens noch einiger

Zweifel zurück, so zeige an, oder Gott wird den Mißbrauch seines Namens rächen. — Um des Himmels willen, schonet der zarten, gewissenhaften Unschuld! Und wenn sie einen Satz aus dem ersten Buche des Euklides zu behaupten hätte, so müßte sie in diesem Augenblicke zagen, und unaussprechliche Marter leiden.

Die Wahrnehmungen des innern Sinnes sind an und für sich selbst selten so handgreiflich, daß der Geist sie mit Sicherheit fest halten, und so oft es verlangt wird, von sich geben könne. Sie entschlüpfen ihm zuweilen, indem er sie zu fassen glaubt. Wovon ich jetzt versichert zu sein glaube, darüber schleicht oder stiehlt sich in dem nächsten Augenblicke ein kleiner Zweifel ein, und lauert in einer Falte meiner Seele, ohne daß ich ihn gewahr worden. Viele Behauptungen, über die ich heute zum Märtyrer werden möchte, können mir morgen vielleicht problematisch vorkommen. Soll ich diese innern Wahrnehmungen gar durch Worte und Zeichen von mir geben, oder auf Worte und Zeichen schwören, die andere Menschen mir vorlegen, so ist die Unsicherheit noch weit größer. Ich und mein Nächster, wir können unmöglich mit eben denselben Worten eben dieselben innern Empfindungen verbinden; denn wir können diese nicht anders gegen einander halten, mit einander vergleichen und berichtigen, als wiederum durch Worte. Wir können die Worte nicht durch Sachen erläutern; sondern müssen wiederum zu Zeichen und Worten unsere Zuflucht nehmen, und am Ende zu Metaphern, weil wir, durch Hülfe dieses Kunstgriffes, die Begriffe des innern Sinnes auf äußere sinnliche Wahrnehmungen gleichsam zurückführen. Was für Verwirrung und Undeutlichkeit muß aber nicht auf solche Weise in der Bedeutung der Worte zurückbleiben, und wie sehr müssen die Ideen verschieden sein, die verschiedene Menschen, in verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten, mit denselben äußerlichen Zeichen und Worten verbinden?

Wer Du auch seiest, lieber Leser! so beschuldige mich hier nicht der Zweifelsucht, oder der bösen List, dich zum Skepticisten machen zu wollen. Ich bin vielleicht Einer von Denjenigen, die am weitesten von dieser Krankheit der Seele entfernt sind, und sie an allen ihren Nebenmenschen curiren zu können, am sehnlichsten wünschen. Aber eben deswegen, weil ich diese Cur so oft an mir selbst verrichtet, und an Andern versucht habe, bin ich gewahr worden, wie schwer sie sei, und wie wenig man den Erfolg in Händen habe. Mit meinem besten Freunde, mit dem

ich noch so einhellig zu denken glaubte, konnte ich mich sehr oft über Wahrheiten der Philosophie und Religion nicht vereinigen. Nach langem Streit und Wortwechsel ergab sich zuweilen, daß wir mit denselben Worten Jeder andere Begriffe verbunden hatten. Nicht selten dachten wir einerlei, und drückten uns nur verschiedentlich aus; aber eben so oft glaubten wir übereinzustimmen, und waren in Gedanken noch weit von einander entfernt. Gleichwol waren wir beiderseits im Denken nicht ungeübt, gewohnt, mit abgesonderten Begriffen umzugehen, und Beiden schien es um die Wahrheit im Ernst, mehr um sie, als ums Rechthaben zu thun zu sein. Demungeachtet mußten sich unsere Begriffe lange Zeit an einander reiben, bevor sie in einander sich wollten fügen lassen; bevor wir mit einiger Zuverlässigkeit sagen konnten: Hierin kommen wir überein! O! wer diese Erfahrung in seinem Leben gehabt hat, und noch intolerant sein, noch seinen Nächsten hassen kann, weil dieser in Religionssachen nicht denkt, oder sich nicht so ausdrückt wie er, den möchte ich nie zum Freunde haben; denn er hat alle Menschheit ausgezogen.

Und Ihr, Mitmenschen! Ihr nehmet einen Mann, mit dem Ihr Euch vielleicht niemals über dergleichen Dinge besprochen habet, Ihr leget ihm die subtilsten Sätze der Metaphysik und Religion, wie sie vor Jahrhunderten in Worte eingekleidet worden sind, in sogenannten Symbolen vor; Ihr lasset ihn bei jenem allerheiligsten Namen betheuern, daß er bei diesen Worten eben so denkt, wie Ihr, und Beide eben so wie Jener, der sie vor Jahrhunderten niedergeschriehen hat; betheuern, daß er diese Sätze von ganzem Herzen annehme, und an keinem derselben Zweifel hege; mit dieser beschwornen Uebereinstimmung verbindet Ihr Amt und Würden, Macht und Einfluß, deren Reizung gar wohl fähig ist, so manchen Widerspruch zu heben, so manchen Zweifel zu unterdrücken, und wenn sich denn am Ende hervorthut, daß es so nicht ist mit des Mannes Ueberzeugung, wie er vorgegeben, so beschuldiget Ihr ihn des gräßlichsten aller Verbrechen, Ihr klaget ihn des Meineides an, und lasset erfolgen, was auf diese Unthat erfolgen soll. Ist hier die Schuld nicht, am gelindesten davon zu urtheilen, auf beiden Seiten gleich?

„Ja!" sprechen die Billigsten unter Euch, „wir beeidigen nicht auf den Glauben. Wir lassen dem Gewissen seine Freiheit, und beschwören den Mitbürger nur, den wir mit einem Amte bekleiden, daß er dieses Amt, welches ihm unter der Be-

dingung der Uebereinstimmung anvertraut wird, nicht ohne Uebereinstimmung annehme. Dieses ist ein Vertrag, den wir mit ihm eingehen. Finden sich nachher Zweifel, die diese Uebereinstimmung aufheben, so steht es ja bei ihm, seinem Gewissen treu zu sein, und das Amt nieder zu legen. Welche Gewissensfreiheit, welche Rechte der Menschheit erlauben, wider einen Vertrag zu handeln?"

Nun wohl! ich will diesem Scheine von Gerechtigkeit nicht alle die Gründe entgegen setzen, die nach oben ausgeführten augenscheinlichen Grundsätzen, entgegen gesetzt werden können. Wozu unnöthige Wiederholungen? aber um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter den gesittetsten Menschenkindern gehabt hat. Zählet die Männer alle, die Eure Lehrstühle und Eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der Uebernehmung ihres Amtes beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen; die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würden bekleiden, und jene neun und dreißig Artikel, die sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie ihnen vorgelegt worden; zählet sie, und saget alsdenn noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so Viele unter ihnen die Eide gering achteten! — Ach! Gott bewahre mein Herz vor menschenfeindlichen Gedanken! Sie könnten bei dieser traurigen Betrachtung gar leicht über Hand nehmen.

Nein! aus Achtung für die Menschheit, bin ich vielmehr überredet, alle diese Männer erkennen das nicht für Meineid, was man ihnen unter diesem Namen Schuld gibt. Die gesunde Vernunft sagt ihnen vielleicht, daß Niemand, weder Staat noch Kirche, ein Recht gehabt, sie über Glaubenssachen zu beeidigen; weder Staat noch Kirche ein Recht gehabt, mit dem Glauben und Schwören auf gewisse Sätze, Amt, Ehre und Würden zu verbinden, oder den Glauben an gewisse Sätze zur Bedingung zu machen, unter welchen diese verliehen werden. Eine solche Bedingung, glauben sie vielleicht, sei an und für sich null, weil sie Niemanden zum Besten gereicht; weil keines Menschen Recht und Eigenthum darunter leidet, wenn sie gebrochen wird*). Wenn also, wie sie nicht in Abrede sein können, Böses gethan worden, so sei es damals geschehen, als ihnen die versprochenen Vortheile einen so

*) Eine Bedingung nämlich ist gültig, und bindet den Vertrag, wenn eine Möglichkeit zu erdenken, unter welcher sie in Bestimmung der Collisionsfälle hat Einfluß haben können. Meinungen aber können nicht

unzulässigen Eid abgelockt haben. Diesem Uebel sei aber nunmehr nicht abzuhelfen, am Wenigsten durch das Niederlegen ihres auf diese Weise erlangten Amtes abzuhelfen. Damals habe man, um erlaubte irdische Vortheile zu erhalten, freilich auf eine vor Gott unverantwortliche Weise, sich seines allerheiligsten Namens bedient; allein dieses Geschehene wird dadurch nicht ungeschehen, wenn sie jetzt auf die Früchte Verzicht thun, die sie davon genießen; ja die Unordnung, das Aergerniß und andere böse Folgen, die das Aufgeben ihres Amtes, verbunden mit einem öffentlichen Bekenntnisse ihrer Abweichung, nach sich ziehen dürfte, könnte das Uebel nur vermehren. Es sei also allen ihren Mitmenschen, sowol als ihnen selbst und den Ihrigen besser gerathen, wenn sie es dabei bewenden lassen, und fortfahren, den Staaten und der Kirche die Dienste zu leisten, zu welchen ihnen die Vorsehung Trieb und Fähigkeit verliehen. Hierin liege ihr Beruf zur öffentlichen Bedienung, nicht in ihrer Gesinnung in Absicht auf ewige Wahrheiten und Vernunftsätze, die im Grunde nur sie selbst und keinen ihrer Nebenmenschen angeht. — Wenn gleich Mancher zu gewissenhaft ist, sein Glück solchen überfeinen Entschuldigungsgründen zu verdanken zu haben, so sind doch auch Diejenigen nicht völlig zu verdammen, die schwach genug sind, ihnen nachzugeben; wenigstens ist es nicht Meineid, sondern menschliche Schwachheit, die ich Männern von ihrem Werthe möchte zu Schulden kommen lassen.

Zum Beschluße dieses Abschnittes will ich das Resultat wiederholen, auf das mich meine Betrachtungen geführt haben.

Staat und Kirche haben zur Absicht, die menschliche Glückseligkeit in diesem und jenem Leben, durch öffentliche Vorkehrungen, zu befördern.

Beide wirken auf Gesinnung und Handlung der Menschen, auf Grundsätze und Anwendung; der Staat, vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Mensch, oder Mensch und Natur, und die Kirche, die Religion des Staates, vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Gott beruhen. Der Staat behandelt den Menschen als unsterblichen Sohn der Erde; die Religion als Ebenbild seines Schöpfers.

---

anders, als durch ein irriges Gewissen mit äußerlichen Vortheilen in Verbindung gebracht werden, und ich zweifle, ob sie je eine rechtskräftige Bedingung machen können.

Grundsätze sind frei. Gesinnungen leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnißvermögen des Menschen, und müssen nach dem Richtmaaße von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirkt auf sein Billigungs- und Mißbilligungsvermögen. Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe. Belohnung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Thatkraft, ermuntern, locken, schrecken ab.

Aber wenn Grundsätze glückselig machen sollen, so müssen sie weder eingeschreckt, noch eingeschmeichelt, so muß bloß das Urtheil der Verstandeskräfte für gültig angenommen werden. Ideen vom Guten und Bösen mit einmischen, heißt die Sachen von einem unbefugten Richter entscheiden lassen.

Weder Kirche noch Staat haben also ein Recht, die Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgend einem Zwange zu unterwerfen. Weder Kirche noch Staat sind berechtiget, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden, und den Einfluß, den die Wahrheitskraft auf das Erkenntnißvermögen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen.

Selbst der gesellschaftliche Vertrag hat weder dem Staate noch der Kirche ein solches Recht einräumen können. Denn ein Vertrag über Dinge, die ihrer Natur nach unveräußerlich sind, ist an und für sich ungültig, hebt sich von selbst auf.

Auch die heiligsten Eidschwüre können hier die Natur der Sachen nicht verändern. Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten, sind bloß feierliche Bekräftigungen Desjenigen, wozu wir ohnehin, von Natur oder durch Vertrag, verpflichtet sind. Ohne Pflicht ist der Eidschwur eine leere Anrufung Gottes, die lästerlich sein kann, aber an und für sich zu nichts verbindet.

Zu dem können die Menschen nur Dasjenige beeidigen, was die Evidenz der äußern Sinne hat, was sie gesehen, gehört, betastet haben. Wahrnehmungen des innern Sinnes sind keine Gegenstände der Eidesbekräftigung.

Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind diesemnach unzulässig, und wenn sie geleistet worden, so verbinden sie zu nichts, als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn. Wenn ich jetzt eine Meinung beschwöre, so bin ich Augenblicks darauf nichts desto weniger frei, sie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen

Eides ist begangen, wenn ich sie auch beibehalte, und Meineid ist nicht geschehen, wenn ich sie verwerfe.

Man vergesse nicht, daß nach meinen Grundsätzen der Staat nicht befugt sei, mit gewissen bestimmten Lehrmeinungen, Besoldung, Ehrenamt und Vorzug zu verbinden. Was das Lehramt betrifft, so ist es seine Pflicht, Lehrer zu bestellen, die Fähigkeit haben, Weisheit und Tugend zu lehren, und solche nützliche Wahrheiten zu verbreiten, auf denen die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft unmittelbar beruhet. Alle näheren Bestimmungen müssen ihrem besten Wissen und Gewissen überlassen werden, wo nicht unendliche Verwirrungen und Collisionen der Pflichten entstehen sollen, die am Ende den Tugendhaften selbst oft zur Heuchelei oder Gewissenlosigkeit führen. Jede Vergehung wider die Vorschrift der Vernunft bleibt nicht ungerochen.

Wie aber, wenn das Uebel nun einmal geschehen ist; der Staat bestellt und besoldet einen Lehrer auf gewisse bestimmte Lehrmeinungen? Der Mann findet nachher diese Lehrmeinungen ohne Grund; was hat er zu thun? Wie sich zu verhalten, um den Fuß aus der Schlinge heraus zu winden, in welche ihn ein irriges Gewissen verwickelt hat?

Drei verschiedene Wege stehen hier vor ihm offen. Er verschließt die Wahrheit in seinem Herzen und fährt fort, wider sein besseres Wissen, die Unwahrheit zu lehren; oder er legt sein Amt nieder, ohne die Ursachen anzugeben, warum Dieses geschehe; oder endlich gibt er der Wahrheit ein lautes Zeugniß, und läßt es auf den Staat ankommen, was mit seinem Amte und mit der ihm ausgesetzten Besoldung werden, oder was er sonst für seine unüberwindliche Wahrheitsliebe leiden soll.

Mich dünkt, keiner von diesen Wegen sei unter allen Umständen schlechterdings zu verwerfen. Ich kann mir eine Verfassung denken, in welcher es vor dem Richterstuhle des allgerechten Richters zu entschuldigen ist, wenn man fortfährt, seinem sonst heilsamen Vortrage gemeinnütziger Wahrheiten, eine Unwahrheit mit einzumischen, die der Staat vielleicht aus irrigem Gewissen geheiliget hat. Wenigstens würde ich mich hüten, einen übrigens rechtschaffenen Lehrer dieserhalb der Heuchelei, oder des Jesuitismus zu beschuldigen, wenn mir nicht die Umstände und die Verfassung des Mannes sehr genau bekannt sind; so genau, als vielleicht die Verfassung eines Menschen niemals seinem Nächsten bekannt sein kann. Wer sich rühmt, nie in solchen Dingen

anders gesprochen, als gedacht zu haben, hat entweder überall nie gedacht, oder findet vielleicht für gut, in diesem Augenblicke selbst, mit einer Unwahrheit zu prahlen, der sein Herz widerspricht.

Also in Absicht auf Gesinnungen und Grundsätze kommen Religion und Staat überein, müssen beide allen Schein des Zwanges und der Bestechung vermeiden, und sich auf Lehren, Vermahnen, Bereden und Zurechtweisen einschränken. Nicht also in Absicht auf Handlung. Die Verhältnisse von Mensch zu Menschen erfordern Handlung, als Handlung; die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen, bloß in so weit sie zu Gesinnungen führen. Eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf, gemeinnützig zu sein, wenn sie auch erzwungen wird; eine religiöse Handlung hingegen ist nur in dem Maaße religiös, in welchem sie aus freier Willkür und in gehöriger Absicht geschieht.

Daher kann der Staat zu gemeinnützigen Handlungen zwingen; belohnen, bestrafen; Amt und Ehren, Schande und Verweisung austheilen, um die Menschen zu Handlungen zu bewegen, deren innere Güte nicht kräftig genug auf ihre Gemüther wirken will. Daher hat dem Staate, durch den gesellschaftlichen Vertrag, auch das vollkommenste Recht und das Vermögen, Dieses zu thun, eingeräumt werden können und müssen. Daher ist der Staat eine moralische Person, die ihre eigenen Güter und Gerechtsame hat, und damit nach Gutfinden schalten kann.

Fern von allem Diesen ist die göttliche Religion. Sie verhält sich gegen Handlung nicht anders, als gegen Gesinnung, weil sie Handlung bloß als Zeichen der Gesinnung befiehlt. Sie ist eine moralische Person; aber ihre Rechte kennen keinen Zwang. Sie treibet nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androhet, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit! Religion! die du in Wahrheit allein die Seligmachende bist, auf der Erde, so wie im Himmel.

Bann und Verweisungsrecht, das sich der Staat zuweilen

erlauben darf, sind dem Geiste der Religion schnurstracks zuwider. Verbannen, Ausschließen, den Bruder abweisen, der an meiner Erbauung Theil nehmen, und sein Herz in wohlthätiger Mittheilung, mit dem meinigen zugleich zu Gott erheben will! — Wenn sich die Religion keine willkürliche Strafen erlaubt, am Wenigsten diese Seelenqual, die ach! nur Dem empfindlich ist, der wirklich Religion hat. Gehet die Unglücklichen alle durch, die von jeher durch Bann und Verdammniß haben gebessert werden sollen; Leser! welcher äußerlichen Kirche, Synagoge oder Moschee Du auch anhängest! untersuche, ob Du nicht in dem Haufen der Verbannten mehr wahre Religion antreffen wirst, als in dem ungleich größern Haufen ihrer Verbanner? — Nun hat die Verbannung entweder bürgerliche Folgen, oder sie hat keine. Zieht sie bürgerliches Elend nach sich, so fällt sie nur dem Edelmüthigen zur Last, der dieses Opfer der göttlichen Wahrheit schuldig zu sein glaubt. Wer keine Religion hat, ist ein Wahnwitziger, wenn er sich einer vermeinten Wahrheit zu gefallen, der mindesten Gefahr aussetzt. Soll sie aber, wie man sich bereden will, bloß geistige Folgen haben, so drücken sie abermals nur Denjenigen, der für diese Art von Empfindniß noch Gefühl hat. Der Irreligiöse lacht ihrer und bleibt verstockt.

Und wo ist die Möglichkeit, sie von allen bürgerlichen Folgen zu trennen? Kirchenzucht einführen, habe ich an einem andern Orte, wie mich dünkt, mit Recht gesagt, Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, gleichet dem Bescheide des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzu setzen; doch laß den Wein nicht auslaufen! Welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und auf das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne welches doch Niemand seines Berufes warten, und seinen Mitmenschen nützlich, das ist, bürgerlich glückselig sein kann?

Man beruft sich immer noch auf das Naturgesetz. Jede Gesellschaft, spricht man, hat das Recht auszuschließen; warum nicht auch die religiöse?

Allein ich erwiedere: Gerade hier macht die religiöse Gesellschaft eine Ausnahme; vermöge eines höhern Gesetzes kann keine Gesellschaft ein Recht ausüben, das der ersten Absicht der Ge-

sellschaft selbst schnurstracks entgegen gesetzt ist. Einen Dissidenten ausschließen, sagt ein würdiger Geistlicher aus dieser Stadt, einen Dissidenten aus der Kirche verweisen, heißt einem Kranken die Apotheke verbieten. In der That, die wesentliche Absicht religiöser Gesellschaften ist gemeinschaftliche Erbauung. Man will durch die Zauberkraft der Sympathie, die Wahrheit aus dem Geiste in das Herz übertragen, die zuweilen todte Vernunfterkenntniß durch Theilnehmung zu hohen Empfindnissen beleben. Wenn das Herz allzusehr an sinnlichen Lüsten klebt, um der Vernunft Gehör zu geben; wenn es auf dem Punkte ist, die Vernunft selbst mit ins Garn zu locken, so werde es hier vom Schauer der Gottseligkeit ergriffen, vom Feuer der Andacht entflammt, und lerne Freuden höherer Art kennen, die auch hienieden schon den sinnlichen Freuden die Wage halten. Und Ihr wollet den Kranken vor der Thüre abweisen, der dieser Arznei am Meisten bedarf; desto mehr bedarf, je weniger er dieses Bedürfniß empfindet, und in seinem Irrsinne sich gesund zu sein einbildet? Muß nicht vielmehr Eure erste Bemühung sein, ihm diese Empfindung wieder zu geben, und den gleichsam vom kalten Brande bedroheten Theil seiner Seele ins Leben zurück zu rufen? Statt dessen verweigert Ihr ihm alle Hülfe, und lasset den Ohnmächtigen den moralischen Tod dahin sterben, dem Ihr ihn vielleicht würdet entrissen haben.

Weit edler und dem Zwecke seiner Schule gemäßer, handelte jener Weltweise zu Athen. Ein Epikurer kam von seinem Gelage, die Sinne von nächtlicher Wollust benebelt, und das Haupt von Rosen umwunden. Er trat in den Hörsaal der Stoiker, um sich in der Frühstunde noch das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge zu verschaffen, das Vergnügen zu spotten. Der Weltweise läßt ihn ungehindert, verdoppelt das Feuer seiner Beredsamkeit wider die Verführung der Wollust, und schildert die Seligkeit der Tugend mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Schüler Epikur's hört, wird aufmerksam, schlägt die Augen nieder, reißt die Kränze von seinem Haupte, und wird selbst ein Anhänger der Stoa.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesentliche dieser Behauptung, das einem sonst allgemein herrschenden Grundsatze so schnurstracks entgegensteht, habe ich bereits bei einer andern Gelegenheit auszuführen gesucht. Herrn Dohm's vortreffliche Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden veranlaßte die Untersuchung: in wie weit einer aufgenommenen Colonie eigene Gesetzverwesung in kirchlichen und bürgerlichen Sachen überhaupt, und insbesondere ein Bann- und Ausschließungsrecht nachzulassen sei? — Gesetzliche Macht der Kirche — Bannrecht — wenn die Colonie diese haben soll, so muß sie von dem Staate, oder von der Mutterkirche damit gleichsam belehnt werden. Jemand, der dieses Recht vermöge des gesellschaftlichen Vertrages besitzt, muß ihr einen Theil davon, in so weit es sie selbst angeht, abgetreten, und überlassen haben. Wie aber? Wenn Niemand ein solches Recht besitzen kann? Wenn weder dem Staate, noch der Mutterkirche selbst irgend ein Zwangsrecht in Religionssachen zukäme? Wenn nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, deren Göttlichkeit wir Alle anerkennen müssen, weder Staat noch Kirche befugt wäre, sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen, als das Recht zu belehren; eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung; eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze? Kann Dieses erweislich, und dem gesunden Menschenverstande einleuchtend gemacht werden, so ist kein ausdrücklicher Vertrag, noch viel weniger Herkommen und Verjährung mächtig genug, ein

Recht geltend zu machen, das ihm entgegen gesetzt ist; so ist aller kirchliche Zwang widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen gewaltsame Anmaßung; und wenn Dieses ist, so darf, so kann die Mutterkirche kein Recht verleihen, das ihr selber nicht zukömmt, keine Macht vergeben, die sie sich mit Unrecht angemaßt hat. Es kann sein, daß der Mißbrauch, durch irgend ein allgemeines Vorurtheil, so um sich gegriffen, so sehr in den Gemüthern der Menschen Wurzel gefaßt hat, daß es nicht thunlich, oder nicht rathsam wäre, ihn mit einem Male, ohne weise Vorbereitung abzuschaffen; aber in diesem Falle ist es doch wenigstens unsere Schuldigkeit, ihm von ferne her entgegen zu arbeiten, und vorerst seiner ferneren Ausbreitung einen Damm entgegen zu setzen. Können wir ein Uebel nicht völlig ausrotten, so müssen wir ihm wenigstens die Wurzel abstechen.

Dieses war das Resultat meiner Betrachtungen, und ich wagte es, meine Gedanken dem Publicum*) zur Beurtheilung vorzulegen; wiewol ich meine Gründe damals nicht so ausführlich angeben konnte, als hier in dem vorigen Abschnitte geschehen.

Ich habe das Glück in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu, noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es, seit Anfang seiner Regierung, beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen, in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der Erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime, in ihrem ganzen Umfange, niemals aus den Augen gelassen: Die Menschen sind für einander geschaffen; belehre deinen Nächsten, oder ertrage ihn!**) Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußeren Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören

---

*) In der Vorrede zu Manasseh Ben Israel's Rettung der Juden.

**) Worte meines verewigten Freundes, Herrn Iselin, in einem seiner letzten Aufsätze in den Ephemeriden der Menschheit. Das Andenken dieses wahren Weisen sollte Jedem seiner Zeitgenossen, der Tugend und Wahrheit werthschätzt, unvergeßlich sein. Desto unbegreiflicher ist es mir selbst, wie ich ihn habe übergehen können, als ich die wohlthätigen Männer nannte, die in Deutschland zuerst die Grundsätze der uneingeschränkten Toleranz auszubreiten suchten, ihn der sie in unserer Sprache sicherlich früher und lauter, als irgend Einer, in ihrem weitesten Umfange lehrte. Mit Vergnügen schreibe ich hier die Stelle aus der Anzeige meiner Vor-

vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen, weder rechtlich noch im Grunde nützlich sein, und daß es also

---

rede zu R. Manasseh in den Ephemeriden †) ab, wo Dieses erinnert wird, um einem Manne nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der in seinem Leben so allgemein gerecht gewesen. „Der Verfasser der Ephemeriden der Menschheit stimmt auch mit Herrn Mendelssohn gänzlich in Demjenigen überein, was er von den gesetzgebenden Rechten der Obrigkeit über die Meinung der Bürger und von den Verkommnissen sagt, welche einzelne Menschen unter einander über solche Meinungen eingehen können. Und diese Denkungsart hat er nicht erst seit Herrn Dohm und Herrn Lessing angenommen, sondern er hat sich schon vor mehr als dreißig Jahren dazu bekannt. Auf die gleiche Weise hat er auch schon lange anerkannt, daß Dasjenige, was man Religionsduldung nennt, nicht eine Gnade, sondern eine Pflicht der Regierung sei Deutlicher konnte man sich nicht ausdrücken, als folgendermaßen ††): Wenn also eine oder mehrere Religionen in seinem Staate eingeführt sind, so erlaubt ein weiser und gerechter Landesherr sich nicht, die Rechte derselben zu dem Besten der seinigen anzugreifen. Jede Kirche, jede Vereinigung, welche den Gottesdienst zur Absicht hat, ist eine Gesellschaft, der der Landesherr Schutz und Gerechtigkeit schuldig ist. Ihnen diese versagen, um auch die beste Religion zu begünstigen, wäre wider den Geist der wahren Gottseligkeit."

„In Rücksicht auf die bürgerlichen Rechte sind alle Religionsgenossen einander gleich, Diejenigen allein ausgenommen, deren Meinungen den Grundsätzen der menschlichen und der bürgerlichen Pflichten zuwider laufen. Eine solche Religion kann in dem Staate auf keine Rechte Anspruch machen. Diejenigen, welche das Unglück haben, ihr zugethan zu sein, können nur Duldung erwarten, so lange sie nicht durch ungerechte und schädliche Handlungen die gesellschaftliche Ordnung stören. Wenn sie Dieses thun, müssen sie gestraft werden, nicht für ihre Meinungen, sondern für ihre Thaten" Was aber im Vorhergehenden (Seite 423) von einer falschen Meinung, in Absicht auf die Zwischenhände in der Handlung, gesagt wird, die ich dem Verfasser der Ephemeriden mit Unrecht zuschreiben soll, verhält sich in Wahrheit ganz anders. Nicht Herr Iselin, sondern ein anderer, sonst einsichtsvoller Schriftsteller, hat in den Ephemeriden einen Aufsatz einrücken lassen, in welchem er die Schädlichkeit der Zwischenhände behauptet, und ward von dem Herausgeber vielmehr widerlegt. — Die Erinnerungen, welche in derselben Anzeige wider meine Glaubensgenossen gemacht werden, übergehe ich mit Stillschweigen. Es ist hier der Ort nicht, sie zu vertheidigen, und ich überlasse dieses Geschäft dem Herrn Dohm, der es mit weniger Parteilichkeit verrichten kann. Man vergibt übrigens einem Baseler sehr leicht ein Vorurtheil wider ein Volk, das er nur aus dem herumstreifenden Theile desselben, oder aus den Observations d'un Alsacien, zu kennen Gelegenheit haben kann.

†) Zehntes Stück. Oct. 1782. Seite 429.

††) Träume eines Menschenfreundes. Band 2. S. 12 u. 13.

eine wahre Wohlthat sein würde, allen bürgerlichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Vertragsamkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein.

Was aber einem jeden Rechtschaffenen wahre Freude ins Herz bringen muß, ist der Ernst und Eifer, mit welchem einige würdige Glieder der hiesigen Geistlichkeit selbst diese Grundsätze der Vernunft, oder vielmehr der wahren Gottesfurcht, unter dem Volke auszubreiten suchen. Ja, Einige derselben haben kein Bedenken getragen, meinen Gründen wider das allgemein angebetete Idol des Kirchenrechtes überhaupt beizutreten, und dem Resultate derselben öffentlich Beifall zu geben. Welche hohe Begriffe müssen diese Männer von ihrer Bestimmung haben, da sie so willig sind, alle Nebenabsicht davon zu entfernen; welch edles Zutrauen zu der Kraft der Wahrheit, da sie sich getrauen, sie ohne alle Stützen auf ihrem eigenen Postamente sicher zu stellen! Wenn wir übrigens in den Grundsätzen auch noch so verschieden wären, so könnte ich nicht umhin, ihnen, wegen dieser erhabenen Gesinnungen, meine ganze Bewunderung und Ehrerbietung zu bezeugen.

Manche andere Leser und Bücherrichter haben sich gar sonderbar dabei benommen. Meine Gründe haben sie zwar nicht bestritten, sondern vielmehr gelten lassen. Niemand hat es versucht, zwischen Lehrmeinungen und Recht den mindesten Zusammenhang zu zeigen. Niemand hat einen Fehler in der Schlußfolge aufgedeckt, daß mein Beistimmen oder Nichtbeistimmen in gewisse ewige Wahrheiten mir kein Recht über Dinge, keine Befugniß ertheilen, über Güter und Gemüther nach eigenem Belieben zu schalten. Und gleichwol haben sie bei dem unmittelbaren Resultate derselben, wie bei einer unerwarteten Erscheinung gestutzt. Wie? So gibt es überall kein Kirchenrecht? So beruhet Alles, was so viele Schriftsteller, was wir selbst vielleicht über das Kirchenrecht geschrieben, gelesen, gehört und disputirt haben, auf grundlosem Boden? — Dieses schien ihnen zu weit zu gehen, und gleichwohl muß in der Schlußfolge ein verborgener Fehler liegen, wenn das Resultat nicht nothwendig wahr sein soll.

In den göttingischen Anzeigen führt der Recensent meine Behauptung an, daß es kein Recht auf Personen und Dinge

gebe, welches mit Lehrmeinungen zusammenhinge, und daß alle Verträge und Abkommnisse der Menschen kein solches Recht möglich machen können, und setzt hinzu: „Dieses Alles ist neu und hart. Die ersten Grundsätze werden weggeleugnet, und aller Streit hat ein Ende."

Ja wohl, geht es um die ersten Grundsätze, die nicht anerkannt werden wollen. — Soll aber deswegen aller Streit ein Ende haben? Sollen denn Grundsätze niemals in Zweifel gezogen werden? So können Männer aus der pythagorischen Schule in Ewigkeit streiten, woher ihr Lehrer zur güldenen Hüfte gekommen, wenn es Niemand wagen darf, zu untersuchen: ob auch Pythagoras überall eine güldene Hüfte habe?

Jedes Spiel hat seine Gesetze, jeder Wettkampf seine Regeln, nach welchen der Kampfrichter urtheilt. Willst du den Einsatz, oder den Kampfpreis davon tragen, so unterwirf dich den Grundsätzen. Wer aber über die Theorie der Spiele nachdenken will, kann allerdings die Grundbegriffe selbst in Augenschein nehmen. So auch vor Gericht. Jener Criminalrichter, der einen Mörder zu richten hatte, brachte ihn zum Geständnisse seines Verbrechens. Allein der Ruchlose behauptete, er wisse keinen Grund, warum es nicht eben so gut erlaubt sei, einen Menschen zu ermorden als ein Thier, um seines Vortheils willen, umzubringen. Diesem Unmenschen konnte der Richter mit Recht antworten: „Du leugnest die Grundsätze, Bursch! Mit dir hat aller Streit ein Ende. Du wirst wenigstens einsehen, daß es auch uns erlaubt sei, um unseres Vortheils willen, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien." So aber durfte ihm der Priester schon nicht antworten, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Dieser war verbunden, sich mit ihm über die Grundsätze selbst einzulassen, und ihm, wenn sein Zweifel ihm ein Ernst war, solchen zu benehmen. Nicht anders verhält es sich in Künsten und Wissenschaften. Jede derselben setzt gewisse Grundbegriffe voraus, von denen sie weiter keine Rechenschaft gibt. Deswegen aber ist in dem ganzen Inbegriffe der menschlichen Erkenntnisse kein Punkt über allen Anspruch hinwegzusetzen, kein Titel, der nicht zur Untersuchung gezogen werden darf. Liegt mein Zweifel außer den Schranken dieses Gerichtshofes, so muß ich vor einen Andern verwiesen werden. Irgendwo muß ich gehört, und zurecht gewiesen werden.

Der Fall, den der Recensent zum Beispiel anführt, um

mich zu widerlegen, trifft vollends zum Ziele. Er spricht: „Wir wollen sie (die geleugneten Grundsätze) indessen auf einen bestimmten Fall anwenden. Die Judenschaft in Berlin bestellt eine Person, die nach den Gesetzen ihrer Religion die Kinder männlichen Geschlechts beschneiden soll; diese Person erhält durch ein Factum gewisse Rechte auf so viel Einkünfte, auf diesen bestimmten Rang in der Gemeinde ꝛc. Nach einiger Zeit kommen ihr Bedenklichkeiten über die Lehrmeinung oder das Gesetz von der Beschneidung bei, sie weigert sich, den Vertrag zu erfüllen. Bleiben ihr denn nun auch die Rechte, die sie durch den Vertrag erhielt? So überall." —

Und wie überall? Ich will die Möglichkeit des Falles zugeben, der sich hoffentlich nie zutragen wird*). Was soll diese mir so nahe gelegte Instanz beweisen? Doch wol nicht, daß nach der Vernunft Rechte auf Personen und Güter mit Lehrmeinungen zusammen hängen, und auf derselben beruhen? oder daß positive Gesetze und Verträge ein solches Recht möglich machen können? Auf die beiden Punkte kömmt es, nach dem eigentlichen Anführen des Recensenten hauptsächlich an, und Beide finden in dem erdichteten Falle nicht Statt; denn der Beschneider würde ja die Einkünfte und den Rang nicht für den Beifall zu genießen haben, den er der Lehrmeinung gibt, sondern für die Operation, die er an der Stelle der Hausväter verrichtet. Verhindert ihn nun sein Gewissen, diese Mühwaltung ferner zu übernehmen, so wird er allerdings auf die Belohnung Verzicht thun müssen, die er dafür sich ausbedungen. Was hat Dieses aber mit den Vorrechten gemein, die man einer Person einräumt, weil sie dieser oder jener Lehre beistimmt, diese oder jene ewige Wahrheit annimmt, oder verwirft? — Alles, womit die erdichtete Instanz einige Aehnlichkeit haben könnte, wäre etwa der

---

*) Man genießt unter den Juden, für das Amt der Beschneidung, weder Einkünfte, noch einen bestimmten Rang in der Gemeinde. Wer die Geschicklichkeit besitzt, verrichtet vielmehr dieses verdienstliche Werk mit Vergnügen. Ja, der Vater, dem eigentlich die Pflicht, seinen Sohn zu beschneiden, obliegt, hat mehrentheils unter verschiedenen Mitwerbern, die darum anhalten, zu wählen. Alle Belohnung, die der Beschneider für seine Verrichtung zu erwarten hat, besteht etwa darin, daß er beim Beschneidungsmahle obenan sitzt, und nach der Mahlzeit den Segen spricht. — So sollten nach meiner neu und hart scheinenden Theorie alle religiösen Aemter besetzt werden!

Fall, da der Staat Lehrer bestellt und besoldet, die gewisse Lehren so und nicht anders ausbreiten sollen, Diese aber nachher sich im Gewissen verbunden erachteten, von den ihnen vorgeschriebenen Lehren abzuweichen. Diesen Fall, der so oft zu lauten und hitzigen Streitigkeiten Gelegenheit gegeben, habe ich im vorigen Abschnitte umständlich berührt, und nach meinen Grundsätzen zu erörtern gesucht. Auf das angeführte Gleichniß aber scheint er mir eben so wenig zu passen. Man erinnere sich des Unterschiedes, den ich gemacht, zwischen Handlungen, die als Handlungen verlangt werden, und solchen, die bloß als Zeichen der Gesinnungen gelten. Eine Vorhaut ist abgeschnitten, der Beschneider mag von dem Gebrauche selbst denken und glauben, was er will, so wie ein Schuldherr, dem die Gerichte zu seiner Befriedigung verholfen, bezahlt ist, der Schuldner mag von der Pflicht zu bezahlen, denken, wie er will. Wie kann aber hievon die Anwendung auf den Lehrer der Religionswahrheiten gemacht werden, dessen Lehren sicherlich wenig Frommen bringen, wenn nicht Geist und Herz damit übereinstimmen, wenn sie nicht aus innerer Ueberzeugung fließen? — Ich habe bereits an dem angeführten Orte zu erkennen gegeben, daß ich mich nicht getraue, einem auf diese Weise in die Enge getriebenen Lehrer vorzuschreiben, wie er sich als rechtschaffener Mann zu verhalten habe; oder Vorwürfe zu machen, wenn er sich anders verhält, und daß nach meinem Bedünken alles auf Zeit, Umstände und Verfassung ankomme, in welchen er sich befindet. Wer darf hier über die Gewissenhaftigkeit seines Nächsten den Stab brechen? Wer ihr zu einer so kritischen Entscheidung eine Wage aufdringen, die sie vielleicht nicht für die richtige erkennt?

Indessen liegt diese Untersuchung nicht so ganz auf meinem Wege, und hat wenig mit den beiden Fragen gemein, auf welche Alles ankömmt, und die ich hier abermals wiederhole.

„1) Gibt es, nach dem Gesetze der Vernunft, Rechte auf Personen und Dinge, die mit Lehrmeinungen zusammenhängen, und durch das Einstimmen in dieselben erworben werden?"

„2) Können Verträge und Abkommnisse vollkommene Rechte erzeugen, Zwangspflichten hervor bringen, wo nicht, ohne allen Vertrag, schon unvollkommene Rechte und Gewissenspflichten da gewesen sind?"

Einer von diesen Sätzen muß aus dem Naturrechte erwiesen werden, wenn ich eines Irrthums überführt werden soll. Daß

man meine Behauptung neu und hart findet, thut nichts zur Sache, wenn ihr die Wahrheit nur nicht widerspricht. Noch ist mir kein Schriftsteller bekannt, der diese Fragen berührt, und in Anwendung auf Kirchenmacht und Bannrecht untersucht hätte. Sie gehen Alle von dem Punkte aus, daß es ein Jus circa sacra gebe; nur modelt es ein Jeder nach seiner Weise, und belehnet damit bald eine unsichtbare, bald diese oder jene sichtbare Person. Selbst Hobbes, der hierin sich am weitesten von den eingeführten Begriffen zu entfernen wagt, hat sich von dieser Idee nicht völlig loswinden können. Er gibt ein solches Recht zu, und sucht nur die Person auf, der man es mit dem geringsten Schaden zutrauen darf. Alle glauben, das Meteor sei sichtbar, und bemühen sich nur, nach verschiedenen Systemen die Höhe desselben zu bestimmen. Es wäre nichts Unerhörtes, wenn ein Unbefangener, der gerade auf den Ort hinschaute, wo es erscheinen soll, mit weit geringerer Fähigkeit, sich von der Wahrheit überführte: es sei überall kein solches Meteor zu sehen.

Ich komme zu einem weit wichtigern Einwurfe, der mir gemacht worden, und der hauptsächlich diese Schrift veranlaßt hat. Abermals ohne meine Gründe zu widerlegen, hat man ihnen die geheiligte Autorität der mosaischen Religion, zu welcher ich mich bekenne, entgegen gesetzt. Was sind die Gesetze Moses anders, als ein System von religiöser Regierung, von Macht und Recht der Religion? „Die Vernunft mag es gut heißen," drückt sich ein ungenannter Schriftsteller*) hierüber aus, „daß alles Kirchenrecht und die Macht eines geistlichen Gerichtes, wodurch Meinungen erzwungen, oder eingeschränkt werden, eine begrifflose Sache ist, daß kein Fall zu erdenken, wodurch so ein Gesetz gegründet sei, daß die Kunst nichts schaffen könne, wozu die Natur nicht den Keim hervorgebracht habe — aber so vernunftmäßig dieses Alles sein mag, was Sie darüber sagen," redet er mich an, so geradezu widerspricht es dem Glauben Ihrer Väter im engern Verstande, und den Grundsätzen der Kirche, welche nicht bloß von den Commentaristen angenommen, sondern selbst in den Büchern Mose ausdrücklich festgesetzt sind.

---

*) Das Forschen nach Licht und Recht, in einem Schreiben an Herrn M. Mendelssohn. Berlin 1782.

Nach der gesunden Vernunft findet gar kein Gottesdienst ohne Ueberzeugung Statt, und jede erzwungene gottesdienstliche Handlung hört das auf zu sein. Befolgung göttlicher Gebote aus Furcht vor der darauf gesetzten Strafe ist Sklavendienst, der nach reinen Begriffen nimmermehr Gott gefällig sein kann. Indessen ist es wahr, daß Moses Zwang und positive Strafen an Nichtbeobachtung gottesdienstlicher Pflichten bindet. Sein statutarisches Kirchenrecht befiehlt den Sabbathsübertreter, den Lästerer des göttlichen Namens und andere Abweichende von seinem Gesetze mit Steinigung und Tode zu bestrafen." — — „Das ganze Kirchensystem Mose," spricht er an einer andern Stelle, „war nicht nur Unterricht und Anweisung zu Pflichten, sondern es war zugleich mit dem strengsten Kirchenrechte verbunden. Der Arm der Kirche war mit dem Schwerte des Fluchs bewaffnet. — Verflucht, heißt es, wer nicht hält alle Worte dieses Gesetzes, daß er darnach thue u. s. w. — Und dieser Fluch war in den Händen der ersten Diener der Kirche. — Das bewaffnete Kirchenrecht ist immer einer der vorzüglichsten Grundsteine der jüdischen Religion selbst, und ein Hauptartikel in dem Glaubenssystem Ihrer Väter. In wie fern können Sie, mein theurer Herr Mendelssohn, bei dem Glauben Ihrer Väter beharren, und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern, wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten?"

Dieser Einwurf dringet an das Herz. Ich muß gestehen, daß die Begriffe, die hier vom Judenthume gegeben werden, bis auf einige Unbehutsamkeit im Ausdrucke, selbst von vielen meiner Religionsbrüder dafür angenommen werden. Wäre nun dem in Wahrheit also, und ich davon überführt, so würde ich allerdings meine Sätze mit Beschämung zurücknehmen, und die Vernunft unter dem Joche des Glaubens — doch nein! was sollte ich heucheln? Autorität kann demüthigen, aber nicht belehren; sie kann die Vernunft niederschlagen, aber nicht fesseln. Stünde das Wort Gottes mit meiner Vernunft in einem so offenbaren Widerspruche, so würde ich der letztern höchstens Stillschweigen gebieten können; aber meine nicht widerlegten Gründe würden im geheimsten Winkel meines Hrrzens nichts desto weniger wiederkehren, sich in beunruhigende Zweifel verwandeln, und die Zweifel sich in kindliche Gebete, in inbrünsti-

ges Flehen um Erleuchtung auflösen. Ich würde mit dem Psalmisten anrufen:

Herr, sende mir dein Licht, deine Wahrheit,
Daß sie mich leiten, und bringen,
Zu deinem heiligen Berge, zu deinem Ruhesitze!

Hart und kränkend aber ist es in allen Fällen, wenn man mit dem ungenannten Forscher nach Licht und Wahrheit, und dem sich nennenden Herrn Mörschel, der die Schrift des Forschers mit einer Nachschrift begleitet hat, mir die gehässige Absicht zuschreibt, die Religion, zu welcher ich mich bekenne, umzustoßen, und ihr, wo nicht ausdrücklich, doch gleichsam unter der Hand zu entsagen. Dergleichen Consequenzerei sollte aus dem Umgange der Gelehrten auf ewig verbannt sein. Nicht Jeder, der sich zu einer Meinung versteht, versteht sich zugleich zu allen Folgen derselben, und wenn sie auch noch so richtig aus derselben hergeleitet werden. Aufbürdungen von dieser Art sind gehässig, und führen nur zu Verbitterung und Streitsucht, dabei die Wahrheit selten gewinnt.

Ja, der Forscher geht so weit, mich folgender Gestalt anzureden: „Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an sie ergangenen Lavater'schen Wünsche sein? Unstreitig haben Sie nach jener Veranlassung der Sache des Christenthums näher nachgedacht, und den Werth der in mannichfaltigen Gestalten und Modificationen vor ihren Augen liegenden christlichen Religionssysteme mit der Unparteilichkeit eines unbestechbaren Wahrheitsforschers genauer gewogen. Vielleicht sind Sie jetzt dem Glauben der Christen näher getreten, indem Sie die Knechtschaft eiserner Kirchenbande sich entrissen und das Freiheitssystem des vernünftigern Gottesdienstes nunmehr selbst lehren, welches das eigentliche Gepräge der christlichen Gottesverehrung ausmacht, nach welchem wir dem Zwange und lästigen Ceremonien entronnen sind, und den wahren Gottesdienst weder an Samaria noch an Jerusalem binden, sondern das Wesen der Religion darin setzen, daß nach den Worten unsers Lehrers die wahrhaftigen Anbeter Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Feierlich und pathetisch genug ist diese Ansinnung vorgebracht. — Allein, Lieber! soll ich diesen Schritt thun, ohne vorher zu überlegen, ob er mich auch wirklich aus der Verwirrung ziehen wird, in welcher ich mich Ihrer Meinung nach befinde?

Wenn es wahr ist, daß die Ecksteine meines Hauses austreten, und das Gebäude einzustürzen drohet, ist es wohlgethan, wenn ich meine Habseligkeit aus dem untersten Stockwerke in das oberste rette? Bin ich da sicherer? Nun ist das Christenthum, wie Sie wissen, auf dem Judenthume gebauet, und muß nothwendig, wenn Dieses fällt, mit ihm über einen Haufen stürzen. Sie sagen, meine Schlußfolge untergrabe den Grund des Judenthums, und bieten mir die Sicherheit Ihres obersten Stockwerkes an; muß ich nicht glauben, daß Sie meiner spotten? Sicherlich! Der Christ, dem es um Licht und Wahrheit im Ernste zu thun ist, wird beim Anscheine eines Widerspruches zwischen Wahrheit und Wahrheit, zwischen Schrift und Vernunft, nicht den Juden zum Kampfe auffordern, sondern mit ihm gemeinschaftlich den Ungrund des Widerspruches zu entdecken suchen. Es gehet ihrer beiden Sache an. Was sie unter sich auszumachen haben, mag auf eine andere Zeit ausgesetzt bleiben. Vorjetzt müssen sie mit vereinigten Kräften die Gefahr abwenden, und entweder den Fehlschluß der Vernunft entdecken, oder zeigen, daß es bloß ein Scheinwiderspruch sei, der sie erschreckt hat.

So könnte ich nun der Schlinge ausweichen, ohne mich mit dem Forscher in weitere Untersuchung einzulassen. Allein was würde mir der Winkelzug helfen? Sein Gefährte, Herr Mörschel, hat, ohne mich persönlich zu kennen, mir allzutief ins Spiel gesehen. „Er hat," wie er versichert, „in der gerügten Vorrede bloß Merkmale entdeckt, um welcher willen er mich eben so weit entfernt von der Religion, in welcher ich geboren worden, als von der, die er von seinen Vätern empfing, halten zu können glaubt." Zum Beweise seiner Vermuthung führt er aus derselben, außer der Hinweisung auf S. IV, Z. 21 (wo ich Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion in einer Zeile zusammen nenne, und für Alle Toleranz fordere) — S. V, Z. 8 (in welcher ich abermals von Duldung der Naturalisten rede) und endlich S. XXXVII, Z. 13 (wo ich von ewigen Wahrheiten rede, die die Religion lehren soll), folgende Stelle wörtlich an: „Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Thüren. Sie hat von Innen nichts zu verwahren, und von Außen Niemanden den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben, oder gar Antheil nehmen will, ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen." Man sieht, daß nach Herrn Mör-

schels Meinung, kein Anhänger der Offenbarung so laut um Duldung der Naturalisten anhalte, so laut von ewigen Wahrheiten sprechen würde, die die Religion lehren soll, und daß ein wahrer Christ oder Jude Bedenken tragen müsse, sein Bethaus ein Andachtshaus der Vernunft zu nennen. Was ihn auf diese Gedanken gebracht haben könne, begreife ich nun zwar nicht, indessen enthalten sie doch den ganzen Grund zu seiner Vermuthung, und veranlassen ihn, wie er sich ausdrückt, nicht mich aufzufordern, mich zu „der Religion zu bekennen, die er bekennt, oder sie zu widerlegen, wofern ich ihr nicht beizutreten im Stande bin, sondern mich im Namen Aller, denen Wahrheit am Herzen liegt, zu bitten, mich in Ansehung Dessen, was immer dem Menschen das Wichtigste sein muß, deutlich und bestimmt zu erklären." Er hat zwar, wie er versichert, die Absicht nicht, mich zu bekehren, möchte auch nicht gern Veranlassung zu Einwürfen gegen die Religion sein, von der er Zufriedenheit in diesem Leben, und unbegrenztes Glück nach demselben erwartet, aber er möchte doch gern — Was weiß ichs, was der liebe Mann Alles nicht möchte, und indessen doch möchte. — Vorerst also zur Beruhigung dieses gutherzigen Briefschreibers: Ich habe die christliche Religion niemals öffentlich bestritten, und werde mich auch mit wahren Anhängern derselben niemalen in Streit einlassen. Und damit man mir nicht abermals Schuld gebe, ich wolle durch dergleichen Erklärung gleichsam zu verstehen geben, ich hätte gar wol siegreiche Waffen in Händen, diesen Glauben, wenn ich wollte, zu bestreiten, die Juden besäßen etwa geheime Nachrichten, unbekannt gewordene Actenstücke, wodurch die Thatsachen in einem andern Lichte erscheinen, als sie von Christen vorgetragen werden, und dergleichen Vorspiegelungen, die man uns hat zutrauen, oder andichten wollen; um allen Verdacht von dieser Art ein für allemal zu entfernen, so bezeuge ich hiermit vor den Augen des Publicums, daß ich wenigstens nichts Neues wider den Glauben der Christen vorzubringen habe, daß wir, so viel ich weiß, keine anderen Nachrichten von der Geschichtssache wissen, keine anderen Actenstücke aufzuweisen haben, als die allgemein bekannt sind, daß ich also von meiner Seite nichts vorzubringen habe, das nicht schon unzählige Male von Juden und Naturalisten gesagt und wiederholt, und von der Gegenpartei beantwortet und wiederholt worden sei. Mich dünkt, es sei in so vielen Jahrhunderten, und insbesondere in unserm schreibseligen

Jahrhundert, genug in der Sache replicirt und duplicirt worden. Es ist einmal Zeit, da die Parteien nichts Neues mehr anzubringen haben, die Acten zu schließen. Wer Augen hat, der sehe; wer Vernunft hat, der prüfe, und lebe nach seiner Ueberzeugung. Was nützt es, daß die Rüstigen am Wege stehen, und jedem Vorübergehenden den Kampf anbieten? Allzuvieles Gerede von einer Sache klärt in derselben nichts auf, und verdunkelt vielmehr noch den schwachen Schein der Wahrheit. Ihr dürfet von welchem Satze Ihr wollet, nur oft und lange dafür und dawider reden und schreiben und streiten, und könnet versichert sein, daß er von seiner etwaigen Evidenz immer mehr und mehr verlieren wird. Das allzugroße Detail verhindert das Ueberschauen des Ganzen. Herr Mörschel hat also nichts zu besorgen. Durch mich soll er sicherlich nicht die Veranlassung zu Einwürfen gegen eine Religion werden, von der so Viele meiner Nebenmenschen Zufriedenheit in diesem Leben und unbegrenztes Glück nach demselben erwarten.

Ich muß aber auch seinem spähenden Blicke Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat zum Theil nicht unrecht gesehen. Es ist wahr: Ich erkenne keine andere ewige Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte dargethan und bewährt werden können. Nur darin täuscht ihn ein unrichtiger Begriff vom Judenthum, wenn er glaubt, ich könne Dieses nicht behaupten, ohne von der Religion meiner Väter abzuweichen. Ich halte Dieses vielmehr für einen wesentlichen Punkt der jüdischen Religion, und glaube, daß diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen ihr und der christlichen Religion ausmache. Um es mit einem Worte zu sagen: ich glaube, das Judenthum wisse von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem Dieses von den Christen genommen wird. Die Israeliten haben göttliche Gesetzgebung, Gesetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, wie sie sich zu verhalten haben, um zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu gelangen; dergleichen Sätze und Vorschriften sind ihnen durch Mosen auf eine wunderbare und übernatürliche Weise geoffenbart worden; aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbaret der Ewige uns, wie allen übrigen Menschen, allezeit durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schriftzeichen.

Ich besorge, daß Dieses auffallen, und manchem Leser abermals neu und hart scheinen dürfte. Man hat auf diesen Unterschied immer wenig Acht gehabt; man hat übernatürliche Gesetzgebung für übernatürliche Religionsoffenbarung genommen, und vom Judenthume so gesprochen, als sei es bloß eine frühere Offenbarung religiöser Sätze und Lehren, die zum Heile des Menschen nothwendig sind. Ich werde mich also etwas weitläufig zu erklären haben, und um nicht mißverstanden zu werden, zu früheren Begriffen hinaufsteigen müssen, um mit meinem Leser aus demselben Standpunkte auszugehen, und gleichen Schritt halten zu können.

Man nennt ewige Wahrheiten diejenigen Sätze, welche der Zeit nicht unterworfen sind, und in Ewigkeit dieselben bleiben. Diese sind entweder nothwendig, an und für sich selbst unveränderlich, oder zufällig; das heißt, ihre Beständigkeit gründet sich entweder auf ihr Wesen, sie sind deswegen so und nicht anders wahr, weil sie so und nicht anders denkbar sind, oder auf ihre Wirklichkeit: sie sind deswegen allgemein wahr, deswegen so und nicht anders, weil sie so und nicht anders wirklich geworden, weil sie, unter allen möglichen ihrer Art, so und nicht anders die besten sind. Mit andern Worten: Sowol die nothwendigen, als die zufälligen Wahrheiten fließen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Quelle aller Wahrheit; jene aus dem Verstande, diese aus dem Willen Gottes. Die Sätze der nothwendigen Wahrheit sind wahr, weil sie Gott so und nicht anders sich vorstellt; der zufälligen, weil sie Gott so und nicht anders gut gefunden, und seiner Weisheit gemäß betrachtet hat. Beispiele der ersteren Gattung sind die Sätze der reinen Mathematik und der Vernunftkunst; Beispiele der letzteren die allgemeinen Sätze der Physik und der Geisterlehre, die Gesetze der Natur, nach welchen dieses Weltall, Körper- und Geisterwelt regiert wird. Die ersten sind auch der Allmacht unveränderlich, weil Gott seinen unveränderlichen Verstand nicht veränderlich machen kann; die letzteren hingegen sind dem Willen Gottes unterworfen, und nur in so weit unveränderlich, als es seinem heiligen Willen gefällt; das heißt, in so weit sie seinen Absichten entsprechen. Seine Allmacht konnte andere Gesetze an ihre Stelle einführen, und kann, so oft es nützlich ist, Ausnahmen Statt finden lassen.

Außer diesen ewigen Wahrheiten gibt es noch zeitliche,

Geschichtswahrheiten; Dinge, die sich zu einer Zeit zugetragen, und vielleicht niemals wiederkommen; Sätze, die durch einen Zusammenfluß von Ursachen und Wirkungen in einem Punkte der Zeit und des Raumes wahr geworden, und also von diesem Punkte der Zeit und des Raumes nur als wahr gedacht werden können. Von dieser Art sind alle Wahrheiten der Geschichte in ihrem weitesten Umfange; Dinge der Vorwelt, die sich einst zugetragen, und uns erzählt werden, die wir aber selbst nie wahrnehmen können.

So wie diese Klassen der Sätze und Wahrheiten ihrer Natur nach verschieden sind, so sind es auch in Ansehung ihrer Ueberzeugungsmittel, oder in der Art und Weise, wie die Menschen sich und Andere davon überführen. Die Lehren der ersten Gattung, oder die nothwendigen Wahrheiten gründen sich auf Vernunft, d. i. auf unveränderlichen Zusammenhang und wesentliche Verbindung zwischen den Begriffen, vermöge welcher sie sich einander entweder voraussetzen, oder ausschließen. Von dieser Art sind alle mathematische und logische Beweise. Sie zeigen alle die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, gewisse Begriffe in Verbindung zu denken. Wer seinen Nebenmenschen davon unterrichten will, muß sie nicht seinem Glauben empfehlen, sondern seiner Vernunft gleichsam aufdringen; nicht Autoritäten anführen, und sich auf die Glaubwürdigkeit der Männer berufen, die eben Dasselbe behauptet haben, sondern die Begriffe selbst in ihre Merkmale zerlegen, und seinem Lehrlinge stückweise so lange vorhalten, bis sein innerer Sinn ihre Fugen und Verbindungen wahrnimmt. Der Unterricht, den wir hierin Andern geben können, besteht, wie Sokrates gar wohl gesagt, bloß in einer Art von Geburtshülfe. Wir können nichts in ihren Geist hinein legen, das er nicht schon wirklich hat; aber wir können ihm die Anstrengung erleichtern, die es kostet, das Verborgene an das Licht zu bringen; das heißt, das Unbemerkte bemerkbar und anschaulich zu machen.

Zu den Wahrheiten der zwoten Klasse wird, außer der Vernunft, auch noch Beobachtung erfordert. Wollen wir wissen, welche Gesetze der Schöpfer seiner Schöpfung vorgeschrieben, nach welchen allgemeinen Regeln die Veränderungen in derselben vorgehen, so müssen wir einzelne Fälle erfahren, beobachten, versuchen; das heißt, zuvörderst die Evidenz der Sinne brauchen und hernach durch die Vernunft aus mehreren besondern Fällen Das-

jenige herausbringen, was sie gemein haben. Hier werden wir zwar Manches schon auf Glauben und Ansehen von Andern annehmen müssen. Unsere Lebenszeit reicht nicht hin, Alles selbst zu erfahren, und wir müssen in vielen Fällen uns auf glaubhafte Nebenmenschen verlassen, die Beobachtungen und Versuche, die sie angestellt zu haben vorgeben, als wahr voraussetzen. Wir trauen ihnen aber nur, in so weit wir wissen und überführt sind, daß die Gegenstände noch immer vorhanden sind, und die Versuche und Beobachtungen von uns oder von Andern, die Gelegenheit und Fähigkeit dazu haben, wiederholt und geprüft werden können. Ja, wenn das Resultat wichtig wird, und einen merklichen Einfluß auf unsere oder Anderer Glückseligkeit hat, so beruhigen wir uns schon weit weniger bei der Aussage der glaubhaftesten Zeugen, die uns die Versuche und Beobachtungen erzählen, sondern suchen Gelegenheit, sie selbst zu wiederholen und uns durch ihre eigene Evidenz von denselben überführen. So können die Siameser z. B. allerdings dem Berichte der Europäer trauen, daß in ihrer Weltgegend das Wasser zu gewissen Zeiten hart werde, und schwere Lasten trage. Sie können Dieses auf Glauben annehmen, und allenfalls in ihren Lehrbüchern der Physik als ausgemacht vortragen, in der Voraussetzung, daß die Beobachtung noch immer wiederholt und bewährt werden kann. Wenn es indessen zur Lebensgefahr käme, wenn sie jetzt diesem hart gewordenen Elemente sich selbst oder die Ihrigen anvertrauen sollten, so würden sie sich bei dem Zeugnisse schon weit weniger beruhigeu können, sondern durch mancherlei eigene Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche von der Wahrheit zu überführen haben.

Hingegen die Geschichtswahrheiten, die Stellen, die gleichsam im Buche der Natur nur einmal vorkommen, müssen durch sie selbst erläutert werden, oder bleiben unverständlich; das heißt, sie können nur von Denenjenigen vermittelst der Sinne wahrgenommen werden, die zu der Zeit und an dem Orte zugegen gewesen, als sie sich in der Natur zugetragen haben. Von jedem Andern müssen sie auf Autorität und Zeugniß angenommen werden, und zwar die zu einer andern Zeit leben, müssen sich schlechterdings auf die Glaubhaftigkeit des Zeugnisses verlassen. Denn das Bezeugte ist nicht mehr. Der Gegenstand und dessen unmittelbare Beobachtung, an die sie etwa appelliren wollen, sind in der Natur nicht mehr anzutreffen. Die Sinne können sich von der

Wahrheit nicht überführen. Das Ansehen des Erzählers und seine Glaubhaftigkeit machen die einzige Evidenz in historischen Dingen. Ohne Zeugniß können wir von keiner Geschichtswahrheit überführt werden. Ohne Autorität verschwindet die Wahrheit der Geschichte mit dem Geschehenen selbst.

So oft es nun den Absichten Gottes gemäß ist, daß die Menschen von irgend einer Wahrheit überführt sein sollen, so verleiht ihnen seine Weisheit auch die schicklichsten Mittel, zu derselben zu gelangen. Ist es eine nothwendige Wahrheit, so verleiht sie den dazu erforderlichen Grad der Vernunft. Soll ihnen ein Naturgesetz bekannt werden, so gibt sie ihnen den Geist der Beobachtung; und soll eine Geschichtswahrheit der Nachwelt aufbehalten werden, so bestätigt sie ihre historische Gewißheit, und setzt die Glaubwürdigkeit der Erzähler über alle Zweifel hinweg. Bloß in Absicht auf Geschichtswahrheiten, dünkt mich, sei es der allerhöchsten Weisheit anständig, die Menschen auf menschliche Weise, d. i. durch Worte und Schrift, zu unterrichten, und wo es zur Bewährung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erforderlich war, außerordentliche Dinge und Wunder in der Natur geschehen zu lassen. Jene ewigen Wahrheiten hingegen, in so weit sie zum Heile und zur Glückseligkeit der Menschen nützlich sind, lehrt Gott auf eine der Gottheit gemäßere Weise, nicht durch Laut und Schriftzeichen, die hier und da, Diesem und Jenem verständlich sind, sondern durch die Schöpfung selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die allen Menschen leserlich und verständlich sind. Er bestätigt sie auch nicht durch Wunder, die nur historischen Glauben bewirken, sondern erweckt den von ihm erschaffenen Geist, und gibt ihm Gelegenheit, jene Verhältnisse der Dinge zu beobachten, sich selbst zu beobachten, und von den Wahrheiten zu überzeugen, die er hienieden zu erkennen bestimmt ist.

Ich glaube also nicht, daß die Kräfte der menschlichen Vernunft nicht hinreichen, sie von den ewigen Wahrheiten zu überführen, die zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, und daß Gott ihnen solche auf eine übernatürliche Weise habe offenbaren müssen. Die Dieses behaupten, sprechen der Allmacht oder der Güte Gottes auf der andern Seite ab, was sie auf der einen Seite seiner Güte zuzulegen glauben. Er war, nach ihrer Meinung, gütig genug, den Menschen diejenigen Wahr-

heiten zu offenbaren, von welchen ihre Glückseligkeit abhängt; aber nicht allmächtig, oder nicht gütig genug, ihnen selbst die Kräfte zu verleihen, solche zu entdecken. Zudem macht man durch diese Behauptung die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung allgemeiner, als die Offenbarung selbst. Wenn denn das menschliche Geschlecht ohne Offenbarung verderbt und elend sein müßte, warum hat denn der bei weitem größere Theil desselben von jeher ohne wahre Offenbarung gelebt, oder warum müssen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Tröster zu senden, die ihnen Botschaft bringen sollen, ohne welche sie, dieser Meinung nach, weder tugendhaft, noch glückselig leben können? ihnen Botschaft zu bringen, die sie ihren Umständen, und der Lage ihrer Erkenntniß nach, weder recht verstehen noch gehörig brauchen können?

Nach den Begriffen des wahren Judenthumes sind alle Bewohner der Erde zur Glückseligkeit berufen, und die Mittel derselben so ausgebreitet, als die Menschheit selbst, so milde ausgespendet, als die Mittel, sich des Hungers und anderer Naturbedürfnisse zu erwehren. Hier der rohen Natur überlassen, die ihre Kraft innerlich empfindet und sich derselben bedient, ohne sich in Wort und Vortrag anders, als höchst mangelhaft, und gleichsam stammelnd, auslassen zu können; dort durch Wissenschaft und Kunst unterstützt, hellglänzend durch Worte Bilder, und Gleichnisse, durch welche die Wahrnehmungen des Sinnes in deutliche Zeichenerkenntniß verwandelt und aufgestellt werden. So oft es nützlich war, hat die Vorsehung unter jeder Nation der Erde weise Männer aufstehen lassen, und ihnen die Gabe verliehen, mit hellerem Auge in sich selbst, und um sich her zu schauen, die Werke Gottes zu betrachten und ihre Erkenntnisse Andern mitzutheilen. Aber nicht zu allen Zeiten ist Dieses nöthig oder nützlich. Sehr oft reicht, wie der Psalmist sagt, das Lallen der Kinder und Säuglinge hin, den Feind zu beschämen. Der einfältig lebende Mensch hat sich die Einwürfe noch nicht erkünstelt, die den Sophisten so sehr verwirren. Ihm ist das Wort Natur, der bloße Schall, noch nicht zu einem Wesen geworden, das die Gottheit verdrängen will. Er weiß sogar noch wenig von dem Unterschiede zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wirkung, und hört und sieht vielmehr die Alles belebende Kraft der Gottheit überall, in jeder aufgehenden Sonne, in jedem Regen, der niederfällt, in jeder Blume, die

aufblühet, und in jedem Lamme, das auf der Wiese weidet und sich seines Daseins freut. Diese Vorstellungsart hat etwas Fehlerhaftes, allein sie führt unmittelbar zur Erkenntniß eines unsichtbaren, allmächtigen Wesens, dem wir alles Gute, das wir genießen, zu verdanken haben. Sobald aber ein Epikur oder Lucrez, ein Helvetius oder Hume das Unvollständige in dieser Vorstellungsart rügt, und (welches der menschlichen Schwachheit zu gute zu halten ist) auf der andern Seite ausschweift, und mit dem Worte Natur ein täuschendes Spiel treiben will, so erweckt die Vorsehung wiederum andere Männer im Volke, die Vorurtheil von Wahrheit trennen, das Uebertriebene von beiden Seiten berichtigen, und zeigen, daß die Wahrheit Bestand habe, wenn auch das Vorurtheil verworfen wird. Im Grunde ist es immer noch derselbe Stoff; dort mit allen rohen, aber kraftvollen Säften, die ihm die Natur gibt; hier mit dem verfeinerten Wohlgeschmacke der Kunst, zur Verdauung leichter, aber auch nur für Schwächliche. Das Thun und Lassen der Menschen und die Sittlichkeit ihres Lebenswandels hat sich von jener rohen Vorstellungsart, im Ganzen genommen, vielleicht eben so gute Folgen zu versprechen, als von diesen verfeinerten und gereinigten Begriffen. Manches Volk ist von der Vorsehung bestimmt, diesen Kreislauf der Begriffe durchzuwandern, ja zuweilen mehr als einmal durchzuwandern; aber vielleicht bleibt das Maaß und Gewicht seiner Sittlichkeit in allen diesen mannichfaltigen Epochen, im Ganzen genommen, ungefähr dasselbe.

Ich für meinen Theil habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechtes, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weiß nicht, welchem Geschichtsforscher der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellt sich das collective Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hierher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, saugt an der Brust, oder lebt von Rahm und Milch; dort in männlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch der Rinder, und an einem andern Orte am Stabe und schon wieder ohne Zähne. Der Fortgang ist für den einzelnen Menschen, dem die Vorsehung beschieden, einen Theil seiner Ewigkeit hier auf

Erden zuzubringen. Jeder geht das Leben hindurch seinen eigenen Weg; Diesen führt der Weg über Blumen und Wiesen, Jenen über wüste Ebenen oder über steile Berge und gefahrvolle Klüfte. Aber Alle kommen auf der Reise weiter, und gehen ihres Weges zur Glückseligkeit, zu welcher sie beschieden sind. Aber daß auch das Ganze, die Menschheit hienieden, in der Folge der Zeiten immer vorwärts rücken und sich vervollkommnen soll, Dieses scheint mir der Zweck der Vorsehung nicht gewesen zu sein; wenigstens ist Dieses so ausgemacht, und zur Rettung der Vorsehung Gottes bei Weitem so nothwendig nicht, als man sich vorzustellen pflegt.

Daß wir doch immer wider alle Theorie und Hypothesen uns sträuben, und von Thatsachen reden, nichts als von Thatsachen hören wollen, und uns gerade da am Wenigsten nach Thatsachen umsehen, wo es am Meisten darauf ankömmt. Ihr wollet errathen, was für Absichten die Vorsehung mit der Menschheit hat? Schmiedet keine Hypothesen; schauet nur umher auf Das, was wirklich geschieht, und, wenn Ihr einen Ueberblick auf die Geschichte aller Zeiten werfen könnet, auf Das, was von jeher geschehen ist. Dieses ist Thatsache, Dieses muß zur Absicht gehört haben, muß in dem Plane der Weisheit genehmiget, oder wenigstens mit aufgenommen worden sein. Die Vorsehung verfehlt ihres Endzweckes nie. Was wirklich geschieht, muß von jeher ihre Absicht gewesen sein, oder dazu gehört haben. Nun findet Ihr, in Absicht auf das gesammte Menschengeschlecht, keinen beständigen Fortschritt in der Ausbildung, der sich der Vollkommenheit immer näherte. Vielmehr sehen wir das Menschengeschlecht im Ganzen kleine Schwingungen machen, und es that nie einige Schritte vorwärts, ohne bald nachher, mit gedoppelter Geschwindigkeit, in seinen vorigen Stand zurück zu gleiten. Die mehrsten Nationen der Erde leben viele Jahrhunderte auf derselben Stufe von Cultur, in demselben dämmernden Lichte, das unseren verwöhnten Augen viel zu schwach scheint. Je zuweilen entzündet sich ein Punkt in der großen Masse, wird zum glänzenden Gestirne, und durchwandelt eine Laufbahn, die ihn nach einer bald kurzen, bald längern Periode zurück führt, und wiederum an seinen Ort des Stillstandes, oder nicht weit davon, absetzt. Der Mensch geht weiter, aber die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken, auf und nieder, behält aber im Ganzen betrachtet, in allen Perioden der Zeit ungefähr

dieselbe Stufe der Sittlichkeit, dasselbe Maaß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, von Glückseligkeit und Elend; dasselbe Resultat, wenn Gleiches mit Gleichem in Berechnung gebracht wird; von allen diesen Gütern und Uebeln so viel, als zum Durchgange der einzelnen Menschen erforderlich war, damit diese hienieden erzogen werden, und sich der Vollkommenheit so viel nähern mögen, als einem Jeden beschieden und zugetheilt worden.

Ich komme wieder zu meiner vorigen Bemerkung. Das Judenthum rühmt sich keiner ausschließenden Offenbarung ewiger Wahrheiten, die zur Seligkeit unentbehrlich sind; keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem man dieses Wort zu nehmen gewohnt ist. Ein Anderes ist geoffenbarte Religion; ein Anderes geoffenbarte Gesetzgebung. Die Stimme, die sich an jenem großen Tage auf Sinai hören ließ, rief nicht: „Ich bin der Ewige, dein Gott! das nothwendige, selbständige Wesen, das allmächtig ist und allwissend, das den Menschen in einem zukünftigen Leben vergilt, nach ihrem Thun.“ Dieses ist allgemeine Menschenreligion, nicht Judenthum, und allgemeine Menschenreligion, ohne welche die Menschen weder tugendhaft sind, noch glückselig werden können, sollte hier nicht geoffenbart werden, konnte im Grunde nicht; denn wen sollte die Donnerstimme und der Posaunenklang von jenen ewigen Heilslehren überführen? Sicherlich den gedankenlosen Thiermenschen nicht, den seine eigene Betrachtung noch nicht auf das Dasein eines unsichtbaren Wesens geführt hat, das dieses Sichtbare regiert. Diesem würde die Wunderstimme keine Begriffe eingegeben, also nicht überzeugt haben. Den Sophisten noch weniger, dem so viele Zweifel und Grübeleien vor dem Gehöre sausen, daß er die Stimme des gesunden Menschenverstandes nicht mehr wahrnimmt. Dieser fordert Vernunftgründe, keine Wunderdinge. Und wenn der Religionslehrer alle Todten aus dem Staube erweckt, die jemals auf demselben gestanden haben, um eine ewige Wahrheit dadurch zu bestätigen: der Zweifler spricht: Der Lehrer hat viele Todten erweckt, aber von der ewigen Wahrheit weiß ich nicht mehr als vorhin. Ich weiß nunmehr, daß Jemand außerordentliche Dinge thun und hören lassen kann, aber dergleichen Wesen kann es mehrere geben, die sich eben jetzt zu offenbaren, nicht für gut finden, und wie weit ist alles Dieses noch von der unendlich erhabenen Idee einer

einzigen, ewigen Gottheit, die dieses ganze Weltall, nach ihrem unumschränkten Willen regiert, und die geheimsten Gedanken der Menschen durchschauet, um ihre Handlungen, wo nicht hier, doch in jener Zukunft, nach Verdienst zu belohnen? — Wer Dieses nicht wußte, wer von diesen zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlichen Wahrheiten nicht durchdrungen, und so vorbereitet zum heiligen Berge hintrat, den konnten die großen wundervollen Anstalten betäuben und niederschlagen, aber nicht eines Bessern belehren. — Nein! alles Dieses ward vorausgesetzt, ward vielleicht in den Vorbereitungstagen gelehrt, erörtert und durch menschliche Gründe außer Zweifel gesetzt, und nun rief die göttliche Stimme: „Ich bin der Ewige, dein Gott! der dich aus dem Lande Mizraim geführt, aus der Sklaverei befreiet hat" u. s. w. Eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung dieses Volkes gründen sollte, und Gesetze sollten hier geoffenbaret werden; Gebote, Verordnungen, keine ewigen Religionswahrheiten. „Ich bin der Ewige, dein Gott, der mit deinen Vätern Abraham, Isaak und Jacob einen Bund gemacht, und ihnen zugeschworen hat, aus ihrem Saamen eine mir eigene Nation zu bilden. Der Zeitpunkt ist endlich gekommen, da diese Verheißung in Erfüllung gehen soll. Ich habe Euch zu dem Ende aus der Sklaverei der Aegyptier erlöset, mit unerhörten Wundern und Zeichen erlöset. Ich bin Euer Erretter, Euer Oberhaupt und König, mache auch mit Euch einen Bund, und gebe Euch Gesetze, nach welchen Ihr in dem Lande, das ich Euch eingeben werde, leben und eine glückliche Nation sein sollet." Alles Dieses sind Geschichtswahrheiten, die ihrer Natur nach auf historischer Evidenz beruhen, durch Autorität bewährt werden müssen, und durch Wunder bekräftiget werden können.

Wunder und außerordentliche Zeichen sind nach dem Judenthume, keine Beweismittel für oder wider ewige Vernunftwahrheiten. Daher sind wir in der Schrift selbst angewiesen, wenn ein Prophet Dinge lehrt oder anräth, die ausgemachten Wahrheiten zuwider sind, und wenn er seine Sendung auch durch Wunder bekräftiget, ihm nicht zu gehorchen; ja den Wunderthäter zum Tode zu verurtheilen, wenn er zur Abgötterei verleiten will. Denn Wunder können nur Zeugnisse bewähren, Autoritäten unterstützen, Glaubhaftigkeit der Zeugen und Ueberlieferer bekräftigen; aber alle Zeugnisse und Autoritäten können keine

ausgemachte Vernunftwahrheit umstoßen, keine zweifelhafte über Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu setzen.

Ob nun gleich dieses göttliche Buch, das wir durch Mosen empfangen haben, eigentlich ein Gesetzbuch sein, und Verordnungen, Lebensregeln und Vorschriften enthalten soll, so schließt es gleichwol, wie bekannt, einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren mit ein, die mit den Gesetzen so innigst verbunden sind, daß sie nur Eins ausmachen. Alle Gesetze beziehen, oder gründen sich auf ewige Vernunftwahrheiten, oder erinnern und erwecken zum Nachdenken über dieselben, so daß unsere Rabbinen mit Recht sagen: Die Gesetze und Lehren verhalten sich gegen einander, wie Körper und Seele. Ich werde hiervon weiter unten ein Mehreres zu sagen Gelegenheit haben, und begnüge mich Dieses hier bloß als eine Thatsache voraus zu setzen, davon sich ein Jeder überführen kann, der die Gesetze Moses auch nur in irgend einer Uebersetzung zu dieser Absicht in die Hand nimmt. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehret auch, daß dieses göttliche Gesetzbuch, einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes Quelle des Erkenntnisses geworden, aus welcher sie neue Begriffe schöpfen, oder die alten berichtigen. Je mehr Ihr in demselben forschet, desto mehr erstaunet Ihr, über die Tiefe der Erkenntnisse, die darin verborgen liegen. Die Wahrheit bietet sich zwar in demselben, in der einfachsten Bekleidung gleichsam ohne Anspruch auf den ersten Anblick dar. Allein je näher Ihr hinzudringet, je reiner, unschuldiger, liebe- und sehnsuchtsvoller der Blick ist, mit welchem Ihr auf sie hinschauet, desto mehr entfaltet sie Euch von ihrer göttlichen Schönheit, die sie mit leichtem Flor verhüllt, um nicht von gemeinen unheiligen Augen entweihet zu werden. Allein alle diese vortrefflichen Lehrsätze werden dem Erkenntnisse dargestellt, der Betrachtung vorgelegt, ohne dem Glauben aufgedrungen zu werden. Unter allen Vorschriften und Verordnungen des mosaischen Gesetzes, lautet kein einziges: Du sollst glauben! oder nicht glauben, sondern Alle heißen: Du sollst thun, oder nicht thun! Dem Glauben wird nicht befohlen; denn der nimmt keine andere Befehle an, als die den Weg der Ueberzeugung zu ihm kommen. Alle Befehle des göttlichen Gesetzes sind an den Willen, an die Thatkraft der Menschen gerichtet. Ja, das Wort in der Grundsprache, das man durch den Glauben zu übersetzen pflegt, heißt an den mehrsten Stellen eigentlich

Vertrauen, Zuversicht, getroste Versicherung auf Zusage und Verheißung. Abraham vertraute dem Ewigen, und es ward ihm zur Gottseligkeit gerechnet (1 B. M. 15, 6). Die Israeliten sahen und hatten Zutrauen zu dem Ewigen und zu Mosen, seinem Diener (2. B. M. 14, 31). Wo von ewigen Vernunftwahrheiten die Rede ist, heißt es nicht glauben, sondern erkennen und wissen. Damit du erkennest, daß der Ewige wahrer Gott und außer ihm keiner sei (5. B. M. 4, 39). Erkenne also und nimm dir zu Sinne, daß der Herr allein Gott sei, oben im Himmel, so wie unten auf der Erde, und sonst Niemand (daselbst). Vernimm Israel! der Ewige, unser Gott ist ein einziges ewiges Wesen! (5. B. M. 6, 4). Nirgend wird gesagt: Glaube Israel, so wirst du gesegnet sein; zweifle nicht, Israel! oder diese und jene Strafe wird dich verfolgen. Gebot und Verbot, Belohnung und Strafen sind nur für Handlungen, für Thun und Lassen, die in des Menschen Willkür stehen, und durch Begriffe vom Guten und Bösen, also auch von Hoffnung und Furcht gelenkt werden. Glaube und Zweifel, Beifall und Widerspruch hingegen, richten sich nicht nach unserem Begehrungsvermögen, nicht nach Wunsch und Verlangen, nicht nach Fürchten und Hoffen, sondern nach unsrer Erkenntniß von Wahrheit und Unwahrheit.

Daher hat auch das alte Judenthum keine symbolischen Bücher, keine Glaubensartikel. Niemand durfte Symbola beschwören, Niemand ward auf Glaubensartikel beeidiget; ja, wir haben von Dem, was man Glaubenseide nennt, gar keinen Begriff, und müssen sie, nach dem Geiste des echten Judenthums für unstatthaft halten. Majemonides kam zuerst auf den Gedanken, die Religion seiner Väter auf eine gewisse Anzahl von Grundsätzen einzuschränken, damit die Religion, wie er zu verstehen gibt, so wie alle Wissenschaften, ihre Grundbegriffe habe, aus welchen alles Uebrige hergeleitet wird. Aus diesem bloß zufälligen Gedanken sind die dreizehn Artikel des jüdischen Katechismus entstanden, denen wir das Morgenlied Jigdal, und einige gute Schriften von Chisdai, Albo und Abarbanell zu verdanken haben. Dieses sind auch alle Folgen, die sie bisher gehabt haben. Zu Glaubensfesseln sind sie, Gottlob! noch nicht geschmiedet worden. Eisdai bestreitet sie und schlägt Abänderungen

vor; Albo schränkt ihre Anzahl ein, und will nur von drei Grundartikeln wissen, die mit denen, welche Herbert von Cherbury in spätern Zeiten zum Katechismus vorgeschlagen, ziemlich übereintreffen, und noch Andere, hauptsächlich Loria und seine Schüler, die neueren Kabbalisten, wollen gar keine bestimmte Anzahl von Fundamentallehren gelten lassen, und sprechen: In unserer Lehre ist alles fundamental. Indessen ward dieser Streit geführt, wie alle Streitigkeiten dieser Art geführt werden sollten; mit Ernst und Eifer, aber ohne Haß und Bitterkeit; und obschon die dreizehn Artikel des Majemonides von dem größten Theile der Nation angenommen worden sind, so hat doch meines Wissens noch niemand den Albo verketzert, daß er sie hat einschränken und auf weit allgemeinere Vernunftsätze zurückführen wollen. Hierin haben wir den wichtigen Ausspruch unserer Weisen noch nicht aus der Acht gelassen: „Obgleich Dieser löset, Jener bindet, so lehren sie doch beide Worte des lebendigen Gottes*)."

Im Grunde kömmt auch hier Alles auf den Unterschied zwischen Glauben und Wissen, Religionslehren und Religionsgeboten, an. Alles menschliche Wissen läßt sich allerdings auf wenige Fundamentalbegriffe einschränken, die zum Grunde gelegt werden. Je weniger, desto fester steht das Gebäude. Aber Gesetze leiden keine Abkürzung. In ihnen ist alles fundamental, und in so weit können wir mit Grunde sagen: Uns sind alle Worte der Schrift, alle Gebote und Verbote Gottes fundamental. Wollet ihr gleichwohl die Quintessenz daraus haben, so höret, wie jener größere Lehrer der Nation, Hillel der Aeltere, der vor der Zerstörung des zweiten Tempels lebte, sich dabei genommen. Ein Heide sprach, Rabbi, lehret mich das ganze Gesetz, indem ich auf einem Fuße stehe! Samai, an den er diese Zumuthung vorher ergehen ließ, hatte ihn mit Verachtung abgewiesen; allein der durch seine unüberwindliche

*) Ich habe so manchen Pedanten diesen Spruch zum Beweise anführen sehen, daß die Rabbinen den Satz des Widerspruches nicht glauben. Ich wünsche die Tage zu erleben, da alle Völker der Erde diese Ausnahme von dem allgemeinen Satze des Widerspruches werden gelten lassen: Der Fasttag des vierten und der Fasttag des zehnten Monats mag in Wonne- und Freudentag verwandelt werden, nur liebet Wahrheit und Frieden. (Zachar. 8. 19).

Gelassenheit und Sanftmuth berühmte Hillel sprach: Sohn! liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses ist der Text des Gesetzes; alles Uebrige ist Commentar. Nun gehe hin und lerne!

Ich habe nunmehr, zum Grundrisse des alten, ursprünglichen Judenthums, wie ich mir solches vorstelle, die Außenlinien entworfen; Lehrbegriffe und Gesetze, Gesinnungen und Handlungen. Jene waren nicht an Worte und Schriftzeichen gebunden, die für alle Menschen und Zeiten, unter allen Revolutionen der Sprachen, Sitten, Lebensart und Verhältnisse immer dieselben bleiben, uns immer dieselben steife Formen darbieten sollen, in welche wir unsere Begriffe nicht einzwängen können, ohne sie zu zerstümmeln. Sie wurden dem lebendigen, geistigen Unterrichte anvertrauet, der mit allen Veränderungen der Zeiten und Umstände gleichen Schritt halten, und nach dem Bedürfnisse, nach der Fähigkeit und Fassungskraft des Lehrlings abgeändert und gemodelt werden kann. Die Veranlassung zu diesem väterlichen Unterrichte fand man in dem geschriebenen Gesetzbuche, und in den Ceremonialhandlungen, die der Bekenner des Judenthums unaufhörlich zu beobachten hatte. Es war anfangs ausdrücklich verboten, über die Gesetze mehr zu schreiben, als Gott der Nation durch Mosen hat verzeichnen lassen. „Was mündlich überliefert worden," sagen die Rabbinen, „ist dir nicht erlaubt, niederzuschreiben." Mit vielem Widerwillen entschlossen sich die Häupter der Synagoge in den folgenden Zeiten zu der nothwendig gewordenen Erlaubniß, über die Gesetze schreiben zu dürfen. Sie nannten diese Erlaubniß eine Zerstörung des Gesetzes, und sagten mit dem Psalmisten: „Es ist eine Zeit, da man um des Ewigen willen das Gesetz zerstören muß." So sollte es aber, der ursprünglichen Verfassung nach, nicht sein. Das Ceremonialgesetz selbst ist eine lebendige, Geist und Herz erweckende Art von Schrift, die bedeutungsvoll ist, und ohne Unterlaß zu Betrachtungen erweckt, und zum mündlichen Unterrichte Anlaß und Gelegenheit gibt. Was der Schüler vom Morgen bis Abend that und thun sah, war ein Fingerzeig auf religiöse Lehren und Gesinnungen, trieb ihn an, seinem Lehrer zu folgen, ihn zu beobachten, alle seine Handlungen zu bemerken, den Unterricht zu holen, dessen er durch seine Anlagen fähig war, und sich durch sein Betragen würdig gemacht hatte. Die Ausbreitung der Schriften und

Bücher, die durch die Erfindung der Buchdruckerei in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwälzung des ganzen Systems der menschlichen Erkenntnisse und Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, dafür wir der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der nothwendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und die Menschen kennen, nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberei, der Prediger unterhält sich nicht mit seiner Gemeinde, er liest oder declamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem Katheder liest seine geschriebenen Hefte ab. Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen wir keine andere Unterhaltung, als spielen oder vorlesen.

Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den Menschen fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht; denn wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles, was wir thun, ist, ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken lassen. Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verloren; denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, als jenes aus der Erfahrung, Wohlverstanden, oder übelverstanden, darauf kömmt es nicht an; genug er weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr die Begriffe, als die Worte zu Gebote stehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein so erschreckliches Uebel halten können, daß der Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeihen können, weil in einer öffentlichen Versammlung sich eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrenen Mannes nicht, wir brauchen nur

seine Schriften. Mit einem Worte, wir sind litterati, Buchstabenmenschen. Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden und vervollkommnen kann, ohne Buch.

So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. Kann man nun schon nicht sagen, es war besser, so war es doch sicherlich anders. Man schöpfte aus andern Quellen, sammelte und erhielt in andern Gefäßen, und vereinzelte das Aufbewahrte durch ganz andere Mittel. Der Mensch war dem Menschen nothwendiger; die Lehre war genauer mit dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung verbunden. Der Unerfahrene mußte dem Erfahrenen, der Schüler seinem Lehrer auf dem Fuße nachfolgen, seinen Umgang suchen, ihn beobachten, und gleichsam ausholen, wenn er seine Wißbegierde befriedigen wollte. Um deutlicher zu zeigen, was dieser Umstand für Einfluß auf Religion und Sitten gehabt, muß ich mir abermals eine Abschweifung von meinem Wege erlauben, von der ich aber gar bald wieder einlenken werde. Meine Materie grenzet an so mannigfache andere Materien an, daß ich mich nicht immer auf demselben Gange erhalten kann, ohne in Nebenwege auszuweichen.

Mich dünkt, die Veränderung, die in den verschiedenen Zeiten der Cultur mit den Schriftzeichen vorgegangen, habe von jeher an den Revolutionen der menschlichen Erkenntnisse überhaupt, und insbesondere an den mannigfaltigen Abänderungen ihrer Meinungen und Begriffe in Religionssachen sehr wichtigen Antheil, und wenn sie dieselben nicht völlig allein verursacht, doch wenigstens mit andern Nebenursachen auf eine merkliche Weise mitgewirkt. Kaum höret der Mensch auf, sich mit den ersten Eindrücken der äußern Sinne zu begnügen, und welcher Mensch kann es lange dabei bewenden lassen? Kaum fühlet er den seiner Seele eingesenkten Sporn, aus diesen äußern Eindrücken sich Begriffe zu bilden, so wird er die Nothwendigkeit gewahr, sie an sinnliche Zeichen zu binden; nicht nur, um sie Andern mittheilen, sondern um sie für sich selbst festhalten, und so oft es nöthig ist, wieder beachten zu können. Die ersten Schritte zur Absonderung allgemeiner Merkmale wird er zwar ohne Zeichen thun können, und thun müssen; denn noch jetzt müssen alle neue abstracte Begriffe ohne Hülfe der Zeichen gebildet, und sodann erst mit einem Namen belegt werden.

Das gemeinsame Merkmal muß zuvörderst durch die Kraft der Aufmerksamkeit aus dem Gewebe, in welchem es verflochten ist, herausgehoben, und hervorstechend gemacht werden. Hierzu verhilft von der einen Seite die objective Gewalt des Eindrucks, den dieses Merkmal auf uns zu machen fähig ist; so wie von unserer Seite das subjective Interesse, das wir an demselben haben. Aber dieses Herausheben und Beachten des gemeinsamen Merkmals kostet der Seele einige Anstrengung. Nicht lange, so verschwindet das Licht wieder, das die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt des Gegenstandes gesammelt hatte, und er verlieret sich in den Schatten der ganzen Masse, mit welcher er vereinigt ist. Die Seele ist nicht im Stande viel weiter zu kommen, wenn diese Anstrengung eine Zeit lang anhalten, und gar zu oft wiederholt werden muß. Sie hat angefangen abzusondern; aber sie kann nicht denken. Wie ist ihr zu rathen? — Die weise Vorsehung hat ihr ein Mittel sehr nahe gelegt, dessen sie sich zu allen Zeiten bedienen kann. Sie heftet das abgezogene Merkmal, entweder durch eine natürliche oder willkührliche Ideenverbindung an ein sinnliches Zeichen, das, so oft sein Eindruck erneuert wird, auch zugleich dieses Merkmal rein und unvermischt wieder hervorbringt und beleuchtet. So sind, wie bekannt, die aus natürlichen und willkührlichen Zeichen zusammengesetzten Sprachen der Menschen entstanden, ohne welche sie sich nur wenig vom unvernünftigen Thiere hätten unterscheiden können, weil der Mensch, ohne Hülfe der Zeichen, sich kaum um einen Schritt vom Sinnlichen entfernen kann.

So wie die ersten Schritte zur vernünftigen Erkenntniß gethan werden mußten, auf eben die Weise werden die Wissenschaften noch jetzt erweitert und mit Erfindungen bereichert, und daher ist zuweilen die Erfindung eines Wortes in den Wissenschaften von großer Wichtigkeit. Der Erste, der das Wort Natur erfunden, scheint eben keine große Entdeckung gemacht zu haben. Gleichwol hatten es seine Zeitgenossen ihm zu verdanken, daß sie den Gaukler, der sie eine Erscheinung in der Luft sehen ließ, beschämen, und sagen konnten, sein Spiel sei nichts Uebernatürliches, sondern eine Wirkung der Natur. Gesetzt, sie wußten noch nichts Deutliches von den Eigenschaften gebrochener Strahlen, und wie durch dieselben ein Bild in der Luft hervorgebracht werden könne, — und wie weit reicht denn noch jetzt unsere Erkenntniß hierin? kaum um einen Schritt

weiter; denn von der Natur des Lichtes selbst und von seinen innern Bestandtheilen sind wir noch wenig unterrichtet; — so wußten sie doch wenigstens eine einzelne Erscheinung auf ein allgemeines Naturgesetz zurückzubringen, und waren nicht genöthigt, jedem Spiele eine besondere, freiwillige Ursache zuzuschreiben. So war es auch mit der neueren Entdeckung, daß die Luft eine Schwere habe. Wissen wir schon nicht die Schwere selbst zu erklären, so sind wir doch wenigstens im Stande, die Beobachtung, daß die flüssigen Materien in luftleeren Röhren in die Höhe steigen, auf das allgemeine Gesetz der Schwere zu reduciren, das dem ersten Anscheine nach vielmehr die Flüssigkeit sinken machen sollte. Wir können begreiflich machen, wie durch das allgemeine Sinken, das wir nicht erklären können, in diesem Falle hat ein Steigen hervorgebracht werden müssen; und auch Dieses ist ein Schritt weiter in der Erkenntniß. Es ist also nicht jedes Wort in den Wissenschaften sogleich für leeren Schall zu erklären, wenn es nicht aus frühern Elementarbegriffen hergeleitet werden kann. Genug, wenn es eine allgemeine Eigenschaft der Dinge nur in ihrem wahren Umfange bezeichnet. Der Ausdruck fuga vacui würde nicht zu tadeln gewesen sein, wenn er nicht allgemeiner gewesen wäre, als die Beobachtung. Man fand, daß es Fälle gebe, wo die Natur nicht sogleich das Leere anzufüllen eile; daher die Redensart nicht als leer, sondern als falsch zu verwerfen gewesen. — So bleiben die Wörter: Cohäsion der Körper und allgemeine Gravitation in den Wissenschaften noch immer von großer Wichtigkeit; ob wir sie gleich noch nicht aus frühern Grundbegriffen abzuleiten wissen.

Bevor der Herr von Haller das Gesetz der Reizbarkeit entdeckte, wird so mancher Beobachter die Erscheinung selbst in der organischen Natur lebendiger Geschöpfe wahrgenommen haben. Allein sie verschwand in dem ersten Augenblicke wieder, und zeichnete sich nicht genug von Nebenerscheinungen aus, um die Aufmerksamkeit des Beobachters fest zu halten. So oft die Bemerkung wiederkam, war sie ihm eine einzelne Wirkung der Natur, die ihn an die Menge der Fälle nicht erinnern konnte, in welchen er Dasselbe wahrgenommen hatte; sie verlor sich also gar bald wieder, so wie die vorhergegangenen, und ließ weiter kein merkliches Andenken in der Seele zurück. Nur Hallern gelang es, diesen Umstand aus der Verbindung heraus-

zuheben, seine Allgemeinheit gewahr zu werden, ihn mit einem Worte zu bezeichnen, und nunmehr hat er unsere Aufmerksamkeit rege gemacht, und wir wissen jeden besondern Fall, in welchem wir etwas Aehnliches inne werden, auf ein allgemeines Naturgesetz hinzuleiten.

Die Bezeichnung der Begriffe ist also doppelt nothwendig; einmal für uns selbst, gleichsam als ein Gefäß, worinnen sie verwahrt, und zum Gebrauch bei der Hand bleiben mögen, und sodann um unsere Gedanken Anderen mittheilen zu können. Nun haben die Laute oder die hörbaren Zeichen, in letzterer Rücksicht einigen Vorzug; denn wenn wir unsere Gedanken Andern mittheilen wollen, so sind die Begriffe schon in der Seele gegenwärtig, und wir können, nach Erfordern, die Laute hervorbringen, durch welche sie bezeichnet und unsern Nebenmenschen vernehmlich werden. So aber nicht in Absicht auf uns selbst. Wollen wir die abgesonderten Begriffe zu einer andern Zeit wieder in der Seele erwecken und vermittelst der Zeichen in Erinnerung bringen können, so müssen die Zeichen sich von selbst darbieten, und nicht erst auf unsere Willkühr warten, die sie hervorrufe, indem diese schon die Ideen voraussetzt, deren wir uns erinnern wollen. Diesen Vortheil verschaffen die sichtbaren Zeichen, weil sie fortdauernd sind, und nicht immer wieder hervorgebracht werden müssen, um Eindruck zu machen.

Die ersten sichtbaren Zeichen, deren sich die Menschen zu Bezeichnung ihrer abgesonderten Begriffe bedient haben, werden vermuthlich die Dinge selbst gewesen sein. Wie nämlich jedes Ding in der Natur einen eigenen Charakter hat, mit welchem es sich von allen übrigen Dingen auszeichnet, so wird der sinnliche Eindruck, den dieses Ding auf uns macht, unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf dieses Unterscheidungszeichen lenken, die Idee desselben rege machen, und also zur Bezeichnung desselben gar füglich dienen können. So kann der Löwe ein Zeichen der Tapferkeit, der Hund ein Zeichen der Treue, der Pfau ein Zeichen der stolzen Schönheit geworden sein, und so haben die ersten Aerzte lebendige Schlangen mit sich geführt, zum Zeichen, daß sie das Schädliche unschädlich zu machen wüßten.

Mit der Zeit kann man es bequemer gefunden haben, anstatt der Dinge selbst, ihre Bildnisse in Körpern oder auf Flächen zu nehmen; endlich der Kürze halber sich der Umrisse

zu bedienen, sodann einen Theil des Umrisses statt des Ganzen gelten zu lassen, und endlich aus heterogenen Theilen ein unförmliches, aber bedeutungsvolles Ganze zusammenzusetzen; und diese Bezeichnungsart ist die Hieroglyphik.

Alles Dieses hat, wie man sieht, sich ganz natürlich so entwickeln können; aber von der Hieroglyphik bis zu unserer alphabetischen Schrift — dieser Uebergang scheint einen Sprung, und der Sprung mehr als gemeine Menschenkräfte zu erfordern.

Daß zwar, wie Einige glauben, unsere alphabetische Schrift bloß Zeichen der Laute, und nicht anders, als vermittelst der Laute, auf Sachen und Begriffe anzuwenden sein sollte, ist völlig ohne Grund. Uns, die wir von den hörbaren Zeichen lebhaftere Vorstellungen haben, bringt allerdings die Schrift auf die vernehmlichen Worte zuerst. Uns also geht der Weg von Schrift auf Sache über und durch die Sprache; aber deswegen ist es nicht nothwendig also. Dem Taubgebornen ist die Schrift unmittelbar Bezeichnung der Sachen, und wenn er sein Gehör erlangt, werden ihn in den ersten Zeiten sicherlich die Schriftzeichen zuerst auf die unmittelbar mit ihnen verbundenen Dinge, und sodann erst vermittelst derselben auf die Laute bringen, die ihnen entsprechen. Die Schwierigkeit, die ich mir beim Uebergange auf unsere Schrift vorstelle, ist eigentlich diese, daß man ohne Vorbereitung und Anlaß hat den überdachten Vorsatz fassen müssen, durch eine geringe Anzahl von Elementarzeichen und ihre möglichen Versetzungen eine Menge von Begriffen zu bezeichnen, die weder zu übersehen, noch dem ersten Anscheine nach in Klassen zu bringen, und dadurch zu umfassend scheinen mußten.

Indessen ist auch hier der Gang des Verstandes nicht ganz ohne Leitung gewesen. Da man sehr oft Gelegenheit gehabt, Schrift in Rede und Rede in Schrift zu verwandeln, und also die hörbaren Zeichen mit den sichtbaren zu vergleichen, so kann man gar bald bemerkt haben, daß sowol in der Redesprache dieselben Laute, als in verschiedenen hieroglyphischen Bildern dieselben Theile öfters wiederkommen, aber immer in anderer Verbindung, wodurch sie ihre Bedeutung vervielfältigen. Endlich wird man gewahr worden sein, daß die Laute, die der Mensch hervorbringen und vernehmlich machen kann, so unendlich an der Zahl nicht sind, als die Dinge, welche durch sie bezeichnet werden; daß man den ganzen Umfang aller vernehm-

lichen Laute gar bald umfassen und in Klassen abtheilen könne. Und sonach kann man diese Eintheilung Anfangs unvollständig versucht, mit der Zeit ergänzt und immer verbessert, und jeder Klasse ein ihr entsprechendes Schriftzeichen aus der Hieroglyphik zugeeignet haben. Es bleibt zwar auch so noch eine der herrlichsten Entdeckungen des menschlichen Geistes; allein man sieht doch wenigstens, wie die Menschen haben allmählig, ohne Flug der Erfindungskraft, darauf geführt werden können, sich das Unermeßliche als meßbar zu denken, gleichsam den gestirnten Himmel in Figuren abzutheilen, und so jedem Sterne seinen Ort anzuweisen, ohne die Anzahl der Sterne zu wissen. Ich glaube, bei den hörbaren Zeichen war die Spur leichter zu entdecken, der man nur nachgehen durfte, um die Figuren wahrzunehmen, in welche sich das unermeßliche Heer der menschlichen Begriffe bringen ließe; und sodann war es so schwer nicht mehr, die Anwendung davon auf die Schrift zu machen, und auch diese zu schichten, und in Klassen abzutheilen. Mich dünkt daher, ein Volk von Taubgebornen würde mehr Erfindungskraft anzustrengen haben, von der Hieroglyphik auf die alphabetische Schrift zu kommen; weil sichs bei den Schriftzeichen nicht so leicht einsehen läßt, daß sie einen faßlichen Umfang haben, und in Klassen zu bringen seien.

Ich bediene mich des Worts Klassen, so oft von den Elementen der lautbaren Sprachen die Rede ist; denn noch jetzt in unsern lebendigen ausgebildeten Sprachen, ist die Schrift bei weitem so mannigfaltig nicht, als die Rede, und wird dasselbe Schriftzeichen in verschiedener Verbindung und Stellung verschiedentlich gelesen und ausgesprochen. Gleichwol ist es offenbar, daß wir durch den häufigen Gebrauch der Schrift unsere Redesprache eintöniger, und nach Anleitung und Bedürfniß der Schrift elementarischer gemacht haben. Daher die Nationen, die der Schrift nicht kundig sind, eine weit größere Mannigfaltigkeit in ihrer Redesprache haben, und viele Laute in derselben so unbestimmt sind, daß wir sie durch unsere Schriftzeichen nur sehr unvollkommen anzudeuten im Stande sind. Man wird also Anfangs die Sachen haben im Ganzen nehmen und eine Menge ähnlicher Laute durch ein und eben dasselbe Schriftzeichen bezeichnen müssen. Mit der Zeit aber werden feinere Unterschiede wahrgenommen, und zu ihrer Bezeichnung mehrere Buchstaben angenommen worden sein. Daß aber unser Alpha-

bet aus einer Art von hieroglyphischer Schrift entlehnt worden, ist noch jetzt an den mehrsten Zügen und Namen des hebräischen Alphabets *) zu erkennen, und aus diesen sind, wie aus der Geschichte offenbar ist, alle übrige uns bekannte Schriftarten entstanden. Ein Phönicier war es, der die Griechen in der Kunst zu schreiben unterrichtete.

Alle diese verschiedenen Modificationen der Schrift und Bezeichnungsarten müssen auch auf den Fortgang und Verbesserung der Begriffe, Meinungen und Kenntnisse verschiedentlich gewirkt haben. Von der einen Seite zu ihrem Vortheile. Die Beobachtungen, Versuche und Betrachtungen in astronomischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Dingen wurden vervielfältiget, ausgebreitet, erleichtert und den Nachkommen aufbehalten. Sie sind die Zellen, in welche die Bienen ihren Honig sammeln, und zum Genusse für sich und andere aufbewahren. — Allein, wie es in menschlichen Dingen allzeit geht; was die Weisheit hier bauet, suchet die Thorheit dort schon wieder einzureißen, und mehrentheils bedient sie sich derselben Mittel und Werkzeuge. Mißverstand von der einen, und Mißbrauch von der andern Seite verwandelten Das, was Verbesserung des menschlichen Zustandes sein sollte, in Verderben und Verschlimmerung. Was Einfalt und Unwissenheit war, ward nunmehr Verführung und Irrthum. Von der einen Seite Mißverstand; der große Haufen war von den Begriffen, die mit diesen sinnlichen Zeichen verbunden sein sollten, gar nicht oder nur halb unterrichtet. Sie sahen die Zeichen nicht als bloße Zeichen an, sondern hielten sie für die Dinge selbst. So lange man sich noch der Dinge selbst, oder ihrer Bildnisse und Umrisse statt der Zeichen bediente, war dieser Irrthum leicht möglich. Die Dinge hatten außer ihrer Bedeutung, auch ihre eigene Realität. Die Münze war zugleich Waare, die ihren eigenen Gebrauch und Nutzen hat; daher der Unwissende desto leichter ihren Werth als Münze verkennen und unrichtig angeben konnte. Die hieroglyphische Schrift konnte zwar zum Theil diesen Irrthum benehmen, oder begünstigte ihn wenigstens

---

*) Als א Rind, ב Haus, ג Kamel, ד Thüre, ר Hacken, ת Schwert, כ Faust, Löffel, ל Stimulus, נ Fisch, ם Stütze, Unterlage, ע Auge, פ Mund, ק Affe, ש Zähne.

so sehr nicht, als die Umrisse; denn diese waren aus heterogenen und übel passenden Theilen zusammengesetzt; unförmliche und widersinnige Gestalten, die kein eigenes Dasein in der Natur haben, und also, wie man denken sollte, nicht für Schrift genommen werden konnten. Allein dieses Räthselhafte und Fremde in der Zusammensetzung selbst gab dem Aberglauben Stoff zu mancherlei Erdichtung und Fabel. Heuchelei und muthwilliger Mißbrauch waren von der andern Seite geschäftig, und gaben ihm Mährchen an die Hand, die er zu erfinden nicht sinnreich genug war. Wer einmal Gewicht und Ansehen sich erworben, möchte solches, wo nicht vermehren, doch wenigstens gern erhalten. Wer einmal auf eine Frage eine befriedigende Antwort gegeben, möchte solche gern niemals schuldig bleiben. Da ist keine Fratze so ungereimt, keine Posse so possenhaft, zu der man nicht seine Zuflucht nimmt, keine Fabel so vernunftlos, die man der Einfalt nicht einzubilden suchet, um nur auf jedes Warum? alsofort mit einem Darum zur Hand sein zu können. Unaussprechlich bitter wird das Wort: Ich weiß nicht! wenn man sich erst als ein Vielwissender, oder gar Alleswissender angekündigt hat, insbesondere, wenn Stand und Amt und Würde von uns zu fordern scheine, daß wir wissen sollen. Ach! wie Manchem mag das Herz schlagen, wenn er jetzt auf dem Punkte ist, Gewicht und Ansehen zu verlieren, oder an der Wahrheit zum Verräther zu werden; und wie Wenige besitzen die Klugheit des Sokrates, selbst in den Fällen, wo man etwas mehr weiß als sein Nächster, immer noch die erste Antwort sein zu lassen: Ich weiß nichts! damit man sich selbst Verlegenheit erspare, und auf den Fall, da ein solches Bekenntniß nöthig sein würde, die Selbstdemüthigung zum Voraus leichter gemacht habe.

Indessen sieht man, wie hieraus hat Thierdienst und Bilderdienst, Götzen- und Menschendienst, Fabeln und Mährchen entstehen können; und wenn ich Dieses schon nicht für die einzige Quelle der Mythologie ausgebe, so glaube ich doch, daß es zur Entstehung und Fortpflanzung aller dieser Albernheiten sehr Viel hat beitragen können. Insbesondere läßt sich hieraus eine Bemerkung erklären, die Hr. Pr. Meiners irgendwo in seinen Schriften gemacht hat. Er will durchgehends bemerkt haben, daß bei den ursprünglichen Nationen, solchen nämlich, die sich selbst gebildet, und ihre Cultur keiner andern Nation

zu verdanken haben, mehr Thierdienst als Menschendienst im Schwange gewesen, ja leblose Dinge weit eher als Menschen göttlich verehrt und angebetet worden seien. Ich setze die Richtigkeit der Bemerkung voraus, und lasse den philosophischen Geschichtsforscher dafür die Gewähr leisten. Ich will versuchen sie zu erklären!

Wenn die Menschen die Dinge selbst, oder ihre Bildnisse und Umrisse Zeichen der Begriffe sein lassen, so können sie zu Bezeichnung moralischer Eigenschaften keine Dinge bequemer und bedeutender finden, als die Thiere. Die Ursachen sind eben dieselben, die mein Freund Lessing in seiner Abhandlung von der Fabel, angibt, warum Aesop die Thiere zu seinen handelnden Wesen in der Apologue gewählt hat. Jedes Thier hat seinen bestimmten, auszeichnenden Charakter, und kündigt sich dem ersten Anblicke gleich von dieser Seite an, indem die ganze Bildung desselben mehrentheils auf dieses eigenthümliche Unterscheidungszeichen hinweiset. Dieses Thier ist behende, jenes scharfsichtig; dieses stark, jenes gelassen; dieses treu, und den Menschen ergeben, jenes falsch, oder liebt die Freiheit u. s. w. Ja die leblosen Dinge selbst haben in ihrem Aeußern mehr Bestimmtheit, als der Mensch dem Menschen. Dieser sagt, dem ersten Anblicke nach, nichts, oder vielmehr Alles. Er besitzt diese Eigenschaften alle, schließt keine derselben wenigstens völlig aus, und das Mehr oder Weniger davon zeigt er nicht sogleich an der Oberfläche. Sein unterscheidender Charakter fällt also nicht in die Augen, und er ist zu Bezeichnung moralischer Begriffe und Eigenschaften das unbequemste Ding in der Natur.

Noch jetzt können in den bildenden Künsten die Personen der Götter und Helden nicht besser angedeutet werden, als vermittelst der thierischen oder leblosen Bilder, die man ihnen zugesellt. Ist schon eine Minerva von einer Juno der Bildung nach unterschieden, so zeichnen sie sich gleichwol durch die thierischen Merkmale, die ihnen zugegeben werden, weit besser aus. Auch der Dichter, wenn er von sittlichen Eigenschaften in Metaphern und Allegorien reden will, nimmt mehrentheils seine Zuflucht zu den Thieren. Löwe, Tiger, Adler, Stier, Fuchs, Hund, Bär, Wurm, Taube, alles Dieses spricht, und die Bedeutung springt in die Augen. Daher wird man zuerst auch die Eigenschaften des Anbetungswürdigsten durch dergleichen

Zeichen haben anzudeuten und sinnlich zu machen gesucht. In der Nothwendigkeit, diese abgezogensten Begriffe an sinnliche Dinge zu heften, und an solche sinnliche Dinge, die am wenigsten vieldeutig sind, wird man thierische Bilder haben wählen, oder aus ihnen welche zusammensetzen müssen. Und wir haben gesehen, wie ein so unschuldiges Ding, eine bloße Schriftart, in den Händen der Menschen gar bald ausarten, und in Abgötterei übergehen kann. Natürlich also wird alle ursprüngliche Abgötterei mehr Thierdienst, als Menschendienst sein. Menschen konnten zur Bezeichnung göttlicher Eigenschaften gar nicht gebraucht werden, und die Vergötterung derselben mußte von einer ganz andern Seite kommen. Es mußten etwan Helden und Eroberer, oder Weise, Gesetzgeber und Propheten aus einer glücklichen und früher gebildeten Weltgegend herüber gekommen sein, und sich durch außerordentliche Talente so hervorgethan, so erhaben gezeigt haben, daß man sie als Boten der Gottheit, oder als die Gottheit selbst verehrte. Daß Dieses aber weit füglicher bei Nationen eintreffen kann, die ihre Cultur nicht sich selbst, sondern Andern zu verdanken haben, läßt sich leicht begreifen, weil, wie das gemeine Sprichwort lautet, ein Prophet in seiner Heimat selten zu außerordentlichem Ansehen gelanget. — Und sonach wäre die Bemerkung des Herrn Meiners, eine Art von Bestätigung für meine Hypothese, daß das Bedürfniß der Schriftzeichen die erste Veranlassung zur Abgötterei gewesen.

Bei Beurtheilung der Religionsbegriffe einer sonst noch unbekannten Nation muß man sich, aus eben der Ursache, hüten, nicht Alles mit eigenen heimischen Augen zu sehen, um nicht Götzendienst zu nennen, was im Grunde vielleicht nur Schrift ist. Man stelle sich vor, ein zweiter Omhya, der von dem Geheimniß der Schreibekunst nichts wüßte, würde plötzlich, ohne sich nach und nach an unsere Ideen zu gewöhnen, aus seinem Welttheile in irgend einen der bilderfreiesten Tempel von Europa — um das Beispiel auffallender zu machen — in den Tempel der Providenz versetzt. Er fände Alles leer von Bildern und Verzierung; nur dort auf der weißen Wand einige schwarze Züge*) die vielleicht das Ungefähr dahin

*) Die Worte: Gott, allweise, allmächtig, allgütig, belohnt das Gute.

gestrichen. Doch nein! die ganze Gemeine schauet auf diese Züge mit Ehrfurcht, faltet die Hände zu ihnen, richtet zu ihnen die Anbetung. Nun führet ihn eben so schnell und eben so plötzlich nach Otahaiti zurück, und lasset ihn seinen neugierigen Landesleuten von den Religionsbegriffen des D. Philantropins Bericht abstatten. Werden sie den abgeschmackten Aberglauben ihrer Mitmenschen nicht zugleich belachen und bedauern, die so tief gesunken sind, schwarzen Zügen auf weißem Grunde göttliche Ehre zu erzeigen? — Aehnliche Fehler mögen unsere Reisenden sehr oft begehen, wenn sie uns von der Religion entfernter Völker Nachricht ertheilen. Sie müssen sich die Gedanken und Meinungen einer Nation sehr genau bekannt machen, bevor sie mit Zuverlässigkeit sagen können, ob die Bilder bei ihr noch den Geist der Schrift haben, oder schon in Abgötterei ausgeartet sind. Die Eroberer Jerusalems fanden bei Plünderung des Tempels die Cherubim auf der Lade des Bundes, und hielten sie für die Götzenbilder der Juden. Sie sahen Alles mit barbarischen Augen, und aus ihrem Gesichtspunkte. Ein Bild der göttlichen Vorsehung und obwaltenden Gnade nahmen sie, ihrer Sitte nach, für Bild der Gottheit, für Gottheit selber, und freuten sich ihrer Entdeckung. So lachen die Leser noch jetzt über die indianischen Weltweisen, die dieses Weltall von Elephanten tragen lassen; die Elephanten auf eine große Schildkröte stellen, diese von einem ungeheuren Bären halten, und den Bären auf einer unermeßlichen Schlange ruhen lassen. Die guten Leute haben wohl an die Frage nicht gedacht: Worauf ruhet denn die unermeßliche Schlange?

Nun leset in der Schasta der Gentoos selbst die Stelle, in welcher ein Sinnbild dieser Art beschrieben wird, das wahrscheinlicher Weise zu dieser Sage Gelegenheit gegeben hat. Ich entlehne sie aus dem zweiten Theile der Nachrichten von Bengalen und dem Kaiserthume Indostan von J. Z. Hollwell, der sich in den heiligen Büchern der Gentoos hat unterrichten lassen, und im Stande war mit den Augen eines eingeborenen Braminen zu sehen. So lauten die Worte im achten Abschnitte:

„Modu und Kytu (zwei Ungeheuer, Zwietracht und Aufruhr), waren überwunden, und nun trat der Ewige aus der Unsichbarkeit hervor, und Glorie umgab ihn von allen Seiten.“

„Der Ewige sprach: Du Birma (Schöpfungskraft)! erschaffe und bilde alle Dinge der neuen Schöpfung mit dem Geiste, den ich dir einhauche. — Und du, Bistnu (Erhaltungskraft)! beschütze und erhalte die erschaffenen Dinge und Formen, nach meiner Vorschrift. — Und du, Sie, (Zerstörung, Umbildung) verwandle die Dinge der neuen Schöpfung, und bilde sie um, mit der Kraft, die ich dir verleihen werde."

„Birma, Bistnu und Sie vernahmen die Worte des Ewigen, bückten sich und bezeigten Gehorsam."

„Alsofort schwamm Birma auf die Oberfläche des Johala (Meerestiefe), und die Kinder Modu und Kytu flohen und verschwanden, als er erschien."

„Als durch den Geist des Birma die Bewegungen der Tiefen sich legten, verwandelte sich Bistnu in einen mächtigen Bären (Zeichen der Stärke bei den Gentoos, weil er in Verhältniß seiner Größe das stärkste Thier ist), stieg hinab in die Tiefen des Johala, und zog mit seinen Hauern Murto (die Erde) ans Licht. — Sodann entsprangen aus ihm freiwillig eine mächtige Schildkröte (Zeichen der Beständigkeit bei den Gentoos) und eine mächtige Schlange (derselben Zeichen der Weisheit). Und Bistnu richtete die Erde auf dem Rücken der Schildkröte auf, und setzte Murto auf das Haupt der Schlange u. s. w."

Alles Dieses findet man bei ihnen auch in Bildern vorgestellt, und man sieht, wie leicht solche Sinnbilder und Bilderschrift zu Irrthümern verleiten können.

Die Geschichte der Menschheit hat wirklich, wie bekannt, einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten zurückgelegt, in welchen ein wirklicher Götzendienst fast auf dem ganzen Erdboden zur herrschenden Religion geworden. Die Bilder hatten ihren Werth als Zeichen verloren. Der Geist der Wahrheit, der in ihnen aufbewahrt werden sollte, war verduftet, und das schale Vehiculum, das zurückblieb, in verderblichen Gift verwandelt. Die Begriffe von der Gottheit, die in den Volksreligionen sich noch erhielten, waren von Aberglauben so entstellt, von Heuchelei und Pfaffenlist so verderbt, daß man mit Grunde zweifeln konnte: ob nicht Ohngötterei der menschlichen Glückseligkeit weniger schädlich, ob so zu sagen, die Gottlosigkeit selbst nicht weniger gottlos sei, als eine solche Religion. Menschen, Thiere,

Pflanzen, die scheußlichsten und verächtlichsten Dinge in der Natur wurden angebetet und als Gottheiten verehrt, oder vielmehr als Gottheiten gefürchtet. Denn von der Gottheit hatten die öffentlichen Volksreligionen der damaligen Zeiten keinen andern Begriff, als von einem furchtbaren Wesen, das uns Erdbewohnern an Macht überlegen, leicht zum Zorne zu reizen, und schwer zu versöhnen ist. Zur Schmach des menschlichen Verstandes und Herzens wußte der Aberglaube die unverträglichsten Begriffe mit einander zu verbinden, Menschenopfer und Thierdienst neben einander gelten zu lassen. In den prächtigsten, nach allen Regeln der Kunst erbauten und ausgezierten Tempeln, sah man, wie Plutarch sich ausdrückt, zur Schande der Vernunft, sich nach der Gottheit um, die hier angebetet würde, und fand auf dem Altare eine scheußliche Meerkatze; und diesem Unthiere wurden blühende Jünglinge und Mädchen geschlachtet. So tief hatte die Abgötterei die menschliche Natur erniedriget! Man schlachtete Menschen, wie der Prophet in einer emphatischen Antithese sich ausdrückt, man schlachtete Menschen, um sie dem angebeteten Viehe zu opfern.

Hier und da wagten es zuweilen die Philosophen, sich dem allgemeinen Verderbnisse zu widersetzen, und öffentlich, oder durch geheime Anstalten, die Begriffe zu reinigen und aufzuklären. Sie versuchten es, den Bildern ihre alte Bedeutung wieder zu geben, oder auch neue unterzulegen, und dadurch dem todten Leichnam gleichsam seinen Geist wieder einzuhauchen. Aber vergeblich! Auf die Religion des Volks hatten ihre vernünftigen Erklärungen keinen Einfluß. So gierig der ungebildete Mensch nach Erklärung zu sein scheint, so unzufrieden ist er, wenn sie ihm in ihrer wahren Einfalt gegeben wird. Was ihm verständlich ist, wird ihm gar bald zum Ueberdrusse, und verächtlich, und er geht immer nach neuen, geheimnißvollen, unerklärbaren Dingen aus, die er mit verdoppeltem Wohlgefallen beherziget. Seine Wißbegier will immer gespannt, niemals befriediget sein. Der öffentliche Vortrag fand also bei den größten Haufen kein Gehör, oder vielmehr von Seiten des Aberglaubens und der Heuchelei den hartnäckigsten Widerstand, und empfing seinen gewöhnlichen Lohn, Verachtung, oder Haß und Verfolgung. Die geheimen Anstalten und Vorkehrungen,

in welchen die Rechte der Wahrheit einigermaßen aufrecht erhalten werden sollten, gingen zum Theil selbst den Weg der Corruption, und wurden zu Pflanzschulen alles Aberglaubens, aller Laster und aller Abscheulichkeiten. — Eine gewisse Schule der Weltweisen faßte den kühnen Gedanken, die abgesonderten Begriffe der Menschen von allem Bildlichen und Bildähnlichen zu entfernen, und an solche Schriftzeichen zu binden, die ihrer Natur nach, für nichts Anders genommen werden können; an Zahlen. Da die Zahlen an und für sich selbst nichts vorstellen, mit keinem sinnlichen Eindrucke in natürlicher Verbindung stehen, so sollte man glauben, sie wären keiner Mißdeutung fähig; man müßte sie für willkührliche Schriftzeichen der Begriffe nehmen, oder als unverständlich dahin gestellt sein lassen. Hier, sollte man meinen, kann der roheste Verstand nicht Zeichen mit Sachen verwechseln. und aller Mißbrauch wäre durch diesen feinen Kunstgriff verhütet. Wem die Zahlen nicht verständlich sind, Dem sind sie leere Figuren. Wen sie nicht aufklären, Den können sie wenigstens nicht verführen.

So konnte sich der große Stifter dieser Schule bereden. Allein gar bald ging in dieser Schule selbst der Unverstand seinen alten Gang. Unzufrieden mit Dem, was man so verständlich, so begreiflich fand, suchte man in den Zahlen selbst eine geheime Kraft, in den Zeichen abermals eine unerklärbare Realität, wodurch abermals ihr Werth als Zeichen verloren ging. Man glaubte, oder machte wenigstens andere glauben, daß in diesen Zahlen alle Geheimnisse der Natur und der Gottheit verborgen lägen, schrieb ihnen wunderthätige Kraft zu, und wollte durch und vermittelst derselben nicht nur die Neu- und Wißbegierde der Menschen, sondern ihre ganze Eitelkeit, ihr Streben nach hohen unerreichbaren Dingen, ihren Vorwitz und ihre Habsucht, ihren Geiz und ihren Wahnsinn befriedigen. Mit einem Worte, die Thorheit hatte abermals die Anschläge der Weisheit vereitelt, und Das wieder vernichtet, oder gar zu ihrem Gebrauche verwendet, was diese zu besserem Endzwecke angeschafft hatte.

Und nun bin ich im Stande meine Vermuthung von der Bestimmung des Ceremonialgesetzes im Judenthume deutlicher zu machen. — Die Stammväter unserer Nation, Abraham, Isaak und Jacob, sind dem Ewigen treu geblieben, und haben

lautere, von aller Abgötterei entfernte Religionsbegriffe bei ihren Familien und Nachkommen zu erhalten gesucht. Und nun waren diese ihre Nachkommen von der Vorsehung ausersehen, eine priesterliche Nation zu sein; das ist, eine Nation, die durch ihre Einrichtung und Verfassung, durch ihre Gesetze, Handlungen, Schicksale und Veränderungen immer auf gesunde unverfälschte Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften hinweise, solche unter den Nationen gleichsam durch ihr bloßes Dasein unaufhörlich lehre, rufe, predige und zu erhalten suche. Sie lebten unter Barbaren und Götzendienern im äußersten Druck und das Elend hatte sie beinahe gegen die Wahrheit so fühllos gemacht, als ihre Unterdrücker der Uebermuth. Gott befreite sie aus diesem sclavischen Zustande durch außerordentliche Wunderthaten, ward der Erretter, Anführer, König, Gesetzgeber und Gesetzverweser dieser von ihm gebildeten Nation, und legte ihre ganze Verfassung so an, wie es die weisen Absichten seiner Vorsehung erforderten. Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen, ich bin in das Heiligthum Gottes gekommen, habe seinen Plan ganz übersehen, weiß seine Absichten, Maß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Aber erlaubt ist dem bescheidenen Forscher zu muthmaßen, aus dem Erfolge zu schließen, wenn er nur beständig eingedenk ist, das er nichts als vermuthen kann.

Wir haben gesehen, was für Schwierigkeiten es hat, die abgesonderten Begriffe der Religion unter den Menschen durch fortdauernde Zeichen zu erhalten. Bilder und Bilderschrift führen zu Aberglauben und Götzendienst, und unsere alphabetische Schreiberei macht den Menschen zu speculativ. Sie legt die symbolische Erkenntniß der Dinge und ihrer Verhältnisse gar zu offen auf der Oberfläche aus, überhebt uns der Mühe des Eindringens und Forschens, und macht zwischen Lehre und Leben eine gar zu weite Trennung. Diesen Mängeln abzuhelfen, gab der Gesetzgeber dieser Nation das Ceremonialgesetz. Mit dem alltäglichen Thun und Lassen der Menschen sollten religiöse und sittliche Erkenntnisse verbunden sein. Das Gesetz trieb sie zwar nicht zum Nachdenken an, schrieb ihnen bloß Handlungen, bloß Thun und Lassen vor. Die große Maxime dieser Verfassung scheint gewesen zu sein: Die Menschen müssen zu Handlungen getrieben und zum Nachdenken nur

veranlaßt werden. Daher jede dieser vorgeschriebenen Handlungen, jeder Gebrauch, jede Ceremonie ihre Bedeutung, ihren gediegenen Sinn hatte, mit der speculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genauer Verbindung stand, und dem Wahrheitsforscher eine Veranlassung war, über jene geheiligten Dinge selbst nachzudenken, oder von weisen Männern Unterricht einzuholen. Die zur Glückseligkeit der Nation sowol als der einzelnen Glieder derselben nützlichen Wahrheiten sollten von allem Bildlichen äußerst entfernt sein; denn Dieses war Hauptzweck und Grundgesetz der Verfassung. An Handlungen und Verrichtungen sollten sie gebunden sein, und diese ihnen statt der Zeichen dienen, ohne welche sie sich nicht erhalten lassen. Die Handlungen der Menschen sind vorübergehend, haben nichts Bleibendes, nichts Fortdauerndes, das, so wie die Bilderschrift, durch Mißbrauch oder Mißverstand zur Abgötterei führen kann. Sie haben aber auch den Vorzug vor Buchstabenzeichen, daß sie den Menschen nicht isoliren, nicht zum einsamen, über Schriften und Bücher brütenden Geschöpfe machen. Sie treiben vielmehr zum Umgange, zur Nachahmung und zum mündlichen, lebendigen Unterricht. Daher waren der geschriebenen Gesetze nur wenig, und auch diese ohne mündlichen Unterricht und Ueberlieferung nicht ganz verständlich, und es war verboten, über dieselben mehr zu schreiben. Die ungeschriebenen Gesetze aber, die mündliche Ueberlieferung, der lebendige Unterricht von Mensch zu Mensch, vom Mund ins Herz, sollte erklären, erweitern, einschränken und näher bestimmen, was in dem geschriebenen Gesetze, aus weisen Absichten und mit weiser Mäßigung, unbestimmt geblieben ist. In Allem, was der Jüngling thun sah, in allen öffentlichen sowol als Privatverhandlungen, an allen Thoren und an allen Thürpfosten, wohin er die Augen oder die Ohren wendete, fand er Veranlassung zum Forschen und Nachdenken, Veranlassung, einem ältere und weiseren Manne auf allen seinen Tritten zu folgen, seine kleinsten Handlungen und Verrichtungen mit kindlicher Sorgfalt zu beobachten, mit kindlicher Gelehrigkeit nachzuahmen, nach dem Geiste und der Absicht dieser Verrichtungen zu forschen, und den Unterricht einzuholen, dessen sein Meister ihn fähig und empfänglich hielt. So war Lehre und Leben, Weisheit und Thätigkeit, Speculation und Umgang auf das Innigste

verbunden, oder so sollte es vielmehr, der ersten Einrichtung und Absicht des Gesetzgebers nach, sein; aber unerforschlich sind die Wege Gottes! auch hier ging es, nach einer kurzen Periode, den Weg des Verderbnisses. Nicht lange, so war auch dieser glänzende Zirkel durchlaufen, und die Sachen kamen wieder nicht weit von der Tiefe zurück, von welcher sie ausgegangen waren, wie leider! seit vielen Jahrhunderten am Tage liegt.

Schon in den ersten Tagen der so wundervollen Gesetzgebung fiel die Nation in den sündlichen Wahn der Aegyptier zurück, und verlangte ein Thierbild; ihrem Vorgeben nach, wie es scheint, nicht eigentlich als eine Gottheit zum Anbeten; hierin würde der Hohepriester und Bruder des Gesetzgebers nicht gewillfahrt haben, und wenn sein Leben noch so sehr in Gefahr gewesen wäre. — Sie sprachen bloß von einem göttlichen Wesen, das sie anführen und die Stelle Moses vertreten sollte, von dem sie glaubten, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aron vermochte dem Andringen des Volkes nicht länger zu widerstehen, goß ihnen ein Kalb, und um sie bei dem Vorsatze festzuhalten, dieses Bild nicht, sondern den Ewigen allein göttlich zu verehren, rief er: Morgen sei dem Ewigen zu Ehren ein Fest! Aber am Festtage, beim Tanz und Schmause, ließ der Pöbel ganz andere Worte hören: Dieses sind deine Götter, Israel! die dich aus Aegypten geführt haben! Nun war das Fundamentalgesetz übertreten, das Band der Nation aufgelöset. Vernünftige Vorstellungen fruchten selten bei einem aufgewiegelten Pöbel, wenn die Unordnung erst eingerissen, und man weiß, zu welchen harten Maßregeln der göttliche Gesetzgeber sich hat entschließen müssen, das aufrührische Gesindel wieder zum Gehorsam zu bringen. Es verdient indessen angemerkt und bewundert zu werden, was die Vorsehung Gottes aus diesem unglücklichen Vorfalle selbst für Vortheil zu ziehen, zu welcher erhabenen und ganz ihrer würdigen Absicht sie ihn anzuwenden gewußt hat.

Ich habe bereits oben angeführt, daß das Heidenthum von der Macht der Gottheit noch erträglichere Begriffe gehabt, als von ihrer Güte. Der gemeine Mann hält Güte und Leichtversöhnlichkeit für Schwachheit. Er beneidet jeden um den mindesten Vorzug an Macht, Reichthum, Schönheit, Ehre u. s. w., nur nicht um den Vorzug an Gütigkeit. Und wie

kann er auch Dieses, da es doch größtentheils nur von ihm selbst abhängt, den Grad von Sanftmuth zu erlangen, den er beneidenswerth findet? Es gehört Nachsinnen dazu, wenn wir begreifen sollen, daß Haß und Rachsucht, Neid und Grausamkeit, im Grunde nichts Anderes als Schwachheit, lediglich Wirkungen der Furcht sind. Furcht, mit zufälliger, unsicherer Ueberlegenheit verbunden, ist die Mutter aller dieser barbarischen Gesinnungen. Nur die Furcht macht grausam und unversöhnlich. Wer sich seiner Ueberlegenheit mit Sicherheit bewußt ist, findet weit größere Glückseligkeit in Nachsicht und Verzeihung.

Hat man erst Dieses einsehen gelernt, so kann man nicht länger Anstand nehmen, Liebe für einen wenigstens eben so erhabenen Vorzug zu halten als Macht, und dem allerhöchsten Wesen, dem man Allmacht zuschreibt, auch Allgütigkeit zuzutrauen, den Gott der Stärke auch für den Gott der Liebe zu erkennen. Aber wie weit war das Heidenthum von dieser Verfeinerung entfernt! Ihr findet in ihrer ganzen Götterlehre, in allen Gedichten und andern Ueberbleibseln der früheren Zeit keine Spur, daß sie irgend einer ihrer Gottheiten auch Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschenkinder zugeschrieben hätten. „Sowol das Volk," sagt Herr Meiners *) von dem weisesten Staate der Griechen, „sowol das Volk, als der größte Theil seiner tapfersten Heerführer und weisesten Staatsmänner, hielten die Götter, die sie anbeteten, zwar für Wesen, die mächtiger als Menschen wären, die aber mit ihnen einerlei Bedürfnisse, Leidenschaften, Schwachheiten und sogar Laster hätten. — Alle Götter schienen den Athenienfern, so wie den übrigen Griechen, so bösartig, daß sie sich einbildeten, ein außerordentliches oder lange dauerndes Glück ziehe den Zorn und die Mißgunst der Götter auf sich, und werde durch ihre Veranstaltungen über den Haufen geworfen. Sie dachten sich ferner eben diese Götter so reizbar, daß sie alle Unglücksfälle für göttliche Strafen ansahen, die ihnen nicht um allgemeiner Sittenverderbniß, oder einzelner großen Verbrechen willen, sondern wegen unbedeutender, meistens unwillkührlicher Nachlässigkeiten bei gewissen Gebräuchen und Feierlichkeiten zugeschickt wurden." Im Homer selbst, in dieser

*) Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, 2. Band. S. 77.

sanften, liebevollen Seele, war der Gedanke noch nicht aufgeblüht, daß die Götter aus Liebe verzeihen, daß sie ohne Wohlwollen in ihrem himmlischen Wohnsitze nicht selig sein würden.

Und nun sehe man, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber der Israeliten sich ihrer schrecklichen Vergehung gegen die Majestät bedient, um eine so wichtige Lehre dem menschlichen Geschlechte bekannt zu machen, und ihm eine Quelle des Trostes zu eröffnen, aus welcher wir noch jetzt schöpfen und uns erquicken. — Welch erhabene und schauervolle Vorbereitung! Der Aufruhr war gedämpft, die Sünder zur Erkenntniß ihres sträflichen Vergehens gebracht, die Nation in Bestürzung, und der Gesandte Gottes, Moses selbst, ließ fast den Muth sinken: „Ach, Herr! so lange Dein Unwille sich nicht legt, laß uns nicht von dannen ziehen! Wodurch sollte wol erkannt werden, daß ich und Deine Nation Wohlgewogenheit in Deinen Augen gefunden? Ist es nicht, wenn Du mit uns gehest? Nur dadurch werden wir uns, ich und Deine Nation, von jeder andern unterscheiden, welche auf dem Erdboden ist."

„Gott. Auch darin will ich Dir willfahren; denn Du hast Gnade gefunden in meinen Augen, und ich habe Dich namentlich zu meinem Liebling ausersehen."

„Moses. Durch diese trostreichen Worte aufgerichtet, wage ich noch eine kühnere Bitte! Ach, Herr! laß mich Deine Herrlichkeit schauen!"

„Gott. Ich will meine Allgütigkeit vor Dir vorüberziehen lassen*), und mit dem Namen des Ewigen Dir bekannt machen, welchergestalt ich gewogen bin, dem ich gewogen bin, und mich erbarme, dessen ich mich erbarme. — Meine Erscheinung sollst Du von hinten nachschauen; denn mein Antlitz kann nicht gesehen werden." — Darauf zog die Erscheinung vor Mose vorüber, und ließ eine Stimme hören: „Der Herr (ist, war und wird sein), ewiges Wesen, allmächtig, allbarmherzig und allgnädig; langmüthig, von großer Huld und Treue; der seine Huld dem tausendsten

*) Welch großer Sinn! Du willst meine ganze Herrlichkeit schauen; ich werde meine Güte vorüberziehen lassen. — Du wirst sie hinten nach erkennen. Von vorne her ist sie sterblichen Augen nicht sichtbar.

Geschlechte noch aufbehält; der Missethat, Sünde und Abfall verzeihet; aber nichts ohne Ahndung hingehen läßt!"*) — Wer ist so abgehärteten Sinnes, daß er Dieses mit trockenen Augen lesen; wer so unmenschlichen Herzens, daß er seinen Bruder noch hassen, gegen seinen Bruder unversöhnlich bleiben kann?

Zwar spricht der Ewige, daß er nichts ohne Ahndung wolle hingehen lassen, und es ist bekannt, daß diese Worte schon zu mancherlei Mißverstand und Mißdeutung Gelegenheit gegeben. Wenn sie aber das Vorige nicht völlig wieder aufheben sollen, so führen sie unmittelbar auf den großen Gedanken, den unsere Rabbinen darin gefunden, daß auch Dieses eine Eigenschaft der göttlichen Liebe sei, dem Menschen nichts ohne alle Ahndung hingehen zu lassen.

Ein verehrungswürdiger Freund, mit dem ich mich einst in Religionssachen unterhielt, legte mir die Frage vor, ob ich nicht wünschte, durch eine unmittelbare Offenbarung die Versicherung zu haben, daß ich in der Zukunft nicht elend sein würde? Wir stimmten beide darin überein, daß ich keine ewige Höllenstrafe zu fürchten hätte; denn Gott kann keines seiner Geschöpfe unaufhörlich elend sein lassen. So kann auch kein Geschöpf durch seine Handlungen die Strafe verdienen, ewig elend zu sein. Daß die Strafe für die Sünde der beleidigten Majestät Gottes angemessen, und also unendlich sein müsse, diese Hypothese hatte mein Freund, mit vielen großen Männern seiner Kirche, längst aufgegeben, und hierüber hatten wir uns nicht mehr zu streiten. Der nur zur Hälfte richtige Begriff von Pflichten gegen Gott hat den eben so schwankenden Begriff von Beleidigung der Majestät Gottes veranlaßt, und dieser, im buchstäblichen Verstande genommen, jene unstatthafte Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen zur Welt gebracht, deren fernerer Mißbrauch nicht viel weniger Menschen in diesem Leben wirklich elend gemacht, als sie der Theorie nach, in jener Zukunft unglückselig macht. Mein philosophischer Freund kam mit mir darin überein, daß Gott den Menschen erschaffen zu seiner, d. i. des Menschen,

*) II. B. M. C. 33. V. 15. u. f. nach meiner mit hebräischen Lettern erschienenen Uebersetzung.

Glückseligkeit, und daß er ihm Gesetze gegeben zu seiner, d. i. des Menschen, Glückseligkeit. Wenn die mindeste Uebertretung dieser Gesetze nach Verhältniß der Majestät des Gesetzgebers bestraft werden, und also ewiges Elend zur Folge haben soll, so hat Gott diese Gesetze dem Menschen zum Verderben gegeben. Ohne diese Gesetze eines so unendlich erhabenen Wesens würde der Mensch nicht haben ewig elend sein dürfen. O, wenn die Menschen, ohne göttliche Gesetze, weniger elend sein könnten, wer zweifelt daran, daß sie Gott mit dem Feuer seiner Gesetze verschont haben würde, da es sie so unwiederbringlich verzehren muß? — Dieses vorausgesetzt, wurde die Frage meines Freundes näher bestimmt, ob ich nicht wünschen müßte, durch eine Offenbarung versichert zu sein, daß ich im zukünftigen Leben auch vom endlichen Elende befreit sein werde?

Nein, antwortete ich; dieses Elend kann nichts Anderes, als eine wohlverdiente Züchtigung sein, und ich will in der väterlichen Haushaltung Gottes die Züchtigung gerne leiden, die ich verdiene.

Wie aber, wenn der Allbarmherzige den Menschen auch die wohlverdiente Strafe erlassen wolle?

Er wird es sicherlich thun, sobald die Strafe zur Besserung des Menschen nicht mehr unentbehrlich sein wird. Hiervon überführt zu sein, bedarf ich keiner unmittelbaren Offenbarung. Wenn ich die Gesetze Gottes übertrete, so macht das moralische Uebel mich unglückselig, und die Gerechtigkeit Gottes, d. i. seine allweise Liebe, sucht mich durch physisches Elend zur sittlichen Besserung zu leiten. Sobald dieses physische Elend, die Strafe für die Sünde, zu meiner Sinnesänderung nicht mehr unentbehrlich ist, bin ich, ohne Offenbarung, so gewiß als von meinem eigenen Dasein überführt, daß mein Vater mir die Strafe erlassen werde. — Und im Gegenfalle, wenn diese Strafe zu meiner moralischen Besserung noch nützlich ist, wünsche ich auf keine Weise davon befreit zu werden. In dem Staate dieses väterlichen Regenten leidet der Uebertreter keine andere Strafe, als die er selbst zu leiden wünschen muß, wenn er die Wirkung und Folgen davon in ihrem wahren Lichte sehen könnte.

Kann aber, versetzte mein Freund, kann Gott nicht gut

finden, den Menschen Andern zum Beispiele leiden zu lassen, und ist die Befreiung von dieser exemplarischen Strafe nicht wünschenswerth?

Nein, erwiderte ich. In dem Staate Gottes leidet kein Individuum bloß Andern zum Besten. Wenn Dieses geschehen soll, so muß diese Aufopferung zum Besten Anderer dem Leidenden selbst einen höhern sittlichen Werth geben, so muß es, in Absicht auf den innern Zuwachs seiner Vollkommenheit, ihm selbst wichtig sein, durch seine Leiden so viel Gutes befördert zu haben. Und wenn Dieses ist, so kann ich einen solchen Zustand nicht fürchten, so kann ich keine Offenbarung wünschen, daß ich niemals in diesen Zustand des großmüthigen, meine Mitgeschöpfe und mich selbst beglückenden Wohlwollens versetzt werden sollte. Was ich zu fürchten habe, ist die Sünde selbst. Habe ich die Sünde begangen, so ist die göttliche Strafe eine Wohlthat für mich, eine Wirkung seiner väterlichen Allbarmherzigkeit. So bald sie aufhört, Wohlthat für mich zu sein, so bin ich versichert, sie wird mir erlassen. Kann ich wünschen, daß mein Vater seine züchtigende Hand von mir abwende, bevor sie gewirkt, was sie hat wirken sollen? Wenn ich bitte, daß mir Gott ein Vergehen soll ohne alle Ahndung hingehen lassen, weiß ich wol selbst was ich bitte? Ach! sicherlich, auch Dieses ist eine Eigenschaft der unendlichen Liebe Gottes, daß er kein Vergehen der Menschen ohne alle Ahndung hingehen läßt! — Sicherlich

> Allmacht ist nur Gottes;
> Und Dein ist auch die Liebe, Herr!
> Wenn Jedem Du nach seinem Thun vergeltest.
>
> (Ps. 62, 12. 13.)

Daß die Lehre von der Barmherzigkeit Gottes bei dieser wichtigen Veranlassung zuerst der Nation durch Mosen bekannt gemacht worden sei, bezeugt selbst der Psalmist ausdrücklich an einem andern Orte, wo er dieselben Worte aus der Schrift Moses anführt, von welchen hier die Rede ist:

> Mosen zeigt er seine Wege,
> Den Israeliten sein Thun.
> Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig,
> Langmüthig und von großer Güte.

Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.
Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden;
Vergilt uns nicht nach unsrer Missethat.
So hoch der Himmel ist über der Erde,
Waltet seine Liebe über seine Verehrer.
So fern der Morgen ist vom Abend,
Entfernt er von uns unsere Schuld.
Wie Väter ihrer Kinder sich erbarmen,
Erbarmt der Herr sich seiner Verehrer;
Denn er kennet unsere Bildung;
Ist eingedenk, daß wir nur Staub sind, u. s. w.*)
(Ps. 103.)

Nunmehr kann ich meine Begriffe vom Judenthume der vorigen Zeit kurz zusammenfassen und in einen Gesichtspunkt vereinigen. Das Judenthum bestand oder sollte, der Absicht des Stifters nach, bestehen, in

1) Religionslehren und Sätzen, oder ewigen Wahrheiten von Gott, und seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche der Mensch nicht aufgeklärt und glücklich sein kann. Diese sind nicht dem Glauben der Nation, unter Androhung ewiger oder zeitlicher Strafen, aufgedrungen; sondern, der Natur und Evidenz ewiger Wahrheit gemäß, zur vernünftigen Erkenntniß empfohlen worden. Sie durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, durch Wort und Schrift, die nur jetzt, nur hier verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbart, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist. Daher singt der öfters angeführte Sänger:

Die Himmel erzählen die Majestät Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste.
Ein Tag strömt diese Lehr' dem andern zu,
Und Nacht gibt Unterricht der Nacht.
Keine Lehre, keine Worte,
Deren Stimme nicht vernommen werde.
Ueber den ganzen Erdball tönet ihre Saite,
Ihr Vortrag dringet bis an der Erden Ende,
Dorthin, wo er der Sonn' ihr Zelt aufschlug u. s. w.

*) Dieser ganze Psalm ist überhaupt von äußerst wichtigem Inhalte. Leser, denen daran gelegen ist, werden wohl thun, ihn ganz mit Aufmerk-

Ihre Wirkung ist so allgemein, als der wohlthätige Einfluß der Sonne, der, indem sie ihren Kreislauf durcheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet; wie derselbe Sänger sich an einem andern Orte noch deutlicher erklärt:

Vom Sonnenaufgange bis zum Niedergange
Preis't man des Ew'gen Namen;

oder wie der Prophet im Namen des Herrn spricht: Von Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name unter Heiden berühmt, und an allen Orten wird meinem Namen geräuchert, dargebracht auch reine Speisegabe; denn mein Name ist berühmt unter Heiden.

2) Geschichtswahrheiten, oder Nachrichten von dem Schicksale der Vorwelt, hauptsächlich von den Lebensumständen der Stammväter der Nation; von ihrer Erkenntniß des wahren Gottes, ihrem Wandel vor Gott; von ihren Vergehungen selbst und der väterlichen Züchtigung, die darauf gefolgt ist; von dem Bunde, den Gott mit ihnen errichtet, und von der Verheißung, die er ihnen so oft wiederholt, aus ihren Nachkommen dereinst eine ihm geweihte Nation zu machen. Diese historische Nachrichten enthielten den Grund der Nationalverbindung, und als Geschichtswahrheiten können sie, ihrer Natur nach, nicht anders, als auf Glauben angenommen werden. Autorität allein gibt ihnen die erforderliche Evidenz; auch wurden diese Nachrichten der Nation durch Wunder bestätigt, und durch eine Autorität unterstützt, die hinreichend war, den Glauben über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu setzen.

---

samkeit durchzulesen, und mit obiger Betrachtung zu vergleichen. Er scheint mir offenbar durch diese merkwürdige Stelle in der Schrift veranlaßt, und nichts Anderes zu sein, als ein Ausbruch lebhafter Rührung, in welche der Sänger durch Betrachtung dieses außerordentlichen Vorfalles gerathen ist. Er fordert daher im Eingange des Psalms seine Seele zur feierlichsten Danksagung wegen der göttlichen Verheißung seiner Gnade und so väterlichen Barmherzigkeit auf: Benedeie, meine Seele, den Herrn! vergiß nicht aller seiner Wohlthaten! Er vergibt dir alle deine Sünden; er heilet deine Krankheiten alle; er erlöset dein Leben vom Untergange; er krönet dich mit Liebe und Barmherzigkeit u. s. w.

3) Gesetze, Vorschriften, Gebote, Lebensregeln, die dieser Nation eigen sein, und durch deren Befolgung sie sowol zur Nationalglückseligkeit, als jedes Glied derselben zur persönlichen Glückseligkeit gelangen sollte. Der Gesetzgeber war Gott, und zwar Gott, nicht in dem Verhältnisse als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, sondern Gott, als Schutzherr und Bundesfreund ihrer Vorfahren, als Befreier, Stifter und Anführer, als König und Oberhaupt dieses Volkes; und er gab seinen Gesetzen die feierlichste Sanction, öffentlich und auf eine nie erhörte, wundervolle Weise, wodurch sie der Nation und allen ihren Nachkommen als unabänderliche Pflicht und Schuldigkeit auferlegt worden sind.

Diese Gesetze wurden geoffenbart, d. i. von Gott durch Worte und Schrift bekannt gemacht. Jedoch ist nur das Wesentlichste davon den Buchstaben anvertraut worden; und auch diese niedergeschriebenen Gesetze sind, ohne die ungeschriebenen, mündlich überlieferten und durch mündlichen, lebendigen Unterricht fortzupflanzenden Erläuterungen, Einschränkungen und näheren Bestimmungen, größtentheils unverständlich, oder mußten es mit der Zeit werden, weil alle Worte und Schriftzeichen kein Menschenalter hindurch ihren Sinn unverändert behalten.

Sowol die geschriebenen, als die ungeschriebenen Gesetze haben unmittelbar, als Vorschriften der Handlungen und Lebensregeln, die öffentliche und Privatglückseligkeit zum Endzwecke. Sie sind aber auch größtentheils als eine Schriftart zu betrachten, und haben als Ceremonialgesetze Sinn und Bedeutung. Sie leiten den forschenden Verstand auf göttliche Wahrheiten; theils auf ewige, theils auf Geschichtswahrheiten, auf die sich die Religion dieses Volkes gründete. Das Ceremonialgesetz war das Band, welches Handlung mit Betrachtung, Leben mit Lehre verbinden sollte. Das Ceremonialgesetz sollte zwischen Schule und Lehrer, Forscher und Unterweiser, persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen, zu Wetteifer und Nachfolge reizen und ermuntern; und diese Bestimmung hat es in den ersten Zeiten wirklich erfüllt, bevor die Verfassung ausartete, und die Thorheit der Menschen sich abermals ins Spiel mischte, durch Mißverstand und Mißleitung das Gute in Böses, das Nützliche in Schädliches zu verwandeln.

Staat und Religion war in dieser ursprünglichen Verfassung

nicht vereinigt, sondern Eins; nicht verbunden, sondern Ebendasselbe. Verhältniß des Menschen gegen die Gesellschaft und Verhältniß des Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen, und konnten nie in Gegenstoß gerathen. Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, war zugleich der König und Verweser dieser Nation, und er ist ein einiges Wesen, das so wenig im Politischen, als im Metaphysischen, die mindeste Trennung, oder Vielheit zuläßt. Auch hat dieser Regent keine Bedürfnisse und heischt nichts von der Nation, als was zu ihrem Besten dient, die Glückseligkeit des Staates befördert; so wie von der andern Seite der Staat nichts fordern konnte, das den Pflichten gegen Gott zuwider, das nicht vielmehr von Gott, dem Gesetzgeber und Gesetzverweser der Nation, befohlen sei. Daher gewann das Bürgerliche bei dieser Nation ein heiliges und religiöses Ansehen, und jeder Bürgerdienst ward zugleich ein wahrer Gottesdienst. Die Gemeine war eine Gemeine Gottes, ihre Angelegenheiten waren Gottes, öffentliche Steuern waren Hebe Gottes, und bis auf die geringste Polizeianstalt war alles gottesdienstlich. Die Leviten, die von den öffentlichen Einkünften lebten, hatten ihren Unterhalt von Gott. Sie sollten kein Eigenthum im Lande haben, denn Gott ist ihr Eigenthum. Wer außerhalb Landes herumtreiben muß, der dient fremden Göttern. Dieses kann in verschiedenen Stellen der Schrift nicht im buchstäblichen Verstande genommen werden, und bedeutet im Grunde nicht mehr, als er ist fremden politischen Gesetzen unterworfen, die nicht, wie die vaterländischen, zugleich gottesdienstlich sind.

Und nun auch die Verbrechen. Jeder Frevel wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, war ein Verbrechen wider die Majestät, und also ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder; wer den Sabbath freventlich entheiligte, hob, in so weit es an ihm lag, ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung dieses Tages beruhete ein wesentlicher Theil der Verfassung. „Der Sabbath sei ein ewiger Bund zwischen mir und den Kindern Israels," spricht der Herr, ein immerwährendes Zeichen, daß der Ewige in sechs Tagen," u. s. w. Diese Verbrechen also konnten, ja sie mußten in dieser Verfassung bürgerlich bestraft werden, nicht als irrige Meinung, nicht

als Unglaube, sondern als Unthaten, als freventliche Staatsverbrechen, die darauf abzielen, das Ansehen des Gesetzgebers aufzuheben, oder zu schwächen, und dadurch den Staat selbst zu untergraben. Und gleichwol, mit welcher Gelindigkeit wurden diese Hauptverbrechen selbst bestraft! Mit welcher überschwenglichen Nachsicht gegen menschliche Schwachheit! Nach einem ungeschriebenen Gesetze konnte keine Leib- und Lebensstrafe verhängt werden, wenn der Verbrecher nicht von zween unverdächtigen Zeugen, mit Anführung des Gesetzes, und unter Bedrohung der verordneten Strafe gewarnt worden; ja bei Leib- und Lebensstrafen mußte der Verbrecher mit ausdrücklichen Worten die Strafe anerkannt, übernommen, und unmittelbar darauf im Beisein derselben Zeugen, das Verbrechen begangen haben. Wie selten mußten die Blutgerichte bei einer solchen Einrichtung sein, und wie mancherlei Gelegenheit hatten die Richter nicht, der traurigen Nothwendigkeit auszuweichen, über ihr Mitgeschöpf und Mitebenbild Gottes den Stab zu brechen! Ein Hingerichteter ist, nach dem Ausdrucke der Schrift, eine Geringschätzung Gottes. Wie sehr mußten die Richter anstehen, untersuchen und auf Entschuldigung bedacht sein, bevor sie ein Halsgerichts-Urtheil unterzeichneten! Ja, wie die Rabbinen sagen, hat jedes Halsgericht, das für seinen guten Namen besorgt ist, darauf zu sehen, daß in einem Zeitraume von siebenzig Jahren nicht mehr als eine Person am Leben gestraft werde.

Hieraus erhellet, wie wenig man die mosaischen Gesetze und die Verfassung des Judenthums kennen muß, um zu glauben, daß nach derselben Kirchenrecht und Kirchenmacht autorisirt, oder Unglaube und Irrglaube mit zeitlichen Strafen zu belegen sei. Der Forscher nach Licht und Wahrheit sowol als Herr Mörschel, sind also weit von der Wahrheit entfernt, wenn sie glauben, ich habe durch meine Vernunftgründe wider Kirchenrecht und Kirchenmacht, das Judenthum aufgehoben. Wahrheit kann nicht mit Wahrheit streiten. Was das göttliche Gesetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben.

Nicht Unglaube, nicht falsche Lehre und Irrthum, sondern freventliches Vergehen wider die Majestät des Gesetzgebers, freche

Unthaten wider die Grundgesetze des Staates und der bürgerlichen Verfassung wurden gezüchtiget, und nur alsdann gezüchtiget, wenn der Frevel in seiner Ausgelassenheit alles Maaß überschritt, und dem Aufruhr nahe kam; wenn sich der Verbrecher nicht scheute, von zween Mitbürgern sich das Gesetz vorhalten, die Strafen androhen zu lassen, ja die Strafe zu übernehmen und in ihrem Angesichte das Verbrechen zu begehen. Hier wird der religiöse Bösewicht ein freventlicher Majestätsschänder, ein Staatsverbrecher. Auch haben, wie die Rabbinen ausdrücklich sagen, mit Zerstörung des Tempels, alle Leib- und Lebensstrafen, ja auch Geldbußen, in so weit sie bloß national sind, aufgehört Rechtens zu sein. Vollkommen nach meinen Grundsätzen, und ohne dieselben unerklärbar! Die bürgerlichen Bande der Nation waren aufgelöset, religiöse Vergehungen waren keine Staatsverbrechen mehr, und die Religion als Religion kennt keine Strafen, keine andere Buße, als die der reuevolle Sünder sich freiwillig auferlegt. Sie weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Geist und Herz. Man versuche es, diese Behauptung der Rabbinen, ohne meine Grundsätze, vernünftig zu erklären!

Wozu nun, höre ich manche Leser fragen, wozu diese Weitläufigkeit, uns etwas sehr Bekanntes zu sagen? Das Judenthum war eine Hierokratie, eine kirchliche Regierung, ein Priesterstaat, eine Theokratie, wenn ihr wollet. Wir kennen die Anmaßungen schon, die sich eine solche Verfassung erlaubt.

Nicht doch! alle diese Kunstnamen werfen auf die Sache ein falsches Licht, das ich vermeiden mußte. Wir wollen immer nur classificiren, in Fächer abtheilen. Wenn wir nur wissen, in welches Fach ein Ding einzutragen sei, so sind wir zufrieden, so unvollständig der Begriff auch übrigens sein mag, den wir davon haben. Warum suchet Ihr ein Geschlechtswort für ein einzelnes Ding, das kein Geschlecht hat, das mit Nichts schichtet, mit Nichts unter eine Rubrik zu bringen ist? Diese Verfassung ist ein einziges Mal da gewesen; nennet sie die mosaische Verfassung, bei ihrem Einzelnamen. Sie ist verschwunden, und ist dem Allwissenden allein bekannt, bei welchem Volke und in welchem Jahrhunderte sich etwas Aehnliches wieder wird sehen lassen.

So wie es, nach dem Plato, einen irdischen und auch

einen himmlischen Amor geben soll, so gibt es auch, könnte man sagen, eine irdische und eine himmlische Politik. Nehmet einen flatterhaften Abenteurer, einen Gunsteroberer, wie ihn das Pflaster jeder Hauptstadt darbeut, und unterhaltet ihn von dem Liede der Lieder Salomons, oder von der Liebe der ersten Unschuld im Paradiese, wie sie Milton beschreibt. Er wird glauben, ihr schwärmet, oder wollet eure Lection aufsagen, wie ihr das Herz einer Spröden durch platonische Liebkosungen zu bestürmen verstehet. Eben so wenig wird Euch ein Politiker nach der Mode verstehen, wenn Ihr von der Einfalt und sittlichen Großheit jener ursprünglichen Verfassung redet. Wie Jener in der Liebe nur die Befriedigung der gemeinen Lüsternheit kennt, so spricht Dieser in der Staatsklugheit bloß von Macht, Geldumlauf, Handlung, Gleichgewicht, Volksmenge, und die Religion ist ihm ein Mittel, dessen sich der Gesetzgeber bedient, den unbändigen Menschen im Zaume zu halten, und der Priester, um ihn auszusaugen, um sein Mark zu verzehren.

Diesen falschen Gesichtspunkt, aus welchem wir das wahre Interesse der menschlichen Gesellschaft zu betrachten gewohnt sind, mußte ich meinem Leser aus den Augen rücken. Ich habe ihm dieserhalb den Gegenstand bei keinem Namen genannt, sondern selbst mit seinen Eigenschaften und Bestimmungen darzustellen gesucht. Wenn wir mit geradem Blicke auf denselben hinschauen, werden wir, wie jener Weltweise von der Sonne sagte, in der ächten Politik eine Gottheit erblicken, wo gemeine Augen einen Stein sehen.

Ich habe gesagt, daß die mosaische Verfassung nicht lange in ihrer ersten Lauterkeit bestanden. Schon zu den Zeiten des Propheten Samuel gewann das Gebäude einen Riß, der sich immer weiter aufthat, bis die Theile völlig zerfielen. Die Nation verlangte einen sichtbaren fleischlichen König zum Regenten. Es sei nun, daß die Priesterschaft, wie von den Söhnen des Hohenpriesters in der Schrift erzählt wird, schon angefangen, ihr Ansehen bei dem Volke zu mißbrauchen, oder daß der Glanz einer benachbarten Hofhaltung die Augen geblendet; genug, sie forderten einen König, wie alle andere Völker haben. Der Prophet, den Dieses kränkte, stellte ihnen vor, was ein menschlicher König sei, der seine eigenen Bedürfnisse hat, und sie nach Wohlgefallen erweitern kann, und wie schwer ein

schwacher Sterblicher zu befriedigen sei, dem man das Recht der Gottheit einräumet. Umsonst, das Volk bestand auf seinem Vorsatze, erhielt seinen Wunsch, und erfuhr, was ihnen der Prophet angedrohet hatte. Nun war die Verfassung untergraben, die Einheit des Interesse aufgehoben; Staat und Religion nicht mehr Ebendasselbe, und Collision der Pflichten war schon nicht mehr unmöglich. Indessen mußte sie noch immer selten sein, so lange der König selbst nicht nur von der Nation war, sondern auch den Gesetzen des Vaterlandes gehorchte. Aber nun verfolge man die Geschichte, durch mancherlei Schicksale und Veränderungen, durch manche gute und böse, gottesfürchtige und gottvergessene Regierung hindurch, bis auf jene traurigen Zeiten herunter, in welchen der Stifter der christlichen Religion den vorsichtigen Bescheid ertheilte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Offenbarer Gegensatz, Collision der Pflichten! Der Staat stand unter fremder Botmäßigkeit, empfing seine Befehle gleichsam von fremden Göttern, und die einheimische Religion mit einem Theile ihres Einflusses auf das bürgerliche Leben, hatte sich noch erhalten. Hier ist Forderung gegen Forderung, Anspruch gegen Anspruch. „Wem sollen wir geben? wem gehorchen?" — So ertraget denn beide Lasten, fiel der Bescheid aus, so gut Ihr könnet; dienet zween Herren in Geduld und Ergebenheit; gebet dem Kaiser und gebet auch Gott! Jedem das Seine, nachdem die Einheit des Interesse nun zerstört ist!

Und noch jetzt kann dem Hause Jacobs kein weiserer Rath ertheilt werden, als eben Dieser. Schicket Euch in die Sitten und in die Verfassung des Landes, in welches Ihr versetzt seid; aber haltet auch standhaft bei der Religion Eurer Väter. Traget beider Lasten, so gut Ihr könnet! Man erschweret Euch zwar von der einen Seite die Bürde des bürgerlichen Lebens, um der Religion willen, der ihr treu bleibet, und von der andern Seite macht das Clima und die Zeiten die Beobachtung Eurer Religionsgesetze, in mancher Betrachtung, lästiger, als sie sind. Haltet nichts desto weniger aus, stehet unerschüttert auf dem Standorte, den Euch die Vorsehung angewiesen, und lasset Alles über Euch ergehen, wie Euch Euer Gesetzgeber lange vorher verkündiget hat.

In der That sehe ich nicht, wie Diejenigen, die in dem

Hause Jacobs geboren sind, sich auf irgend eine gewissenhafte Weise, vom Gesetze entledigen können. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen zu geben; so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu erkennen zu geben, als Er das Gesetz selbst gegeben hat. So lange Dieses nicht geschieht, so lange wir keine so authentische Befreiung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünftelei nicht von dem strengen Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schuldig sind, und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwischen Speculation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf. Darum wiederhole ich meine vorausgeschickte Protestation: Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: Ich bin in das Heiligthum Gottes gekommen, habe das System seiner Absichten ganz durchschauet, und weiß ihnen Maaß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Ich kann vermuthen, aber nicht entscheiden, aber nicht nach meiner Vermuthung handeln. — Darf ich doch in menschlichen Dingen mich nicht erdreisten, aus eigener Vermuthung und Gesetzdeutelei, ohne Autorität des Gesetzgebers oder Gesetzverwesers, dem Gesetze zuwider zu handeln; um wie viel weniger in göttlichen Dingen? Gesetze, die mit Landeigenthum und Landeseinrichtung in nothwendiger Verbindung stehen, führen ihre Befreiung mit sich. Ohne Tempel und Priesterthum und außerhalb Judäa, finden weder Opfer noch Reinigungsgesetz, noch priesterliche Abgabe Statt, in so weit sie vom Landeigenthume abhängen. Aber persönliche Gebote, Pflichten, die dem Sohne Israels, ohne Rücksicht auf Tempeldienst und Landeigenthum in Palästina, auferlegt worden sind, müssen, so viel wir einsehen können, strenge nach den Worten des Gesetzes beobachtet werden, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, unser Gewissen zu beruhigen, und die Abstellung derselben laut und öffentlich bekannt zu machen.

Hier heißt es offenbar: Was Gott gebunden hat, kann der Mensch nicht lösen. Wenn auch einer von uns zur christlichen

Religion übergeht, so begreife ich nicht, wie er dadurch sein Gewissen zu befreien, und sich von dem Joche des Gesetzes zu entledigen glauben kann? Jesus von Nazareth hat sich nie verlauten lassen, daß er gekommen sei, das Haus Jacob von dem Gesetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil gesagt; und was noch mehr ist, hat selbst das Gegentheil gethan. Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses, sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen Dem zuwider zu sein scheinet, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein. Genau untersucht, stimmt Alles, nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Ueberlieferung völlig überein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Gesetz durch Beispiel autorisirt haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte. Aus seinem ganzen Betragen, so wie aus dem Betragen seiner Jünger in der ersten Zeit, leuchtet vielmehr der rabbinische Grundsatz augenscheinlich hervor. Wer nicht im Gesetze geboren ist, darf sich an das Gesetz nicht binden; wer aber im Gesetze geboren ist, muß nach dem Gesetze leben, und nach dem Gesetze sterben. Haben seine Nachfolger in spätern Zeiten anders gedacht, und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.

Und Ihr, lieben Brüder und Mitmenschen! die Ihr der Lehre Jesu folget, solltet uns verargen, wenn wir das thun, was der Stifter Eurer Religion selbst gethan, und durch sein Ansehen bewährt hat? Ihr solltet glauben, uns nicht bürgerlich wieder lieben, Euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, so lange wir uns durch das Ceremonialgesetz äußerlich unterscheiden, nicht mit Euch essen, nicht von Euch heirathen, das, so viel wir einsehen können, der Stifter Eurer Religion selbst weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? — Wenn Dieses, wie wir von christlich gesinnten Männern nicht vermuthen können, Eure wahre Gesinnung sein und bleiben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten, so thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für

nöthig erachten; so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben, und Alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es jetzt ist, oder in welchen es Eure Menschenliebe zu versetzen für gut findet. Es steht nicht bei uns, hierin nachzugeben; aber es steht bei uns, wenn wir rechtschaffen sind, Euch dennoch brüderlich zu lieben, und brüderlich zu flehen, unsere Lasten, so viel Ihr könnet, erträglich zu machen. Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeiget uns Wege und gebet uns Mittel an die Hand, wie wir bessere Miteinwohner werden können, und lasset uns, so viel es Zeit und Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mit genießen. Von dem Gesetze können wir mit gutem Gewissen nicht weichen, und was nützen Euch Mitbürger ohne Gewissen?

„Wie kann aber auf diese Weise die Prophezeiung in Erfüllung kommen, daß dereinst nur ein Hirt und eine Heerde sein soll?

Lieben Brüder! die Ihr es mit den Menschen wohlmeinet, lasset Euch nicht bethören! Um dieses allgegenwärtigen Hirten zu sein, braucht weder die ganze Heerde auf Einer Flur zu weiden, noch durch Eine Thür in des Herrn Haus ein- und auszugehen. Dieses ist weder dem Wunsche des Hirten gemäß, noch dem Gedeihen der Heerde zuträglich. Ob man die Begriffe vertauscht, oder geflissentlich zu verwirren sucht? Man stellet Euch vor, Glaubensvereinigung sei der nächste Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung, die ihr Gutherzigen so sehnlich wünschet. Wenn wir Alle nur Einen Glauben haben, wollen Verschiedene Euch einbilden, so können wir uns einander des Glaubens, der Verschiedenheit der Meinungen halber, nicht mehr hassen; so ist Religionshaß und Verfolgungssucht bei der Wurzel gefaßt und ausgerottet; so ist der Heuchelei die Geißel, und dem Fanatismus das Schwert aus der Hand gewunden, und die glücklichen Tage treten ein, da es heißt: Der Wolf wird mit dem Lamme wohnen, und der Leopard neben der Ziege u. s. w. — Sie, die Sanftmüthigen, die Dieses in Vorschlag bringen, sind bereit, Hand ans Werk zu legen; sie wollen als Unterhändler zusammentreten und sich die menschenfreundliche Mühe geben, einen Glaubensvergleich zu Stande

zu bringen, um Wahrheiten wie um Rechte, wie um feiles Kaufmannsgut, zu handeln; wollen fordern, bieten, dingen, abdrohen und abbitten, übereilen und überlisten, bis die Parteien sich einander in die Hände schlagen, und der Vertrag zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes niedergeschrieben werden kann. Viele, die ein solches Vorhaben zwar als chimärisch und unausführbar verwerfen, sprechen doch von der Glaubenseinigkeit, als von einem sehr wünschenswerthen Zustande, und bedauern das menschliche Geschlecht mit Leidwesen, daß dieser Gipfel der Glückseligkeit, durch menschliche Kräfte, nicht zu erreichen stehe. — Hütet Euch, Menschenfreunde! solchen Gesinnungen, ohne die genaueste Prüfung, Gehör zu geben. Es können Fallstricke sein, die der ohnmächtig gewordene Fanatismus der Gewissensfreiheit legen will. Ihr wisset, dieser Feind des Guten ist von mancherlei Gestalt und Form; Löwenwuth und Lammesart, Taubeneinfalt und Schlangenlist, keine Eigenschaft ist ihm so fremd, daß er sie nicht entweder besitze, oder anzunehmen verstehe, um seine blutdürstigen Absichten zu erreichen. Da ihm durch Eure wohlthätigen Bemühungen, die offene Gewalt benommen ist, so nimmt er vielleicht die Maske der Sanftmuth an, um Euch zu hintergehen, heuchelt Bruderliebe, gleißet Menschenduldung, und schmiedet heimlich die Ketten schon, die er der Vernunft anzulegen gedenkt, um sie unversehens wieder in den Pfuhl der Barbarei zu stürzen, aus der Ihr sie zu ziehen angefangen*).

Man glaube nicht, daß Dieses eine bloß eingebildete Furcht sei, die etwa Hypochondrie zur Mutter hat. Im Grunde kann

---

*) Auch die Ohngötterei hat, wie eine leidige Erfahruug lehrt, ihren Fanatismus. Zwar hat Dieser vielleicht nie, ohne eine Vermischung von innerer Ohngötterei wüthend werden können. Daß aber auch äußerer offenbarer Atheismus fanatisch werden könne, ist so unleugbar als schwer zu begreifen. So sehr der Atheist, wenn er bündig sein will, Alles aus Eigennutz thun muß, und so wenig es Diesem gemäß zu sein scheinet, wenn der Atheist Partei zu machen, und das Geheimniß nicht für sich zu behalten sucht: so hat man ihn doch seine Lehren mit dem hitzigsten Enthusiasmus predigen, und wüthend werden, ja verfolgen gesehen, wenn seine Predigt nicht Eingang finden wollte. Und schrecklich ist der Eifer, wenn er einen erklärten Atheisten beseelt; wenn die Unschuld einem Wütherich in die Hände fällt, der Alles fürchtet, nur keinen Gott.

eine Glaubensvereinigung, wenn sie zu Stande kommen sollte, keine anderen als die unseligsten Folgen für Vernunft und Gewissensfreiheit haben. Denn gesetzt, man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt; man bringe Symbole zu Stande, wider welche keine von den jetzt in Europa herrschenden Religionsparteien Etwas einzuwenden findet: was ist dadurch ausgerichtet? Etwa, daß Ihr Alle über Religionswahrheiten Ebendasselbe denket? — Wer von der Natur des menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat, kann sich Dieses nicht beikommen lassen. Also bloß in den Worten, in der Formel läge die Uebereinstimmung. Dazu wollen die Glaubensvereiniger sich zusammenthun; sie wollen hier und da von den Begriffen Etwas abzwacken, hier und da die Maschen der Worte so lange erweitern, sie so unbestimmt und weitschichtig machen, daß sich die Begriffe, ihrer innern Verschiedenheit ungeachtet, noch zur Noth hineinzwängen lassen. Ein Jeder verbände alsdann im Grunde mit denselben Worten eine andere ihm eigene Meinung; und Ihr rühmet Euch, den Glauben der Menschen vereiniget, die Heerde unter ihren einigen Hirten gebracht zu haben? O wenn diese allgemeine Gleißnerei überall einen Endzweck haben soll, so fürchte ich, man will den freigewordenen Geist der Menschen nur vorerst wieder in Schranken eingesperrt haben. Das scheue Wild wird sich alsdann schon fangen, und den Kappzaum umwerfen lassen. Bindet den Glauben nur erst an Symbole, die Meinung an Worte, so bescheiden und nachgebend Ihr immer wollet; setzet nur ein für allemal die Artikel fest; wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag später kömmt, und auch an diesen bescheidenen, geläuterten Worten Etwas auszusetzen findet! Er ist ein Friedensstörer! Zum Scheiterhaufen mit ihm!

Brüder! ist es Euch um wahre Glückseligkeit zu thun, so lasset uns keine Uebereinstimmung lügen, wo Mannichfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorsehung ist. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen so, wie sein Nebenmensch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Thun wir Dieses schon leider! in unserm täglichen Umgange, in unsern Unterhaltungen, die von keiner sonderlichen Bedeutung sind: warum denn noch in solchen Dingen, die unser zeitliches und ewiges Wohl, unsere ganze Bestimmung angehen.

Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einem Jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat? Heißt Dieses nicht, so viel an uns liegt, sich der Vorsehung widersetzen, den Zweck der Schöpfung, wenn es möglich ist, vereiteln; unserm Berufe, unsrer Bestimmung in diesem und jenem Leben geflissentlich zuwider handeln? — Regenten der Erde! Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner derselben vergönnt ist, seine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet, und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen Euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unsrer Aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! Um Eurer und unsrer Glückseligkeit willen, gebet Euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgend eine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche Glückseligkeit bestehen kann, in ein Gesetz; irgend eine dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in Landesverordnung zu verwandeln! Haltet auf Thun und Lassen der Menschen, ziehet Dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze, und überlasset uns das Denken und Reden, wie es unser Aller Vater, zum unveräußerlichen Erbgute beschieden, als ein unwandelbares Recht eingegeben hat. Ist etwa die Verbindung zwischen Recht und Meinung zu verjährt, und der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß sie, ohne besorglichen Schaden, völlig aufgehoben werden könne: so suchet wenigstens ihren verderblichen Einfluß, so viel an Euch ist, zu mildern, dem zu grau gewordenen Vorurtheile*) weise Schranken zu setzen. Bahnet einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet! Belohnet und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze,

*) Leider! hören wir auch schon den Congreß in Amerika das alte Lied anstimmen, und von einer herrschenden Religion sprechen.

gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den lasset sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset Niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein; Niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebet Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!

Kleine Schriften.

---

1. Bereits gedruckte.

Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung des ersten Theils von Dohm, über die bürgerliche Verbesserung der Juden.

(Aus dem 2ten Bde. von „Dohms Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden".)

Der Herr Ritter Michaelis scheint keine andere Laster zu kennen, als Betrug und Spitzbüberei. Wenn aber die Lasterhaftigkeit eines Volks geschätzt werden soll, so kommen wie ich glaube, Mörder, Straßenräuber, Landverräther, Mordbrenner, Ehebrecher, Hurerei, Kindermord ꝛc. mit in den Anschlag.

Selbst wenn die Lasterhaftigkeit bloß nach der Menge der Diebe und Diebeshehler geschätzt werden soll, müssen diese nicht mit der Volksmenge überhaupt in Vergleichung gesetzt, sondern Kleinhändler und Trödler unter den Juden mit Leuten dieses Gewerbs unter Andern verglichen werden. Ich wette, daß nach dieser Vergleichung die Proportion ganz anders ausfallen soll. Ich berufe mich keck auf die nämlichen juristischen Acten, ob nicht nach dieser Rechnungsart 25 Mal so viel Deutsche Diebe und Diebeshehler unter den Trödlern sind, als Jüdische. Nicht zu gedenken, daß der Jude diese Lebensart aus Noth ergreift; die Andern aber Feldmarschälle und Minister werden können, und aus freier Wahl Kleinhändler, Trödler, Mausfallträger, Schattenspiel- und Raritätenkrämer, geworden sind.

Diebeshehler finden sich allerdings unter den jüdischen Trödlern nicht wenige, aber eigentliche Diebe sehr wenige, und Diese sind größtentheils Leute ohne Schutz, die nirgend auf dem Erdboden unterkommen können. So bald sie zu einigem Vermögen ge-

kommen sind, kaufen sie sich von dem Landesfürsten ein Schutzprivilegium, und verlassen ihr bisheriges Gewerbe. Dieses ist notorisch, und mir selbst sind in meinen jüngern Jahren Manche bekannt gewesen, die in meiner väterlichen Heimat ein ganz unbescholtenes Leben geführt haben, nachdem sie einige Jahre mitgelaufen, und so viel zusammen gescharrt hatten, als zu Erkaufung eines Schutzes erfordert wird. Ein Unwesen, das man bloß der feinen Politik zu verdanken hat, den armen Juden allen Schutz und Aufenthalt zu verweigern, und sie mit offenen Armen aufzunehmen, wenn sie sich reich gestohlen haben. So sehr auch Herr Ritter Michaelis wider die Armuth, nach Anleitung der Schrift, eingenommen ist, so habe ich bei meiner Nation wenigstens unter den Armen vergleichungsweise noch weit mehr Tugend gefunden, als bei den Reichen.

Die gehoffte Rückkehr nach Palästina, die Herr M. so besorgt macht, hat auf unser bürgerliches Verhalten nicht den geringsten Einfluß. Dieses hat die Erfahrung von jeher gelehrt, an allen Orten, wo Juden bisher Duldung genossen, und es ist eines Theils der Natur des Menschen gemäß, der, wenn er nicht Enthusiast ist, den Boden liebt, auf welchem ihm wohl ist, und wenn seine religiöse Meinungen dawider sind, diese für die Kirche und die Gebetsformeln versparet, und weiter nicht daran denkt, andern Theils aber der Vorsorge unsrer Weisen zuzuschreiben, die uns den Verbot im Talmud sehr oft eingeschärft, an keine gewaltsame Rückkehr zu denken; ja ohne die in der Schrift verheißene große Wunder und außerordentliche Zeichen, nicht den geringsten Schritt zu thun, der eine gewaltsame Rückkehr und Wiederherstellung der Nation zur Absicht hätte. Diesen Verbot haben sie auf eine etwas mystische, doch sehr einnehmende Weise, durch den Vers im Hohenliede ausgedrückt (Cap. 2, V. 7, und Cap. 3, V. 5).

Ich beschwöre Euch,
Töchter Jerusalems!
Bei den Hirschen,
Bei den Hinden des Waldes.
Daß Ihr nicht wecket
Und nicht rege machet
Die Liebe,
Bis es ihr gefällt.

Daher sind auch alle Anschläge, die die Projectmacher, Langallerie u. a. seines Gelichters auf die Beutel der reichen

Juden gehabt haben, noch immer ohne Wirkung, und wenn sie selbst auch Anderes ausgesagt haben, leerer Wind gewesen.

Was Herr Michaels von unsrer Untauglichkeit zum Kriegsdienste sagt, lasse ich dahin gestellt sein. Will er, daß die Religion den Trutzkrieg gut heiße; so nenne er mir die unselige, die es thut. Die christliche sicherlich nicht. Und werden nicht Quäker und Menoniten geduldet, und mit weit andern Vorrechten und Freiheiten geduldet, als wir?

Anstatt Christen und Juden bedient sich Herr Michaelis beständig des Ausdrucks Deutsche und Juden. Er entsiehet sich wohl, den Unterschied bloß in Religionsmeinungen zu setzen, und will uns lieber als Fremde betrachtet wissen, die sich die Bedingungen gefallen lassen müssen, welche ihnen von den Landeigenthümern eingeräumt werden. Allein erstlich ist Dieses ja die vorliegende Frage: ob den Landeigenthümern nicht besser gerathen ist, wenn sie diese Geduldeten als Bürger aufnehmen, als daß sie mit schweren Kosten andere Fremden ins Land ziehen? — Sodann möchte ich auch erörtert wissen: wie lange, wie viel Jahrtausende dieses Verhältniß, als Landeigenthümer und Fremdling fortdauern soll? Ob es nicht zum Besten der Menschheit und ihrer Cultur gereiche, diesen Unterschied in Vergessenheit kommen zu lassen?

Mich dünkt ferner, die Gesetze sollen überhaupt keine Rücksicht auf besondere Meinungen nehmen. Sie sollten ihren Weg unaufhaltsam fortgehen, und Das vorschreiben, was dem allgemeinen Besten zuträglich ist, und wer zwischen seinen besonderen Meinungen und den Gesetzen eine Collision findet, mag zusehen, wie er diese heben kann. Soll das Vaterland vertheidiget werden, so muß Jeder hinzueilen, dessen Beruf es ist. Die Menschen wissen in solchen Fällen schon ihre Meinungen zu modificiren, und so zu wenden, daß sie mit ihrem bürgerlichen Berufe übereinstimmen. Man suche ihnen nur diesen Widerspruch nicht zu auffallend zu machen. In einigen Jahrhunderten hebt, oder vergißt er sich von selbst. Auf diese Weise sind die Christen, der Lehre ihres Stifters ungeachtet, Weltbezwinger, Unterdrücker und Sklavenhändler geworden, und so können auch Juden zum Dienste tauglich gemacht werden, — es versteht sich, daß sie das Maaß haben müssen, wie Herr Michaelis weislich erinnert, wo man sie nicht etwa bloß gegen feindliche Pygmäen oder Juden brauchen will.

Aus der berlinischen Monatsschrift.

---

1. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit. K. an Nicolai.

Neulich las ich eine Recension in der allgemeinen Bibliothek von den Briefen über die Freiheit. Diese veranlaßt mich, mit Ihnen ein paar Worte von der Sache zu reden, die mir schon seit vielen Jahren verzweifelte Unruhe und Plage im Kopf und Herzen gemacht hat.

Die Wolfische Distinktion: Motiva non necessitant sed stricte determinant, begreife ich nicht mehr, so deutlich sie auch mir war, als ich die Metaphysik bei unserm Bohm hörte. Dariesens Spontaneität, vermöge der sich die Seele ohne alle Motive soll entschließen können, will mir auch nicht mehr in den Kopf. Jerusalem setzt die Freiheit, in das Vermögen eine Handlung zu suspendiren, bis man den Gegenstand auf allen Seiten bedächtig geprüft habe. Allein der Entschluß, die Handlung zu suspendiren, ist selbst eine Handlung, die auch aus Motiven geschiehet; und die Frage ist also wieder die, ob er frei ist? Einige neuere Weltweisen, die von dem Willen geschrieben, gehen eklektisch um den Brei fein säuberlich herum, ohne Etwas zu entscheiden; eine Methode, die übrigens ihren guten Werth hat, mit der mir aber gerade itzt nicht gedient ist. Nun hätte ich schon lange gern geglaubt, daß die Beweggründe uns wirklich zur Handlung nöthigen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß alle Sittlichkeit, Zurechnung, Tugend, Lastet

u. s. w. dadurch über den Haufen fallen. Endlich kam ich über die Urbegriffe von der Beschaffenheit der Natur; und ward erleuchtet, wie die Jünger des Herrn am Pfingsttage. Der Verfasser behauptet, daß die Beweggründe uns so gut necessitiren, als Feder und Gewicht die Maschine; und zeigt, daß dieß Imputation und Moralität der Handlungen nicht aufhebe. Der Verfasser der obgedachten Recension scheint eben Das zu behaupten.

Ich wünschte doch sehr zu wissen, wie Moses Mendelssohn und Eberhard*) über diesen freilich seit den ältesten Zeiten her so unendlich oft bearbeiteten und doch nicht ergründeten, vielleicht selbst unergründlichen Gegenstand, denken.

Freilich erscheint Einem bei jenem System die ganze Moral in einem andern Licht, sie wird eine Art von Mechanik. Es macht toleranter, als alle gewöhnliche Toleranzpredigten, und Tugend verlieret zwar ihren Werth nicht, aber allen Stolz. — Schreiben Sie mir doch, liebster Freund, Ihr Glaubensbekenntniß über diese Sache, und der vorhin genannten Männer Gedanken, die Ihnen ohne Zweifel bekannt sind. — Der Zorn Gottes über die Sünde, von dem unsre Geistlichen so Viel sagen, kann nach diesem System eben so groß nicht sein; aber künftige ewige Strafen lassen sich doch wohl dabei behaupten, in einem gewissen Sinne nämlich: in sofern die Erinnerung schlechter Handlungen ewig sein wird, und Der, welcher hier schon

---

*) Herr Prof. Eberhard wird seine Gedanken über diesen für jeden denkenden Menschen so äußerst wichtigen Gegenstand ebenfalls nächstens in dieser Monatsschrift bekannt machen, und er hat uns erlaubt, Dieses unsern Lesern vorläufig zu versprechen. Es kann nicht anders als sehr interessant sein, die Meinungen mehrerer Philosophen über diesen Gegenstand neben einander zu sehen, um sie mit einander vergleichen zu können. Der verehrungswürdige Mendelssohn drückt sich in seinem Schreiben an uns, womit er den folgenden Aufsatz begleitet, hierüber also aus: „Die Sache muß, wie mich dünkt, so oft als möglich zur Sprache gebracht werden. Kann schon vielleicht in derselben nichts Neues mehr gesagt werden, so ist auch Das gut, wenn Jeder die Begriffe nach seiner Art zu entwickeln sucht, und die Dinge aus dem Augenpunkte vorstellt, aus welchem er sie ansieht. Auf solche Weise können die abstractesten Begriffe mit der Zeit populair werden, und die Vorurtheile vertreiben, die man mit eben dem Kunstgriff populair zu machen gewußt hat. Ich wünschte, daß auch Sie Ihre Meinung darüber sagten, sie möchte für oder wider mich ausfallen.“ N.

auf einer höheren Stufe der moralischen Vollkommenheit stand, immer einen Vorsprung vor Dem haben wird, der hier wie ein Narr und Schurke lebte. Uebrigens möchte ich dieß Evangelium nicht auf den Dächern predigen, weil es gar zu leicht gemißbraucht werden kann, und die Wenigsten es recht verstehen würden.

M. Mendelssohn an Nicolai.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforscher, Stimmen sammeln will, um sie zu zählen. Sie wollen gewogen und nicht gezählt sein.

Die Meinung, die der Verfasser der Urbegriffe vertheidigt, hat Thurneiser (ein Freund, und wo ich nicht irre, Lehrer Bonnets) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: sur le fatalisme vorgetragen, und nachher Basedow in verschiedenen seiner Schriften ziemlich weitläufig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unsre Sprache ist zu schwankend, die Worte zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu passen. Die Natur hat die Umrisse der Begriffe sanft verschmelzet; wir tappen gleichsam mit breiten Tatzen hinein, und verwischen sie.

Das Wort nöthigen würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menschen nicht brauchen. Wie kann ich genöthiget sein, so zu handeln, wenn ich nur deßwegen so und nicht anders handle, weil ich so und nicht anders will? und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthiget, so und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen."

Genöthiget, zu wollen, kann nicht anders wollen. Diese Redensarten begreife ich nicht. Was verstehet man dann unter Freiheit des Willens, wie soll denn der Wille frei sein?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch Dasjenige wollen, was ich, Ihnen zufolge, nicht wollen muß."

Wenn ich Sie recht verstehe, so nennen Sie es nur alsdann Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtschnur folgen darf, wenn er sich dem blinden Ungefähr überlassen kann. Ob Sie einer Richtschnur folgen, oder nicht folgen, soll abhängen von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkür, von Ihrem Eigensinn. — Sie sehen, alle diese Wörter helfen den Knoten nicht lösen, und, so wie die Wörter nöthigen und können, verwirren sie die Begriffe nur noch mehr. Ich will es versuchen, die Sache, ohne diese durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, ins Reine zu bringen.

Meine Hand schreibet, meine Hand dünstet aus. Beides nicht ohne zureichende Ursache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkürliche und zum Theil freiwillige, das Ausdünsten aber eine unwillkürliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und also auch in dem menschlichen Körper, hat ihre wirkende Ursache und ihre Endursache. Bei Einigen sind diese Ursachen verschieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieser Art sind alle unwillkürliche Veränderungen des menschlichen Körpers: sie erfolgen aus wirkenden Ursachen; harmoniren zwar mit einem gewissen System der Endursachen, sind aber keine unmittelbare Wirkung der menschlichen Endursachen und Absichten. Ich verdaue, mache Blut, dünste aus, nicht weil und in soweit Dieses meine Absicht ist, sondern aus physischen wirkenden Ursachen. Andere Veränderungen aber erfolgen entweder unmittelbar aus Endursachen selbst, oder aus nächsten wirkenden Ursachen, welche unmittelbare Folgen der Endursachen sind. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, zum Theil unmittelbar, aus dem System meiner Absichten, weil ich die Absicht habe, für gut finde, beliebe, zu schreiben. Dieses sind willkürliche Handlungen. Willkürlich ist also jede Handlung, jede Veränderung, welche die Wirkung irgend einer Endursache ist, oder bei deren Entstehung die Endursache zur wirkenden Ursache geworden.

Ich handle willkürlich, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß sie zu meinen Absichten gehört, daß sie mir gefallen, daß ich sie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle unwillkürlich, oder (wenn wir uns dieses nunmehr genau bestimmten Worts

bedienen wollen) nothwendig, wenn der Inbegriff meiner Endursachen zur Existenz einer Veränderung nichts beigetragen, wie beim Ausdünsten, Blutmachen u. s. w. Meine Handlung ist vermischter Natur, oder nur zum Theil willkürlich, wenn die Endursachen nicht die einzigen, vollständigen, wirkenden Ursachen der Veränderung, sondern nur eine Mitursache derselben sind; wie beim Athemholen, Gähnen, Husten u. s. w.

Da ich mir meiner Endursachen dunkel, klar oder deutlich bewußt sein kann; so kann ich auch zur Handlung durch Instinkt, Triebfedern, oder Bewegungsgründe angespornt werden. In dem letzten Falle handle ich freiwillig.

Vorhergesehene Vergeltung wirkt auf das System der Endursachen, und vermittelst derselben auf unsere freiwillige Entschließung. Ich kenne kein System, nach welchem sich der Einfluß der Belohnung und Bestrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe. Wie kann ein Gut, das mir versprochen, ein Uebel, das mir angedrohet wird, mich meinen gefaßten Entschluß ändern machen? Wenn keine Wirkung der Bewegungsgründe auf den Willen unausbleiblich ist, woran liegt es denn, daß sie zuweilen wirklich erfolgt, daß sie nicht immer ausbleibt?

Die Moral, sagt Ihr Freund, wird eine Art von Mechanik. Ja, wenn man sich so ausdrücken will; aber, mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, in ihrem ganzen Umfange und nach allen Graden der Erleuchtung, das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist. Das Gute, das ich begehre, verlange, wünsche, erwarte, ist die Federkraft; und mein Wille, meine Neigung, mein Instinkt das Räderwerk, das durch Vorstellung oder Empfindung von Jenem in Spiel gesetzt wird.

Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz. Diese Consequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant sein, als auf ein bloßes, eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünde läßt sich gar

wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führet zu bloßen Wortgrübeleien.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, Böses thun weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkürliche Strafen! — Auf allen Dächern muß wider diese Ungeheuer geprediget werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Ersprießliche, das Wohlthätige aufwöge, das der Mensch hier in der Wahrheit findet? Ich für meinen Theil danke für alles Gute, was aus der Lehre von der rächenden, ewigen Bestrafung entstanden sein soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonymen? In einem gewissen Verstande. Die Rabbinen sagen: Der Mensch sündiget nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn gefahren ist. Aber wie alle Synonymen, sind sie deßwegen nicht völlig einerlei. Mangel des Erkenntnisses ist es im Grunde bei Beiden; Jenem fehlts an Erkenntniß des Wahren, Diesem an Erkenntniß des Guten. Dieses macht einen Unterschied in den Gesinnungen, die wir gegen sie haben.

Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem System seiner Begehrungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabscheuungen zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen: — wenn er ein guter Narr ist. Beim Schurken liegt Disharmonie in dem System der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwischen Trieben und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft: — Unvollkommenheit, welche Mißbilligung, Verachtung u. s. w. erregt.

Beide haben unser Mitleiden. Wir bedauern den Narren, daß er ein Narr, und den Schurken, daß er ein Schurke sei; und, wenn sie leiden, so sympathisiren wir mit ihnen; aber unser Erbarmen hat nur der Narr, nicht allezeit der Schurke. Diesen suchen wir nicht immer von dem Uebel zu befreien, das er leidet. Die Empfindung sagt uns zuweilen, daß er es verdiene, und die Vernunft erklärt diese Worte dahin, daß das Leiden zu seiner Besserung gereichen könne, indem es auf das

Erkenntniß des Guten und Bösen Einfluß hat, wo der Sitz seiner Seelenkrankheit ist. So wird der Wundarzt mit seinem Patienten Mitleiden haben, und vielleicht Thränen vergießen über die Schmerzen, die er ihm verursacht; aber erbarmen darf er sich seiner nicht, wenn er durch diese Schmerzen ihn zu heilen hoffet. Der Narr hingegen kann nicht durch Leiden kurirt werden. Der Sitz seines Seelenübels ist nicht das Erkenntniß des Guten und Bösen; sondern des Wahren nnd Falschen, worauf Lust und Unlust keinen Einfluß haben. Daher hat er zu aller Zeit auch unser Erbarmen, und wir suchen ihn von dem Uebel zu befreien, das ihn drückt, ohne ihn zu bessern. Quälet ihn, wie Ihr wollet, er kann seiner Größe keine Spanne zulegen.

Sobald aber das Leiden kein Mittel zur Besserung mehr ist, gebührt dem Schurken unser Erbarmen. Kein Böses geschehe, weil Böses geschah! Die Unordnung, die ein sittliches, Uebel nicht in der Welt hervorgebracht, wird durch das physische Uebel aufgehoben, wenn Dieses nicht etwas Sittlichgutes zurFolge hat.

---

2. Ueber die neun und dreißig Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung.

(In Beziehung auf Nro. 326 und 332 in des Herrn Ritter Michaelis orientalischer Bibliothek, 22. Theils.)

Was ich hier über die an besagtem Ort vorkommende Recension meiner Schrift Jerusalem zu sagen habe, ist nicht der gewöhnliche Hader des Schriftstellers mit seinem Recensenten; es ist nicht Klage über Mißverstand oder geflissentliche Verdrehung, ungerechte Anmaßung, liebloses Urtheil, unbillige Schätzung u. dgl.; Zänkereien, bei denen die Parteien sich immer mehr erhitzen, das Publikum aber sich auf beiderseitige Unkosten zu belustigen pflegt. Der Herr Ritter Michaelis hat in der eigentlichen Recension mich zu keiner Beschwerde dieser Art veranlasset, und wenn Dieses auch wäre, so würde ich mich doch sehr hüten, dem muthwilligen Theile der Leser ein Possenspiel dieser Art zu geben. Also nicht ein Wort von Allem, was der Herr Ritter über, wider oder für meine Schrift geurtheilt oder erinnert hat. Ich lasse alles Dieses an seinen Ort gestellt sein, und erspare mir Das, was ich etwa darüber zu sagen habe, auf

eine andere Gelegenheit, wo es ohne Streitsucht und Anschein von Rechthaberei wird geschehen können. Ich habe mich bloß gegen eine Anklage zu rechtfertigen, die der Herr Ritter wo nicht selbst führet, doch Andere zu führen veranlasset hat. Ich, der ich mich so sehr hüte, irgend einen meiner Nebenmenschen zu kränken, ich soll einen ganzen, in aller Absicht über mich erhabenen Stand, ohne alle Ursache und Veranlassung verunglimpft und eines Verbrechens beschuldiget haben, dessen man den verworfensten Menschen ohne die gültigsten Beweise zu zeihen sich ein Gewissen machen sollte? Und ich soll Dieses bloß in der Absicht gethan haben, um eine Beschuldigung, die man meinen Mitbrüdern zu machen pflegt, auf einen edlern Theil des menschlichen Geschlechtes zu schieben? Die Sache ist eigentlich diese:

Ich habe, S. 192*) meiner Schrift, von den Männern auf Lehrstühlen und Kanzeln gesprochen, die so manchen Satz, den sie bei Uebernehmung des Amts beschworen, in Zweifel ziehen, auch von den englischen Bischöfen gesagt, daß sie die 39 Artikel des englischen Glaubensbekenntnisses beschworen, und die Vermuthung geäußert, daß sie solche wol nicht mehr so unbedingt annehmen mögen, als sie ihnen vorgelegt worden. — Die Gelehrten Deutschlands, oder, wie sie der Herr Ritter beschreibt, gewisse Lehrer einer, wie sie wollen, verbesserten und vernünftigen neuen Religion, überläßt er ihrer eigenen Vertheidigung. Nur Dasjenige, was die Engländer angehet, hat ihn zu folgenden Fragen veranlaßt: „Ist es auch historisch wahr, daß sie die 39 Artikel beschwören? Vom Unterschreiben weiß ich, ob sie aber beschwören, hiernach erkundige ich mich eben. Zwischen Nichthalten eines Versprechens und Meineid ist doch wol ein Unterschied? 2) Ist nicht in England deutlich und öffentlich in Schriften erklärt worden, was eigentlich diese Unterschrift sagt, und wie sie verstanden werde? Ich sage hier nichts gerade zu, sondern erkundige mich darnach, und gebe die Antwort vielleicht in einer Nachschrift."

Nun, die Antwort? Sie ist glücklicher Weise noch zu rechter Zeit angekommen, daß sie in denselben Theil als eine Nachschrift, hat eingerückt werden können. Sie ist, wie der

---

*) Dieser Ausgabe.

Herr Ritter Michaelis versichert, von Einem aus der hohen englischen Geistlichkeit selbst, der ihm erlaubt, Dieses zu sagen: „aber aus einer Ursache, setzt Herr Michaelis hinzu, die zu erwähnen für Herrn Mendelssohn empfindlich sein möchte, seinen Namen zu nennen verbittet." Ein wahres Räthsel für mich. Wie kann Das mir empfindlich sein zu wissen, wer der Mann ist, der mich eines Bessern belehret? Würde die Hochachtung, die ich ihm in irgend einer Betrachtung etwa schuldig sein könnte, wol dadurch vermindert werden? Daß doch bei so manchem vernünftigen Manne immer noch Sache und Person, Wahrheit und bürgerliches Verhältniß so nahe beisammen stehen! Damit indeß Niemand auf den Unrechten rathe, versichert Herr Michaelis, es sei nicht der Bischof von London, mit dem er wol ehemals über die Unterschrift der 39 Artikel Briefe gewechselt habe. Es ist also ein andres Mitglied dieses in aller Betrachtung verehrungswürdigen Standes; und damit man auch die vierte Antwort besser versteht, sagt Herr Michaelis, er habe unter andern Fragen auch die vorgelegt: wie sich bei dem Vorschlage (motion), die Unterschrift der 39 Artikel abzuschaffen, die Bischöfe im Oberhause selbst über den Sinn dieser Unterschrift erklärt hätten? Und nun liefert er die Antwort selbst, in der Note englisch, im Texte aber deutsch, weil nicht alle Leser englisch verstehen möchten. Sie lautet, wie folget:

„1) Keiner von der Geistlichkeit unsrer Kirche, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, schwört auf die 39 Artikel. Die Bischöfe schwören nicht, sie unterschreiben nicht einmal; aber da alle Geistliche in den niedern Stufen bei der Ordination unterschreiben, so ist freilich gewiß, daß jeder Bischof auch ein Mal in seinem Leben unterschrieben hat."

„2) Daß alle Bischöfe von den 39 Artikeln abgehen, ist so weit von der klaren Wahrheit entfernt, daß ich, der ich sie alle kenne, doch nicht mit gutem Gewissen sagen kann, daß auch nur ein Einziger von ihnen abgeht. (Dieß ist sehr viel mehr, setzt Herr Michaelis hinzu, als ich S. 71 geschrieben hatte; ich konnte nur von solchen Bischöfen reden, die ich kannte)."

„3) Die Meinungen sind ehedem verschieden gewesen: ob die Unterschrift der 39 Artikel bloß den Kirchenfrieden zum Zweck habe, und zu dessen Erhaltung die Verpflichtung auflege, keine neuen davon abweichenden Lehren vorzutragen, oder ob sie als volle Erklärung des innern Glaubens und Beistimmung mit

jedem Artikel zu nehmen sei? Beide Meinungen haben große Männer zu Vertheidigern gehabt, die erste aber scheint die allgemeinste zu sein."

„4) Der Vorschlag im Parlamente, die Unterschrift abzuschaffen, geschah nicht im Oberhause; und so konnte auch von den darin sitzenden Bischöfen, als einem Theil der gesetzgebenden Macht, keine Erklärung gegeben werden, die als der Sinn von Kirche und Staate angesehen werden könnte. Im Unterhause hingegen, wo die Sache behandelt ward, sehen die geschicktesten Sprecher die Unterschrift bloß als eine Einschränkung polemischer Schriftsteller und Prediger, zu Erhaltung des Kirchenfriedens, an."

„Ich muß zu diesen Antworten noch hinzusetzen, daß Herr Mendelssohn vielleicht durch eine anonymische Schrift verleitet sein könnte, die zu einer Zeit herauskam, da einigen Geistlichen ihre Unterschrift beschwerlich ward. Diese trägt dieselbe Entschuldigung der anders denkenden Geistlichen vor, die Herr Mendelssohn anführt. Man glaubte, sie wäre von einem alten würdigen Bischof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte."

„Aber, was soll ich von Herrn Mendelssohn denken, der aus einem so schwachen Grunde (wenn er anders auch nur dieſen Grund hatte) alle Bischöfe, von denen er vermuthlich nicht einen Einzigen kennt, als Meineidige brandmarkt?"

Endlich setzt Herr Michaelis hinzu: „Ich glaube, Herr Mendelssohn ist deutschen Schriftstellern gefolgt, die dergleichen vorhin gesagt hatten, und das ist für ihn Entschuldigung; nur ist diese harte und unbillige Recrimination gegen das Volk, das dem Jüdischen Bürgerrechte geben sollte, und vorher gewiß sein will: was lehren die Juden vom Eide? eben keine Empfehlung."

Man siehet, Beide, der englische sowol als der deutsche Gelehrte, setzen als ausgemacht zum voraus, ich habe alle Bischöfe Englands als Meineidige brandmarken wollen; der Engländer, weil es ihm vermuthlich vorgegeben worden, und der Deutsche? ich weiß nicht aus welcher Ursache; aber offenbar wider Besserwissen, wie ich in der Folge zeigen werde. Dieser will sogar von der Härte und Unbilligkeit, die ich, als einzelnes Mitglied der Judenschaft, bei meiner Recrimination gezeigt, mißliche Folgen für meine ganze Nation besorgen.

Gesetzt nun, ich hätte mir eine solche Unbesonnenheit zu

Schulden kommen lassen, was wollen diese Herren mit ihrem Unterschiede zwischen beschwören und unterschreiben. Würde ich mich wol durch diesen Schein einer Entschuldigung haben beschämen und zurückweisen lassen? Sicherlich nicht. Jeder englische Geistliche, der ordinirt sein will, muß nach Vorschrift der vaterländischen Gesetze bei öffentlichem Gottesdienst die 39 Artikel der englischen Kirche lesen, und daß er deren Inhalt einen untrüglichen Beifall, ohne einige Ausnahme, gebe, mit lauter Stimme bezeugen; da denn einer oder zween der Eingepfarrten mit ihm zugleich lesen, damit sie bezeugen können, daß er nichts ausgelassen habe. Dieses Glaubensbekenntniß muß er hernach, als einen Contract, den er mit dem Vaterlande eingehet, und als eine Bedingung, unter welcher ihm das Vaterland Sold, Amt, Ehre und Würden verleihen kann, förmlich unterschreiben. Was fehlt einer so feierlichen Bekräftigung noch zu einem Eide? Etwa die gewöhnliche Formel: So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum? — Wahrlich! so hätte der Herr Ritter Michaelis, ohne nach London zu schreiben, um eine hohe Geistlichkeit zu beschweren, immer auf den gesunden Menschenverstand hin, voraussetzen können, daß man die Glaubensartikel mit dieser Formel nicht beschwören werde. Jedermann weiß, daß der Glaube an Gott und an Jesum Christum mit zu den 39 Artikeln gehören, und also wäre nichts lächerlicher, als diesen Glauben durch die Anrufung Gottes und seines Sohnes zu bekräftigen. Das hieße nach London schreiben, um zu erfahren, ob ein London wirklich vorhanden sei. Das hieße durch einen Eid bekräftigen, daß man die Eide für unverletzlich halte; in einem Contracte festsetzen, daß Contracte gültig sein sollen. Man nennet Dieß in der Schule einen Zirkel im Beweisen, und eine weise gesetzgebende Macht wird sich wohl gehütet haben, eine solche Ungereimtheit vorzuschreiben.

Man setze nun, es sei irgend ein Geistlicher gewissenlos genug, ein so feierliches Glaubensbekenntniß abzulegen, Amt, Ehre und Sold von seinem Vaterlande darauf anzunehmen, in dem Augenblicke selbst, da er dem Bekenntniß in seinem Herzen widerspricht; würde dieses Verbrechen geringer sein, als das Verbrechen eines Juden, der des Wuchers oder der Diebshehlerei angeklagt worden, und sich durch einen falschen Eid zu reinigen

sucht? Wird sich Jener noch mit der Entschuldigung retten können, daß er nicht geschworen, sondern bloß bekräftiget und unterschrieben habe? Ich muß gestehen, daß meine Casuistik auf die Nadelspitze nicht treffen kann, die hier noch einen Unterschied machen soll. Wie kann eine Sache beschworen werden, ohne welche jeder Schwur nichts bedeutet, ein wahres non ens ist? Wenn also die Gesetze Diesen nicht des Meineides schuldig erklären, so müssen sie sicherlich ganz andern Grund haben, als die Hinweglassung einer Formel, die in diesem Falle offenbar ungereimt sein würde.

Daß nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, ist freilich sehr viel mehr, als Herr Michaelis (S. 71.) geschrieben. Daselst heißt es nur von manchen englischen Bischöfen, daß sie sehr orthodox sind; und daran habe ich wol selbst nie gezweifelt. Wenn ich sage: Zählet die Bischöfe alle, die von den 39 Artikeln abgehen; so ist Dieses doch nicht so viel, als: die Bischöfe alle gehen von den 39 Artikeln ab. Warum stellet denn Herr Michaelis die Sache vor, als wenn ich das Letztere behauptet hätte, und wies nicht vielmehr den englischen Gelehrten zurecht, wenn mich dieser etwa mißverstanden hat? Ich glaube allerdings, daß manche Bischöfe des Oberhauses sehr orthodox sind; ja, ich glaube zur Ehre der Menschheit, daß sie es Alle damals gewesen sind, als sie eingesetzt worden, und ihr Bekenntniß in den Schooß ihres Vaterlandes abgelegt haben. Daß aber in der ganzen Folge von Jahren, nach dieser Einsetzung, bei dem von solchen Männern vorauszusetzenden, unabläßigen Untersuchen und Forschen nach Wahrheit noch jetzt nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, daß sie alle noch jetzt so unbedingt annehmen, als sie ihnen damals vorgelegt worden; Dieses hatte ich, mit so manchem rechtschaffenen Engländer selbst, aus wahrer Hochachtung für das Amt und den Untersuchungsgeist dieser verehrungswürdigen Männer geradezu verneinen zu müssen geglaubt. Ein Glück für die englische Kirche, daß man Dieses anzunehmen nicht zum vierzigsten Glaubensartikel gemacht hat. Mancher würde weniger Bedenken finden, die übrigen neun und dreißig, als diesen vierzigsten zu unterschreiben.

Daß einige Schriftsteller in England behaupten, die 39 Artikel haben den Kirchenfrieden zum Zwecke, und dienen bloß zur Einschränkung polemischer Schriftsteller, ist mir nicht unbekannt

gewesen. Allein, ich wußte auch, was andere große Männer von diesem Vorgeben geurtheilt; wie nachdrücklich sie sich wider eine sogenannte Alliance between church and state erklärt haben. Reime dieß Vorgeben, wer da kann, mit der feierlichen und wirklich eidlichen Versicherung, die jeder englische Geistliche bei der Einsetzung von sich gebeu muß:

> He promises, the lord being his helper, that he will be ready, with all faithfull diligence, to banish and drive away all erroneous and strange doctrines, contrary to God's word.

Räume Dieses, wer da kann, mit der ausdrücklichen Erklärung des fünften Canonis, in welcher es heißt:

> those to be excommunicated ipso facto who shall affirmany of these articles to be erroneous, or such as he may noth with a good conscience subscribe to.

Wenn die Meinung, daß die Unterschrift keine Annahme und volle Erklärung des innern Beistimmens, sondern bloß den Kirchenfrieden zum Zwecke habe, wie der englische Geistliche behauptet, die Oberhand zu gewinnen scheinet; wenn die geschicktesten Sprecher des Unterhauses selbst dieser Meinung sind, und deßwegen den Vorschlag zur Abänderung des Tests von der Hand gewiesen haben; und wenn eine hohe Geistlichkeit sich nicht für verpflichtet hält, die Sprecher des Unterhauses eines Bessern zu belehren, oder eine ähnliche Bill von ihrer Seite in Bewegung zu bringen: so wird man wahrscheinlicher Weise auch diese anscheinende Widersprüche sich zu erklären nicht schwer gefunden haben.

Ich kenne die namenlose Schrift nicht, die mich zu falschen Meinungen in Ansehung der englischen Kirchenverfassung verleitet haben soll. Wenn aber in England selbst diese Schrift einem alten würdigen Bischof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte, zugeschrieben wird, warum will man es denn einem Laien auf dem Continent, der auch die Abschaffung der Unterschrift wünscht, warum will man es Diesem nicht vergönnen, auf ähnliche Gedanken gekommen zu sein?

Und nun zu der Frage: „was man von mir denken soll, daß ich alle Bischöfe, von denen ich vermuthlich nicht einen Einzigen kenne, als Meineidige brandmarke?" Wenn ich auch diese hämische Vermessenheit gehabt hätte, alle Glieder

dieses erlauchten Standes mit dem schwärzesten der Laster zu brandmarken, und hierauf eine so gehässige Recrimination zu gründen; so würde ich dennoch weit entfernt sein, mit Herrn Ritter Michaelis zu besorgen, daß meine Thorheit meiner ganzen Nation zu einer übeln Empfehlung gereichen könne. Die großen Männer jener Nation, jedes Mitglied der gesetzgebenden Macht, das einst die Bill, meiner Mitbrüder zu naturalisiren, in Bewegung brachte und durchzuführen bemüht war, müssen über eine so triviale Denkungsart hinweg sein, müssen ohnehin den Grundsatz angenommen haben, daß die Fehler einzelner Glieder nicht der ganzen Nation anzurechnen seien; sonst würden sie der meinigen nimmermehr haben das Wort reden können.

Allein, ist es denn auch historisch richtig, frage ich nun auf meiner Seite, daß ich alle Bischöfe Englands, daß ich nur einen Einzigen von der hohen oder niedern Geistlichkeit, irgend eine unter der Last der beschworenen oder unterschriebenen Glaubensartikel seufzende, vernünftige Seele mit dem Meineide habe brandmarken wollen? Würde es nicht offenbar der ganzen Absicht meiner Schrift zuwider sein, wenn ich mir diese Lieblosigkeit hätte zu Schulden kommen lassen, und wie kann ich mir auf eine so handgreifliche Weise widersprochen haben?

Der Inhalt meiner Schrift, ersten Abschnittes gehet völlig dahin, zu beweisen, daß in Absicht auf Glauben und Nichtglauben keine Verbindlichkeit, kein Contract, und folglich keine Beeidigung schlechterdings Statt finde; daß die Freiheit zu denken, und das Recht, seine Meinungen zu ändern, auf keine Weise veräußert und einem Andern übertragen werden könne. „Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen, heißt es unter andern S. 294," sind unzuläßig, uud wenn sie geleistet werden, so verbinden sie zu nichts, als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn. Wenn ich jetzt eine Meinung beschwöre, so bin ich Augenblicks darauf nicht desto weniger frei, sie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen Eides ist begangen, wenn ich sie auch beibehalte; und Meineid ist nicht geschehen, wenn ich sie auch verwerfe." Man siehet, daß ich mit ausdrücklichen Worten den Mann, welcher von beschworenen Meinungen abgehen zu müssen glaubt, (denn von dem Gewissenlosen, der in währender Betheuerung ihnen im Herzen widerspricht, ist gar die Rede nicht,) von der Schuld des Meineides schlechterdings lossprеche, und ihm bloß den Leicht-

sinn eines vergeblichen Eides anrechne, dem er aber nicht entgehet, wenn er auch seine Meinungen nicht abändert. Ich habe Dieses im Vorhergehenden aus Gründen der Vernunft zu erweisen gesucht; und sage sogar ausdrücklich, daß ich meiner Seits nicht vermessen genug wäre, über meinen Nebenmenschen den Stab zu brechen, selbst wenn er, bei veränderten Meinungen, noch fortfährt, die beschworenen Grundsätze öffentlich zu lehren; daß ich mir gar wohl Umstände denken könnte, unter welchen dieses sträflich scheinende Betragen vor dem Richterstuhle Gottes gerechtfertiget werden könne. Ich berufe mich hier auf so manche würdige Männer auf Lehrstühlen und Kanzeln, auf so manche Bischöfe des Oberhauses, die mit mir gleicher Meinung sein müssen, indem sie sonst ihr Amt niedergelegt haben würden, um sich nicht selbst des gebrochenen Eides anzuklagen. Und eben diese Betrachtung gibt mir Gelegenheit, von einer andern Seite in Klagen über die Oscitanz auszubrechen, mit welcher man ein veraltetes Gesetz noch immer fortwalten läßt, ob man gleich die Unstatthaftigkeit desselben einsiehet, und die traurigsten Folgen, zu welchen es führet, nicht nur vor Augen hat, sondern innerlich im Geist und Gewissen selbst empfindet. Ich sage: „Um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter den gesittetsten Menschenkindern gehabt hat. Zählet die Männer alle, die Eure Lehrstühle und Eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der Uebernehmung ihres Amtes beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen; die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würden bekleiden, und jene neun und dreißig Artikel, die sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie ihnen vorgelegt worden; zählet sie, und saget alsdann noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so Viele unte ihnen die Eide gering achteten!"

Man siehet, daß hier selbst, bei der sogenannten Recrimination, nicht von Meineid (noch hat kein Eisenmenger selbst meine Mitbürger geradezu des Meineides beschuldiget,) sondern bloß von Geringachtung der Eidschwüre die Rede sei; und diese Beschuldigung der Geringschätzung, Unwerthachtung und Herabwürdigung der feierlichsten Versicherungen und Zusagen, diese Beschuldigung, sage ich, trifft allerdings Diejenigen, welche es einsehen, daß ein Bund auf Glauben und Nicht-

glauben, ein Eid auf Glaubensartikel vergeblich, und also unzuläßig sei, und sich dennoch nicht weigern ihn abzulegen; fällt mit gedoppelter Schwere auf Diejenigen, welche den Druck eines beklemmten Gewissens selbst empfinden, und nicht alle Maßregeln unterstützen, ja wol gar alle Maßregeln hintertreiben, durch welche man ihre Nebenmenschen von dieser innerlichen Unruhe zu befreien sucht. Zu einer solchen Rückklage glaube ich allerdings berechtiget zu sein; und hier rettet kein Unterschied zwischen Beschwören und Unterschreiben, wenn auch dieser in andrer Absicht bedeutender sein sollte, als er meiner Einsicht nach sein kann; rettet kein Behelf von Erhaltung des Kirchenfriedens, der mit der Chimäre von Erhaltung des Gleichgewichts in Europa von gleichem Werth sein, und so, wie dieser, nur das Gesetz des Stärkeren begünstigen dürfte. Denn leugnen wird man es doch wol nicht, daß diese Einrichtung, die Beeidigung und Unterschreibung vorgeschriebener Glaubensartikel, wenigstens in unsern Tagen, die schädlichsten Folgen nach sich ziehe, daß sie den sogenannten Kirchenfrieden nur im Aeußern gleißnet, im Innern aber, in Geist und Wahrheit, den unseligsten Unfrieden hegt und nähret, und immer weiter unter dem besten Theil der Menschen ausbreiten muß.

Also, nicht Meineid, sondern Mißbrauch und Geringschätzung des Eides war es, was ich auf alle Männer auf Kanzeln und Kathedern zurückschob, die sich in dieser ängstlichen Lage selbst befinden und nicht mit allen Kräften streben, die Einrichtung, die von so schädlichen Folgen ist, abzurathen, und von Denen, die Macht in Händen haben, abändern zu lassen. Mißbrauch und Geringschätzung der feierlichsten Betheuerung ist es, was ich noch jetzt den Bischöfen des Oberhauses, die selbst am Ruder sitzen, vorzuwerfen mich erdreiste, vornämlich Denen, welche die neun und dreißig Artikel nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie bei jener feierlichen Gelegenheit ihnen vorgelegt worden. Zwischen Vorwurf des Mißbrauchs und Geringschätzung der Eide, den man einigen Bischöfen macht, und Anklage des Meineides gegen Alle ist doch wohl noch ein größerer und wesentlicher Unterschied, als zwischen Beschwören und Unterschreiben der Glaubensartikel.

Daß der Engländer mich hat so sehr mißverstehen können, ist ihm sichtlich nicht zu verdenken. Er hat wahrscheinlicher

Weise meine Schrift nicht selbst gelesen, und meine Absicht so nehmen müssen, wie sie in einem Berichte vorgestellet worden ist. Daß aber ein mir sonst so verehrungswürdiger Mann als der Herr Ritter Michaelis meine Schrift recensirt, und also, wenn er es nicht wie der gemeine Haufe der Recensenten macht, wohl wird durchgelesen haben; daß dieser Gelehrte den Mißverstand veranlasset, und selbst anzunehmen scheint, Dieses ist mir in der That unbegreiflich.

Weit weniger hingegen befremdet es mich, daß Herr Michaelis in dieser Recension, so wie bei allen Gelegenheiten, noch immer fortfährt, meine Nation der abscheulichsten Grundsätze, in Absicht auf die Eide, zu beschuldigen; obgleich Dohm, in dem zweiten Theile seiner vortrefflichen Schrift, mit unwiderlegbaren Gründen und Zeugnissen sie in dem Gemüthe eines jeden billigen Lesers gerechtfertiget, und den Ungrund jener gehässigen Anklage hinlänglich dargethan haben muß. Gewisse götting'sche Gelehrte scheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die jüdische Nation eingenommen zu sein; und obgleich das aufgeklärte Publikum seitdem zu menschlichern und tolerantern Gesinnungen gelangt ist, so beharren sie immer noch bei dem verjährten Wahn. So Vieles auch die einzelnen Mitglieder der Universitäten als Lehrer und Schriftsteller zur Aufklärung Deutschlands beigetragen; so scheinen sich doch auf der hohen Schule selbst gewisse Nationalvorurtheile am spätesten zu verlieren. Selbst die gelehrten Anzeigen, die von jeher würdige Schriftsteller zu Mitarbeitern gehabt, und sich noch jetzt durch Männer, wie M. H. M. F. und A. in ihrem Ansehen erhalten, werden von manchem Recensenten durch dergleichen vorgefaßte Meinungen nicht selten verunstaltet. Schon vor dreißig Jahren, als Lessing sein Lustspiel die Juden herausgab, hatte ein Recensent in denselben die allumfassende Menschenkenntniß, ihm entgegen zu setzen: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben; und noch jetzt, nach Verfließung solcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, da es beinahe kein Verdienst mehr ist, die Vorurtheile dieser Art abgelegt zu haben, tritt noch immer so mancher Vertheidiger derselben, wie wol mit offenbarer Ohnmacht, in eben diesen gelehrten Blättern auf, gibt sich die vergebliche Mühe, die vortrefflichen Ausarbeitungen eines Dohms herunter zu setzen, und ihnen so manche

kahle Schreiberei vorzuziehen, welche die Vorurtheile wider die jüdische Nation wiedrr in Gang zu bringen suchet.

---

3. Die Bildsäule.

Ein psychologisch-allegorisches Traumgesicht.

„Ich habe sie gesehen", erzählte gestern in unsrer Versammlung ein junger speculativer Kopf, der noch sein System nicht gewählt hat; „ich habe die Bildsäule à la Bonnet oder à la Condillac gesehen, welche sich unser Freund Engel aus Frankreich kommen ließ, um seinen philosophischen Satz zu beweisen. Ich habe sie genau beobachtet, bin auf alle ihre Bewegungen und Reden, Blicke und Geberden aufmerksam gewesen. Denn es war nicht sowol eine bloße Bildsäule, als ein selbstbewegendes sinnreiches Kunststück, ein Automaton nach vaucamsonscher Art, das alle menschlichen Verrichtungen nachzuahmen eingerichtet, und noch mehrerer Veränderungen fähig war. Ich habe ihr ganz Spiel wahrgenommen; aber freilich auch nur im Traume, oder vielmehr, mein Traumgenius hat das metaphysisch-allegorische Gesicht nur fortgesetzt, auf das ihn jener scharfsinnige Weltweise geführt hatte.

Der Sohn des Schlafs und der Dichtung war so gütig, mich in einen Saal zu führen, der mit vielen Automaten dieser Art ausgeziert war. Eines derselben ließ er hervortreten, im Saale auf und nieder spazieren, und endlich auf eine nicht unangenehme Weise singen und tanzen. Der Gesang fiel lieblich ins Ohr; obgleich die Worte nicht von Metastasio, und die Töne nicht vom Ritter Gluck gesetzt zu sein schienen. Auch der Tanz war nicht von Noverre erfunden, aber schien mir desto natürlicher und einfacher zu sein. Als ich mich genug an dem Schauspiele ergötzt hatte, rief ich: „Gütiger Genius! ich danke dir für dieses angenehme Spiel; aber nun zeige mir auch das innere Triebwerk, durch welches diese dädalische Bildsäule im Stande ist, die Sinne so angenehm zu unterhalten. Ich möchte nicht gerne bloß ergötzt sein, sondern auch durch deine Güte vernünftiger werden." „Vernünftiger?" sprach der Götterknabe.

„Die spröde Dame Vernunft ist selten meine Freundin. Sie ist von jeher meinem Vater nicht so sonderlich gewogen gewesen; und meine Mutter, deren Erzieherin sie gewesen sein will, hat mir gerathen, der Matrone äußerlich alle Achtung zu bezeigen, aber mich übrigens an ihre Launen und strenge Kritiken nicht zu kehren. Indessen sei dir ein Theil deines Wunsches gewährt."

Er berührte das Bild mit dem Mohnbüschel, den er von seiner Mutter zum Geschenk erhalten; und plötzlich verwandelte sich das Automaton in ein Chor von Jünglingen und Mädchen, welche nach dem Winke eines Chormeisters, Mens oder Menschengeist genannt, der auf erhabenem Throne in der Mitte saß, durch einander tanzten und sangen. Jedes derselben schien seine eigene Stellung, Geberde und Wendung, wie nicht weniger seine eigene Art von Modulation der Stimme unverändert zu behalten. Indessen vermischte sich dieses Alles in eine so angenehme Harmonie, daß ich eine Zeit lang meinen Vorsatz vernünftiger zu werden, darüber vergaß. Endlich rief ich: „Holder Dämon! ich kann in dieser großen Mannichfaltigkeit der Töne und Bewegungen nichts unterscheiden. Laß die Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen, einzeln auftreten und ihre Künste zeigen. Ich möchte mich mit Jedem derselben gern insbesondere unterhalten, und über die Art und Weise, wie sie erzogen und gebildet worden sind, Manches von ihnen selbst durch Fragen erforschen, Manches von ihrem Chormeister mir erläutern lassen. Diese Nachrichten würden in unseren Zeiten, da Alles, was in Pädagogik einschlägt, so allgemein beliebt ist" — „Gut, versetzte der Traumgott: ich merke wohl, Du wünschest bloß Stoff zu einer Vorlesung in Deiner Gesellschaft. — — Auch dieser Wunsch sei Dir gewährt!" Ich hatte hierauf im Traume eine lange Unterredung mit diesen Genien, erfuhr so manchen interessanten Umstand, den ich des Morgens, als ich erwachte, aufzeichnen wollte. Ich trat an das Pult, und — siehe! ich fand das Resultat der ganzen Unterhaltung mit den Genien sowol, als mit ihrem Anführer, auf einem Blatte von meiner eigenen Hand aufgezeichnet.

Wie? wo? und wann habe ich Dieses geschrieben? Nachts während dem Traume? — Ich muß wohl genachtwandelt haben, und warum nicht? Ohne Nachtwächter zu sein, kann man ein oder einige Mal in seinem Leben genachtwandelt haben; so wie man, ohne ein Trunkenbold zu sein, sich etliche Mal in

seinem Leben betrunken haben kann. Haben wir doch Alle, mehr oder weniger, die Anlage, im Traume gewisse willkürliche Bewegungen hervorzubringen, die mehr mit dem geträumten Zustande, als mit dem, in welchem wir uns wirklich befinden, übereinkommen. Dieß geschiehet, so oft die geträumten Bilder rege genug sind, auf die Organe der Bewegung zu wirken, und sie in die Bewegungen zu setzen, die ihnen entsprechen. Nun wird in dem gewöhnlichen Zustande zwar dieser Traum und seine Einwirkung auf die Gliedmaßen bald unterbrochen, und nicht lange genug anhalten, um den Namen der Nachtwandlung zu verdienen. Ist aber der Traum zusammenhängend genug, und aus wirksamen Bildern zusammengesetzt, so kann er auch zusammengesetzte Veränderungen in den Gliedmaßen der Sinne hervorbringen, und eine Zeitlang fortsetzen. Diese Reihe von willkürlichen Veränderungen, die der Träumende alsdann hervorbringt, nennen wir Nachtwandlen, und einen Menschen, der in seinem Körper die Anlage hat, Dieses öfter zu thun, einen Nachtwandler. — Ich darf also nur abschreiben, und hie und da einige Lücken, die in meinem nächtlichen Aufsatze zurückgeblieben sind, ausfüllen.

* * *

Zuerst erschienen zwei jugendliche Knaben, die sich Gesicht und Gefühl nannten. Beide lebten in vertraulicher Freundschaft, hatten ihre Schulstudien gemeinschaftlich gemacht, und sich einander ihre Kenntnisse, so wie Leid und Freude, die ihnen begegneten, wechselsweise mitgetheilt. Jener hatte einen Bruder, den er beständig mit sich führte. Er nannte sich zum Unterschied Raumgesicht und seinen Bruder Farbengesicht. Die Brüder hatten Alles gemein, bis auf die vertrauliche Freundschaft des Gefühls, die sich Farbengesicht zu erwerben nicht im Stande war. Auch nahm dieser wenig Antheil an jenen gemeinschaftlichen Studien, und überließ sich seinem eigenen Spiele, so oft diese sich von den Wissenschaften unterhielten. — Sie hatten unter andern die Anfangsgründe der Geometerie erlernt, oder vielmehr, wie von Blaise Paskal geprahlt wird, selbst erfunden. Raumgesicht, ein Knabe voller Einbildung und Anmaßung, schrieb sich die ganze Erfindung allein zu, und der gutherige Genius Gefühl ließ sich Dieses eine Zeitlang einreden. Als aber bei Professor Saunderson die beiden Brüder Raumgesicht und Farbengesicht einst abwesend waren, machte sich das Gefühl über die ganze Geometrie her

und entdeckte, daß seine Kenntnisse allein hinreichend wären, diese göttliche Wissenschaft zu erfinden, und daß ihm Raumgesicht nur einige Ausdrücke und Redensarten zur Erläuterung der Sätze hergegeben, die aber allenfalls auch entbehrt werden konnten. Ja, er ging so weit, daß er die Theorie, die sie gemeinschaftlich für das Farbengesicht festgesetzt hatten, in seine ihm eigenthümlichen Begriffe, Sprache und Redensarten zu übertragen wagte, so geringe auch sonst sein Umgang und seine Bekanntschaft mit dem Farbengesicht gewesen. Er erfand also eine Optik für Blindgeborne, und ließ sie durch Saunderson öffentlich lehren.

Die Entdeckung, die dieser Genius hiervon, bei einer andern Gelegenheit, seinem Freunde Raumgesicht machte, schien einige Kaltsinnigkeit zwischen ihnen zu veranlassen. Indessen merkte der scharfsinnige Genius Raumgesicht, daß auch er, ohne Beihülfe des Gefühls, eine Art von Geometrie erfunden haben würde, wiewol nicht dieselbe, welche sie gemeinschaftlich erfunden hatten. Er würde nämlich von andern einseitigern Grundbegriffen ausgegangen sein, würde alle Worte und Redensarten der gemeinschaftlichen Mathesis in seine eigene Sprache gleichsam haben übersetzen, andere Grund- und Heischesätze haben vorausschicken müssen, und auf Resultate gekommen sein, die bloß für das Gesicht passend gewesen wären. Diese Bemerkung brachte die Gemüther wieder näher zusammen. Sie sahen, daß sie Beide gleiche Ansprüche und gleiche Verdienste hatten, und fanden es also nützlicher, auf einseitige Rechte Verzicht zu thun, um das Gemeinschaftliche ihrer Erfindungen zu cultiviren, und davon in anderen Wissenschaften den nützlichsten Gebrauch zu machen.

Sie trugen also ihre Kenntnisse zusammen, verglichen sich über die Begriffe von Raum, Entfernung, Erhöhung, Vertiefung, Linie, Winkel, Fläche, Bewegung u. s. w. Worte, die in dem Dialekte eines jeden Sinnes ihre eigene Bedeutung haben; die aber dennoch so beschaffen sind, daß sich der eine Sinn durch die Sprache des andern verständlich machen kann. So ist z. B. in der Sprache des Gesichts eine Linie gerade, wenn sie aus einem ihrer Endpunkte betrachtet, von einem Punkte nicht zu unterscheiden ist; oder wenn sie sich vom Horizonte allmälig erhebt, je weiter sich ihre Theile vom Auge entfernen. Eine Kugel ist ein Körper, dessen Schatten von allen Seiten zirkelförmig ist. In der Sprache des Gefühls werden diese Erklärungen an-

ders ausgedrückt; dem Wesen nach bleiben sie aber immer dieselben. Und die Knaben verstanden sich einander, so oft sie sich von ihren Angelegenheiten zu sprechen hatten: so wie auch die Berichte, welche sie dem Chormeister von ihren Wahrnehmungen und Verrichtungen abzustatten hatten, ihm deutlich waren, und mit Beifall aufgenommen wurden.

Die Nachrichten der übrigen Knaben hatten bei weitem die Deutlichkeit nicht. Ihr Vortrag schien mehr Empfindung, oder Empfindelei, als reiner Verstand. Gehör, ein rascher wollüstiger Knabe, schien zwar mit einiger Anstrengung auf die Zeit und ihre Ausmessungen aufmerksam zu sein; allein am Ende mehr, um der Empfindung zu schmeicheln, oder das Herz für sich einzunehmen, oder die Einbildungskraft in Feuer zu setzen, als um den Verstand zu bilden. Alle seine Bilder hatten Leben und Bewegung. Zärtlichkeit, Mittheilung, Mitleid und Mitfreude; auch Zorn und Wuth, und Alles, was die Leidenschaften Schreckliches haben, konnte er in seinem Dialekt gar schicklich ausdrücken. Nur dem Verstande brachten seine Lautbilder kein sonderliches Licht.

Geruch und Geschmack, beide von grober, plumper Sinnlichkeit, waren dem Genusse so ergeben, daß auch die Einbildungskraft nichts mit ihnen zu thun haben wollte. Sie lebten mit einander ungefähr in demselben vertraulichen Umgange, wie Gesicht und Gefühl. Aber Beide von weit trägerem Wesen, klebten immer an dem Gegenwärtigen, und hielten sich so fest an den Augenblick, daß mit ihm auch aller Genuß und alle Besinnung zu verschwinden schien. So groß die Mannichfaltigkeit ihrer Empfindungen war; so wenig hatten sie sie doch in Klassen gebracht, und durch Worte und Zeichen auszudrücken gesucht. Die grobe Sinnlichkeit ist nicht sonderlich mittheilend, und bedarf um so viel weniger der Sprache.

Jene wissenschaftliche Götterknaben, Gesicht und Gefühl, wollten einst in den von ihnen erfundenen mathematischen Wissenschaften die übrigen Genien unterrichten; allein alle ihre Bemühung, sich ihnen verständlich zu machen, war vergeblich. Wenn die Schüler sich auch derselben Worte bedienten, so verbanden sie doch damit weder dieselben, noch ähnliche Begriffe. Zuweilen waren es bloße leere Zeichen, die sie von ihren Lehrern auf Glauben annahmen, ohne sich überall eines Eindrucks dabei bewußt zu sein. Zuweilen hatten die Zeichen zwar auch in ihrem Dia-

lekt einige Bedeutung; aber diese war von dem wahren Sinne derselben sehr weit entfernt, unfruchtbar an Folgen, und unfähig sie in der wissenschaftlichen Erkenntniß einen Schritt weiter zu führen. Wenn das Gehör von Höhen und Tiefen redete, oder der Geschmack einen Eindruck scharf oder stumpf nannte, so waren ihre Begriffe von Allem, was Körper und Flächen angehet, so weit entfernet, daß weder geometrische noch arithmetische Grundsätze dabei von einigen Folgen sein konnten. Endlich ward ihr Vortrag durch Einmischung übel verstandner Kunstwörter nur verwirrter; und die Einbildungskraft, in deren Hause sie gebildet wurden, merkte, daß durch die Bemühung sie wissenschaftlich zu machen, ihre Talente nicht verbessert, und die Berichte, die sie dem Chormeister abzustatten hätten, ihm weder verständlich, noch nutzbarer gemacht würden.

Voller Unwillen über ihrer Zöglinge Ungelehrigkeit, und chimärisch, wie diese Dame zu sein pfleget, gerieth sie auf den sonderbaren Einfall, sie ihrer Dienste völlig zu entlassen. „Was sie von den äußern Gegenständen zu berichten haben, dachte sie, können jene Kinder der Vernunft in ihrer wissenschaftlichen Sprache ebenso faßlich, und mit weit mehr Ordnung, Praecision und Deutlichkeit vortragen. Was ist das Gehör anders, als Bebung in den Nervenfasern dieses Organs, die mit den Schwingungen der schallenden Luft übereinstimmen? Durch Linien und ihre Verhältnisse kann also Alles angedeutet werden, was dieser Sinn vorzutragen hat. Und das Farbengesicht? Am Ende kömmt Alles auf den Lichtstrahl und den Winkel an, unter welchem er gebrochen und von der Oberfläche der Körper zurückgeworfen wird. Durch Linien, Winkel und Flächen wird sich also auch Alles angeben lassen, was dieser vorzubringen haben kann. Dieser Genius stehet überhaupt, wie sie bemerkte, in einem doppelten Verhältnisse. In Absicht auf sein Object und das Räumliche desselben, ohne welches sich keine Farbe denken läßt, stehet er in der genauesten Verwandtschaft mit Raumgesicht; in Absicht auf seine Wirkung aber hat er die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Gehör; so daß sich seine Wahrnehmungen alle durch Berichte jener mit ihm verwandten Sinne leicht ersetzen lassen. Wir können also in Zukunft dieser unverbesserlichen Knaben gänzlich entbehren, fuhr sie mit sich selbst fort; Gefühl und Raumgesicht mögen Alles, was den Körper und seine Eigenschaften angehet, und Gehör, was von der Zeit und ihren Ausmessungen abhänget,

fernerhin auf das Treueste berichten; Bewegung und Ruhe, und was sonst mit diesen in Verbindung stehet, sei ihnen gemeinschaftlich überlassen. Die übrigen Genien mögen ihres Daseins genießen und schlafen."

Dame Vernunft, mit der die philanthropische Erzieherin Dieses an einem Morgen überlegte, hielt mit ihr folgendes Gespräch:

„„So wäre denn, Deiner Theorie nach, mein Kind! der Schall nichts anders, als das Beben der Saite, oder das Schwingen der Lufttheile?""

„Was sonst?"

„„Gleichwol hören die Menschen weder Saite noch Luft, weder Schwingen noch Beben.""

„Weil sie weder in der Luft, noch in der Saite hören; sondern im Ohr, oder noch eigentlicher im Gehirne."

„„Sie hören doch aber auch kein Ohr, kein Gehirn, keine Nervenfasern, keinen Nervensaft, und keine Nervenschwingung. Der Schall dünkt mich etwas von allem Diesen Unterschiedenes zu sein.""

„Allerdings, etwas Anders. Der Schall ist eine sinnliche dunkle Empfindung, eine Empfindung, in welcher wir die Dinge nicht sehen, wie sie sind, nicht wahrnehmen, wie sie den Objecten außer uns zukommen; sondern wie wir sie uns, nach unsrer Eingeschränktheit, vorstellen."

„„Du denkst also: wenn die sinnliche Erkenntniß deutlich wäre, so würden die Menschen nicht mehr Schall, sondern weiße oder gräuliche Gehirnfasern wahrnehmen, die sich bald geschwinder, bald langsamer schwingen, oder die einen feinen leicht beweglichen Saft in einander ergießen. Nicht?""

„Was denn Anders? Es gehet ja wol in währendem Hören nichts Anders in dem äußern oder innerem Organ vor, als etwa dergleichen Abänderungen in den feinsten Fasern und Gefäßen, oder in Demjenigen, was sie enthalten."

„„Siehest Du aber nicht, mein Kind! daß Dieses heißt: wenn die sinnliche Erkenntniß deutlicher wäre, so würden die Menschen mit den Fingern oder mit den Augen hören? Leuchtet Dir Dieses denn nicht ein?""

„Nicht völlig!"

„„Was weiß das Gehör von Organ, von Fasern, von Saft, von Schwingungen? überhaupt von Raum, Materie,

und Bewegung? Alle diese Begriffe haben die Menschen den Fingerspitzen und den Augen zu verdanken. Den Schall in solche Merkmale auflösen, heißt im Grunde nichts Anders, als ihn mit Fingern greifen, oder mit Augen sehen wollen.""

„Die Farben aber —"

„„Mit den Farben hat es dieselbe Bewandtniß. Sie durch Linien und Winkel in deutliche Begriffe verwandeln, heißt: sie mit den Fingern greifen wollen; — ebenso ungereimt, als sie mit den Ohren hören wollen! Nicht anders verhält es sich mit Geruch und Geschmack. Der Reiz in den Nervenwärzchen, wodurch man sie zu erklären sucht, ist den Worten sowol, als den Begriffen nach, aus der Sprache des Gefühls und des Raumgesichts entlehnt; und erklärt eben so wenig die Natur der Empfindung, des Geschmacks und des Geruchs, so wenig man den Geschmack hören oder den Geruch sehen kann.""

„Indessen ist doch aber im Gehirn irgendwo der Sitz der Seele; und was bei den sinnlichen Empfindungen an diesem Orte vorgehet, kann doch im Grunde nichts Anders sein', als Bewegung einer festen oder flüssigen Materie?"

„„Sitz der Seele? — Der Blindgeborne, bevor ihm das Gesicht wiedergegeben ward, glaubte nicht Anders, als seine Seele sei in den äußersten Fingerspitzen.""

„In der That, ein seltsamer Einfall!"

„„Nicht so seltsam, als es Dir scheint, meine Tochter! Daselbst war der Sammelplatz aller seiner äußern Empfindungen; der Ort, von welchem alle seine klaren und deutlichen Begriffe ausgingen. Mußte er nicht seine Seele dorthin verlegen? — Von den Fingerspitzen selbst aber hatte er nicht den sichtlichen Begriff, den der Sehende davon hat; nicht den durch Licht und und Schatten, Hell und Dunkel, und alle übrigen Modificationen der Farbe sich abändernden Eindruck, sondern einen bloß fühlbaren, durch Glätte und Rauhigkeit, Härte und Weichheit, Erhöhung und Vertiefung modifizirten Eindruck. Was er mit diesen Fingern, im eigentlichen Sinne, begreifen konnte, war auch für seinen Verstand begreiflich; daher er den Sitz seiner Vorstellungen von Dingen außer sich nothwendig dahin verlegen mußte, wo ihm alle seine Erkenntniß herzukommen schien.""

„Richtig! — aber."

„„Eine kleine Geduld! Nun wurden ihm die Augen geöffnet. Er erlangte auch Eindrücke des Gesichts, und verglich

sie mit den Eindrücken des Gefühls; setzte beide außer sich, in einen und denselben Gegenstand, weil sie sich so oft begleiteten. Aber den Gegenstand beider Empfindungen setzte er Anfangs dicht an dem Orte, wo er seinen eigenen Leib sah und fühlte; daher ihm die Gegenstände alle, die er sah, dicht auf den Augen zu liegen schienen. Die Seele verließ nunmehr die Fingerspitzen, wo bloß die Gefühle ihren Sammelplatz hatten; denn nunmehr ist der Leib zu einem sichtbaren Bilde geworden, in welchem an verschiedenen Orten verschiedene Organe zu sehen, und auch zu fühlen waren. Sie schlug also ihren Thronsitz an einem Orte auf, wo alle Sinne freien Zutritt zu haben scheinen, etwa unweit der Augen; oder, wenn der sehend gewordene Blinde Anatomie höret, im Gehirne. — Endlich setzt er allmälig die Gegenstände, die er siehet und fühlt, auch in einiger Entfernung, von seinem sichtbaren Leibe hinweg, nachdem er sich mehr oder weniger Bewegung geben mußte, einen Gegenstand des Gesichts zu berühren. Schall, Geruch und Geschmack ist der Mensch nicht so geneigt, außer sich, und mit den Eindrücken des Gesichts und des Gefühls in einen und eben denselben Gegenstand zu setzen; weil die Gegenstände öfters gegenwärtig sein können, ohne einen Laut von sich zu geben, und weil ihre Merkmale nicht so auseinander fallen, daß sie an etwas Räumliches —"""

„Keine Lection aus dem Condillac, wenn ich bitten darf! Sagen Sie mir nur! Ist es denn nicht andem, daß sich Alles in der körperlichen Natur durch Materie und Bewegung erklären lasse?"

„„In so weit sich diese körperliche Natur mit den Fingern greifen, oder mit den Augen sehen läßt, ist Dieses nicht zu leugnen; aber auch nicht weiter. Sind doch Materie und Bewegung selbst, sowol dem Begriffe, als den Worten nach, aus den Bezirken dieser beiden Sinne genommen. Weder Schmerz noch Schall, weder Hunger noch Geruch, haben das Mindeste mit Materie und Bewegung gemein.""

„Was nennet Ihr denn, Madam! mechanisch philosophiren, wovon Eure Schüler so viel Rühmens zu machen pflegen?"

„„Durch unzeitigen, oder unschicklichen, oder allzuhäufigen Gebrauch kann Alles gemißbraucht werden. — Mechanisch philosophiren heißt, eine zusammengesetzte Erscheinung in ihre Elemente auflösen; in der Körperwelt insbesondere eine Erscheinung bis auf die einfachen Grundbegriffe von Ausdehnung, Wider-

stand, und Bewegung zergliedern, und jeder Veränderung Maaß, Zahl und Gewicht bestimmen, und endlich, wo es möglich ist die Größen in den Ursachen mit den Größen in den Werkzeugen in Vergleichung bringen. In so weit also diese Methode auf zusammengesetzte Erscheinungen des Gesichts und des Gefühls angebracht wird, reicht sie wirklich hin, sie im eigentlichsten Verstande zu erklären. Von den Gegenständen der übrigen Sinne aber gibt diese sogenannte mechanische Philosophie eine bloß scheinbare, im Grunde aber täuschende Art zu erklären ab.""

„Hierüber bitte ich mir nähere Erläuterung aus."

„„Diese wollte ich eben hinzufügen. Die Eindrücke der übrigen Sinne sind an und für sich, wie Du weißt, nicht leicht unter mathematische Begriffe zu bringen; nicht leicht nach Maaß, Zahl und Gewicht zu bestimmen, weil ihre Merkmale gleichsam in einander fallen, und nicht in Einheiten getrennt werden können. Du selbst bemerktest aber, daß sie mit den Eindrücken des Gefühls und des Gesichts in beständiger Uebereinstimmung sind: daß eine längere Saite von diesem oder jenem Verhältniß diesen oder jenen bestimmten Ton hervorbringt; daß ein Grad des Feuers, der die Körper so und so viel ausdehnet, auch diese oder jene Empfindung der Wärme, wenn alles Uebrige gleich ist, in dem menschlichen Körper hervorzubringen fähig ist; daß endlich ein Lichtstrahl unter diesem oder jenem Winkel gebrochen, auch allezeit von dieser oder jener Empfindung der Farbe begleitet wird. Nun kamst Du, mein Kind! wie Du Dich erinnern wirst, auf den nicht unglücklichen Einfall, die Erscheinungen der übrigen Sinne, mit den Eindrücken des Gesichts und des Gefühls, die ihnen entsprechen, in Vergleichung zu bringen. Du erfandest das Monochord, das Thermometer, und die ganze Farbentheorie des Newton, um durch diesen Kunstgriff die Erscheinungen der übrigen Sinne unter mathematische Ausmessungen zu bringen. Die Quantitäten und ihre Verhältnisse konnten auf diese Weise, aus dem Gebiete der beiden deutlichen Sinne, auf die Eindrücke der übrigen sinnlichen Empfindungen übergetragen werden, da die Erfahrung lehrte, daß Diese mit Jenen, unter allen Veränderungen, in beständiger Uebereinstimmung blieben. Durch Reduction der übrigen sinnlichen Veränderungen auf die begleitenden Veränderungen im Sichtbaren und Fühlbaren, wurden Linien und Flächen und Zahlen angebracht, wo nur von Stärke und Schwäche die Rede sein konnte. — Der Einfall war sinnreich,

und hatte seinen Nutzen. Du siehest aber selbst, daß die Reduction bloßes Hülfsmittel sei; aber keine wirkliche Erklärung an die Hand gebe. Die Empfindung des Schalls, des Geruchs, der Farbe, so wie des Hungers, des Schmerzes, durch Materie und Bewegung erklären, heißt: den Schall sehen, die Farben hören, oder den Hunger mit Fingern greifen wollen. Da die Erscheinungen der übrigen Sinne, nicht aus Elementen der Materie und Bewegung zusammengesetzt sind; so können sie auch in diese Elemente nicht aufgelöset, d. h. durch Materie und Bewegung nicht erklärt werden. So oft Dieses geschiehet, ist es bloß Hülfsmittel der Erfindungskunst, um unausgedehnte Größen, die an und für sich nicht ausgemessen werden können, mit ausgedehnten Größen zu vergleichen, und vermittelst derselben sie unter mathematische Ausmessungen zu bringen. Ein wahrer Mißbrauch dieser Methode aber ist es in der That, wenn man glaubt, Farbe, Geschmack, Geruch, Hunger, Schmerz u. s. w. durch Linien und Winkel, Raum, Widerstand und Bewegung begreiflich machen zu können. Jeder Sinn hat gleichsam seinen eigenen Dialekt. Diese Begriffe von Ausdehnung und Bewegung sind aus der Sprache des Gefühls entlehnt. Es ist dir erlaubt, zum Behuf Deiner Erfindungen aus dem Dialekt der übrigen Sinne in den Dialekt des Gefühls und des Gesichts gleichsam zu übersetzen. Du täuschest Dich aber selbst, wenn Du glaubst, jene heterogene Mundarten dadurch verständlich zu machen.""

* * *

Bis hierher war mein Aufsatz noch ziemlich leserlich, oder doch wenigstens zu entziffern, und die Gedanken konnten mit geringen Veränderungen in einen leidlichen Zusammenhang gebracht werden. Der Ueberrest war nicht zu verstehen, und verlor sich zuletzt in lauter Gedankenstriche. — —

Mein Traumgenius ist, wie man siehet, aus der Schule des Thomas Barklai, die Alles idealistisch erklären will, und Ausdehnung, Figur und Bewegung eben so wenig einem außer uns wirklichen Gegenstand zuschreibt, als Schall, Farbe, Geruch und Geschmack, oder Schmerz, Durst und Hunger. Beatty, Reid, und die übrigen Freunde des Gemeinsinnes (Commonsense), die wider den Bischof zu Felde gezogen sind, lassen sich diese Spitzfindigkeiten nicht irren, und trauen keiner Speculation, die den gesunden Menschenverstand wider sich hat. Insbesondere, sprechen sie, muß die Philosophie nicht wieder durch einander werfen,

was der gemeine Menschenverstand auseinander gesetzt und unterschieden hat. Nichts leuchtet dem geraden Menschensinne mehr ein, als der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenbeschaffenheiten der Dinge, wie Locke sie genannt hat. Die Körper außer uns sind, wie Jedermann aus voller Ueberzeugung spricht, wirklich ausgedehnt, haben wirklich und in der That Figur und Beweglichkeit, und können vermittelst dieser Grund- und Hauptqualitäten, woraus sie bestehen, Schall, Geruch und Geschmack, in den Gliedmaßen der Sinne, und vermittelst dieser in unserm denkenden Wesen erzeugen, und zur Wirklichkeit kommen lassen. Wenn wir den innern Bau jedes Organs kennten, glaubt Jedermann, so würden wir auch begreifen, wie durch Abänderung jener Grundbeschaffenheiten, d. i. durch das Gewebe der feinsten Fasern, und durch die Bewegung, die ihnen von den äußern ausgedehnten und bewegten Gegenständen mitgetheilt wird, diese Nebenbeschaffenheiten entstehen, oder vielmehr die Empfindungen und Vorstellungen derselben in uns erzeugt werden kann.

Ihr scheint die Schwierigkeit, die hier liegt, nicht recht zu fassen, oder nicht fassen zu wollen, ruft der Anhänger des Barklai. Ihr zeigt bloß die Veränderungen im Sichtbaren und Fühlbaren an, von welchen die Empfindungen der übrigen Sinne begleitet werden, und glaubt die Empfindung dieser Sinne erklärt zu haben. Ihr übersetzet gleichsam nur aus der Sprache der übrigen Sinne in die Sprache des Gefühls und des Gesichts; und täuschet Euch selber, wenn Ihr glaubt, auf diese Weise die Natur und die Beschaffenheit der übrigen Sinne ins Licht gesetzt zu haben. Ganz befremdend ist es übrigens, wenn Ihr Euch auf Gemeinsinn berufet. Ihr ginget ja auf philosophische Erklärung aus, versprachet ja Befriedigung der Vernunft.

Das sehen wir wohl ein, antworten Jene, daß Eure Philosophie Forderungen macht, denen wir nicht Genüge leisten können. Allein wir bescheiden uns, und thun Verzicht auf die Befriedigung einer Vernunft, die in diesem Leben nicht völlig zu befriedigen ist. Wo das Erklären über unsere Kräfte gehet, begnügen wir uns mit der Erläuterung. Ihr vergleichet unsere Methode mit einer Uebersetzung aus dem Dialekte der übrigen Sinne in den Dialekt des Gesichts und des Gefühls, und saget, daß dadurch die Sprache der Urschrift nicht verständlicher wird? Wenn Ihr Dieses bloß zur Demüthigung unsrer Philosophie saget, so lassen wir es uns gefallen. Gestehet aber auch auf

Euerer Seite, daß deßwegen diese Erläuterungsmethode nicht ganz zu verwerfen sei. So lange wir die Urschrift, um bei dieser Vergleichung zu bleiben, so lange wir sie selbst nicht lesen können, müssen wir uns mit Uebersetzungen behelfen; und sie würden uns gute Dienste thun, wenn wir sie nur vollständig hätten, wenn nicht an den wichtigsten Stellen noch gar merkliche Lücken zurückgeblieben, die man uns bis jetzt noch nicht ergänzt hat. Was für ein Licht würde uns in der Physiologie des menschlichen Körpers, und vermittelst derselben in vielen andern Wissenschaften und nützlichen Kenntnissen aufgehen, wenn wir den Bau der Nerven und Muskeln, die innere Fabrik des Gehirns, den Zusammenhang und die Verwebung ihrer kleinsten Theile, und den Umlauf der Säfte in denselben auf das Genaueste angeben könnten! Obgleich alles Dieses uns, Euerer Erinnerung zufolge, bloß zu einer vollständigen Uebersetzung führen würde.

Allerdings, würde der Schüler Barklais, oder Engels metaphysischer Traumgenius hierauf antworten: ich leugne den Nutzen nicht, den eine solche Uebersetzung haben kann, und bin weit davon entfernt, diese Methode an und für sich zu tadeln, oder die Bemühung Derjenigen gering schätzen zu wollen, die sie zu erweitern, und die Lücken zu ergänzen suchen. Man erinnere sich aber nur jederzeit, daß eine Uebersetzung eine Uebersetzung ist; und hüte sich, davon auf das Genie der Ursprache zu schließen. Bildet Euch also nicht ein, z. B. daß Schall und Geruch, Geschmack und Farbe nichts Anders sei, als dunkle oder verwirrte Vorstellungen von figurirten und bewegten Körperchen, wie einige Weltweisen zu behaupten gewagt haben; vermuthlich Anfangs zur bloßen Erläuterung, um zu zeigen, was im währenden Hören, Riechen und Schmecken etwa für harmonische Veränderungen im Fühlbaren und Sichtbaren vorgehen mögen. Am Ende aber verschwand diese philosophische Bescheidenheit, und man glaubte erklärt zu haben, was Hören, Riechen und Schmecken sei? Wer war es, der in seiner philosophischen Begeisterung ausrief: Man gebe mir Materie und Bewegung, so mache ich eine Körperwelt! Und wenn der Großsprecher auch die Weisheit eines Gottes gehabt hätte, so würde er mit diesen Materialien nichts mehr, als das Fühlbare und Sichtbare in der Welt haben hervorbringen können. Zu den Eindrücken und Merkzeichen der übrigen Sinne würden ihm noch immer die ersten Elemente gefehlt haben.

Ihr sehet also, daß diese Weltweisen gar bald vergessen, daß eine Uebersetzung keine Urschrift sei. Was sollen wir aber zur Vergeßlichkeit Derjenigen sagen, die nicht nur alle übrigen Sinne in Gefühl und Gesicht verwandeln, und so zu sagen den Schall sehen, und den Geruch betasten wollen, sondern auch alle übersinnliche Begriffe des Menschen, alle Wirkungen und Verrichtungen des Verstandes und Witzes, der Vernunft und der Einbildungskraft, durch Abänderungen der sichtbaren und fühlbaren Eigenschaften der Dinge verständlich erklären zu können glauben? Ein feines Gewebe von Fasern, welche ineinander verschlungen sind, und welche die Schwingungen und Bebungen, worin sie von äußern Gegenständen gesetzt werden, sich einander harmonisch mittheilen, Dieses sind die Materialien, aus welchen sie eine ganze Geisterwelt erbauen wollen; und die Gesetze, nach welchen sich diese Schwingungen im Sichtbaren oder Fühlbaren erzeugen und mittheilen lassen, sollen dieselben sein, aus welchen sich die Gesetze der geistigen Verrichtungen alle herleiten lassen. Nachdem diese oder jene Fibern, mehr oder weniger, stärker oder schwächer, erschüttert werden; ist der Erfolg bald ein Urtheil des Verstandes, bald ein witziger Einfall, bald eine großmüthige Entschließung. Diese Denker müssen sich in der That haben aus der Acht kommen lassen, daß Faser, Gewebe, Schwingen, Beben, und alle Synonyma, deren sie sich zum Behuf ihrer Hypothese bedienen, ursprünglich aus der Finger- und Augensprache entlehnt sind, und also nichts Anders begreiflich machen können, als was sich betasten oder besehen läßt. Sie sind von der sehr gegründeten Vermuthung ausgegangen, daß mit jeder geistigen Veränderung, mit jeder Verrichtung der Seelenkräfte, irgendwo im Sichtbaren und Fühlbaren (d. i. in der Materie) eine harmonische Veränderung vorgehen müsse. Sie fanden, wie es scheint, Anfangs für gut, jene durch diese bildlich vorzustellen; im Sinnlichen auf eine materielle Weise zu zeigen, was im Uebersinnlichen, auf eine geistige Weise, vorgehe; und Dieses war ihnen nachzusehen. Allein diese Vergleichung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen, dieses Uebersetzen und bildliche Vorstellen für eine Erklärung ausgeben, heißt den Witz mit Händen greifen oder die Vernunft durch die Brille sehen wollen.

Diese Erklärer lassen sich also, meines Erachtens einen vierfachen Erschleichungsfehler zu Schulden kommen: 1) Was höchstens der Vorwurf eines oder des andern Sinnes sein kann,

machen sie zum Vorwurf aller Sinne, und erbetteln gleichsam den Satz, daß die bewegte Materie der Stoff und der Vorwurf aller sinnlichen Empfindung sei. 2) Ganz unvermerkt nehmen sie sich mehr, als Ihr eingeräumt habet; und nun ist ihnen die in Bewegung gesetzte Materie, nicht nur der Vorwurf der Empfindung, sondern auch die Empfindung selbst. 3) Lasset Ihr auch Dieses hingehen; so wagen sie es, die Materie und ihre objectiven Abänderungen, zu den übersinnlichen Begriffen, und selbst zu den Wirkungen und Verrichtungen der Geisteskräfte zu erheben; und verwandeln am Ende 4) durch einen unbegreiflichen Zauber dieses Object einiger Sinne in das Subject alles Sinnlichen und Uebersinnlichen selbst, d. i. aus dem materiellen Vorwurf des Gesichts und des Gefühls machen sie ein Wesen, das die Eindrücke dieser und aller übrigen Sinne nicht selbst sein, sondern wahrnehmen, die Vorrichtungen der Erkenntniß und Bewegungskräfte nicht selbst sein, sondern in sich hervorbringen soll. — Mich dünkt, Dieß heißt nicht nur, mit jenem Blinden sich die Scharlachfarbe wie den Klang einer Trompete vorstellen; sondern: die Seele selbst sich wie eine Geige denken, die in den Händen eines Virtuosen ein Instrument der Harmonie und des Wohlklangs werden kann; und des Virtuosen vergessen, der diese göttliche Harmonie erst hervorbringen muß, wenn wir den Werth des Instruments erkennen sollen.

---

4. Ueber die Frage: was heißt aufkären?

Die Worte Aufklärung, Cultur, Bildung sind in unsrer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe verstehet sie kaum. Sollte Dieses ein Beweis sein, daß auch die Sache bei uns noch neu sei? Ich glaube nicht. Man sagt von einem gewissen Volke, daß es kein bestimmtes Wort für Tugend, keines für Aberglauben habe, ob man ihm gleich ein nicht geringes Maaß von beiden mit Recht zuschreiben darf.

Indessen hat der Sprachgebrauch, der zwischen diesen gleichbedeutenden Wörtern einen Unterschied angeben zu wollen scheint, noch nicht Zeit gehabt, die Grenzen derselben festzusetzen. Bil-

dung, Cultur und Aufklärung sind Modificationen des geselligen Lebens; Wirkungen des Fleißes und der Bemühungen der Menschen ihren geselligen Zustand zu verbessern.

Je mehr der gesellige Zustand eines Volks durch Kunst und Fleiß mit der Bestimmung des Menschen in Harmonie gebracht worden, desto mehr Bildung hat dieses Volk:

Bildung zerfällt in Cultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objective), auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjective). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Cultur wird demselben beigelegt; so wie einem Grundstücke desto mehr Cultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt worden, dem Menschen nützliche Dinge hervorzubringen. — Aufklärung hingegen scheinet sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (object.) und Fertigkeit (subject.) zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maaßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen.

Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unsrer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Eine Sprache erlanget Aufklärung durch die Wissenschaften, und erlanget Cultur durch gesellschaftlichen Umgang, Poesie und Beredtsamkeit. Durch jene wird sie geschickter zu theoretischem, durch diese zu praktischem Gebrauche. Beides zusammen gibt einer Sprache die Bildung.

Cultur im Aeußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Cultur und Aufklärung ist; deren äußerlicher Glanz und Geschliffenheit innerliche, gediegene Aechtheit zum Grunde hat!

Aufklärung verhält sich zur Cultur, wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntniß zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich betrachtet, (objective) stehen sie in dem genauesten Zusammenhange; ob sie gleich subjective sehr oft getrennt sein können.

Man kann sagen: die Nürnberger haben mehr Cultur, die

Berliner mehr Aufklärung; die Franzosen mehr Cultur, die Engländer mehr Aufklärung; die Sineser viel Cultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten Beides, Cultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, so wie ihre Sprache eine gebildete Sprache ist. — Ueberhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Cultur sowol als der Aufklärung, der Ausdehnung sowol als der Stärke nach.

Ferner läßt sich die Bestimmung des Menschen eintheilen, in 1) Bestimmung des Menschen als Menschen, und 2) Bestimmung des Menschen als Bürger betrachtet.

In Ansehung der Cultur fallen diese Betrachtungen zusammen; indem alle praktischen Vollkommenheiten bloß in Beziehung auf das gesellschaftliche Leben einen Werth haben, also einzig und allein der Bestimmung des Menschen, als Mitgliedes der Gesellschaft, entsprechen müssen. Der Mensch als Mensch bedarf keiner Cultur: aber er bedarf Aufklärung.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitgliedes Pflichten und Rechte, erfordern nach Maaßgebung derselben andere Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeitssinn und Gewohnheiten, eine andere Cultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe, d. i. mit ihren respectiven Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, desto mehr Cultur hat die Nation.

Sie erfordern aber auch für jedes Individuum, nach Maaßgebung seines Standes und Berufs andere theoretische Einsichten, und andere Fertigkeit, dieselbe zu erlangen, einen anderen Grad der Aufklärung. Die Aufklärung, die den Menschen als Mensch interessirt, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen als Bürger betrachtet, modificirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzet hier abermals seiner Bestrebung Maaß und Ziel.

Diesem nach würde die Aufklärung einer Nation sich verhalten, 1) wie die Masse der Erkenntniß, 2) deren Wichtigkeit, d. i. Verhältniß zur Bestimmung a) des Menschen, und b) des Bürgers; 3) deren Verbreitung durch alle Stände, 4) nach Maaßgabe ihres Berufs; und also wäre der Grad der Volksaufklärung nach einem wenigstens vierfach zusammengesetzten Verhältnisse zu bestimmen, dessen Glieder zum Theil selbst wiederum aus einfachern Verhältnißgliedern zusammengesetzt sind.

Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen, als Mensch, nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist Folgendes in Erwägung zu ziehen. Die Collision kann entstehen zwischen 1) wesentlichen, oder 2) zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit 3) wesentlichen, oder 4) mit außerwesentlichen, zufälligen Bestimmungen des Bürgers.

Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürgers, hört die Staatsverfassung auf zu sein; ohne die außerwesenlichen bleibt sie in einigen Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe.

Unglückselig ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie niederzubeugen, und beständig unterm Drucke zu halten.

Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen, so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen Ausnahmen geschehen, und die Collisionsfälle entschieden werden sollen.

Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicher Weise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen; so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren, und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich ins Heiligthum. Allein

dem ungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten, selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet. —

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht, als eine verwesete Blume; Diese nicht so ekelhaft, als ein verfaultes Thier; und Dieses so gräßlich nicht als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Cultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüthe: desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit.

Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Cultur erzeuget Ueppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei.

Wo Aufklärung und Cultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Verwahrungsmittel wider die Corruption. Ihre Art zu verderben ist sich einander schnurstracks entgegengesetzt.

Die Bildung einer Nation, welche nach obiger Worterklärung aus Cultur und Aufklärung zusammengesetzt ist, wird also weit weniger der Corruption unterworfen sein.

Eine gebildete Nation kennet in sich keine andere Gefahr, als das Uebermaaß ihrer Nationalglückseligkeit, welches, wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit genannt werden kann. Eine Nation, die durch die Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen, ist eben dadurch in Gefahr zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann. — Jedoch Dieses führt zu weit ab von der vorliegenden Frage!

---

5. Ueber das sittlich und physische Gute.

(Brief an den Herrn Professor Schwab in Stuttgart.)

Berlin den 18. Juni 1784.

Die philosophische Frage, die Sie mir in Ihrer Zuschrift vom 2. April vorzulegen die Gütigkeit gehabt, ist zwar zum Theil von Ihnen selbst hinlänglich beantwortet worden, hat aber dennoch folgende Gedanken bei mir veranlaßt.

Wenn wir das Moralischgute vom Physischguten unterscheiden, so sehen wir wol hauptsächlich auf die hervorbringende Ursache des Guten oder der Realität. Ist diese zugleich die Endursache desselben, so wird es sittlich; ist sie aber von dieser unterschieden, so wird das Gute physisch zu nennen sein. Bloß Handlungen aus guten Absichten sind moralisch gut; denn die Endursachen, oder der Endzweck, um des willen sie geschehen, sind als Bewegungsgründe und Triebe zugleich die hervorbringenden Ursachen dieser Handlungen. Alle übrigen Güter sowol des Geistes als des Körpers, machen das Physischgute aus, in so weit sie nicht in freiwilligen Kraftäusserungen, nicht in Vollkommenheiten der Begehrungsvermögen, sondern andrer Kräfte und Fähigkeiten unseres Körpers oder unsrer Seele bestehen.

Bona corporis et bona mentis machen also eine ganz andere Abtheilung als bona moralia et physica. Das bonum morale ist bloß ein bonum mentis und findet bloß bei der Aeußerung der Willkür oder der Freiheit Statt; das Physischgute aber kann sowol den Geist als den Leib angehen.

Die Hypothesen, nach welcher man die Verbindung zwischen Seele und Körper zu erklären sucht, haben also, wie mich dünkt, auf die Beantwortung Ihrer Frage nicht den mindesten Einfluß. Ferner: Alles Moralischgute hat Physischgutes zur Wirkung und Absicht. Denn Das, was durch die Handlung zur Wirklichkeit kommt, ist ihre Wirkung (effectus) und ist in so weit der Handlung entgegen gesetzt. Nun kann bloß die Handlung, als Handlung, sittlich gut sein, daher die Folge derselben, als Wirkung betrachtet, nicht mehr sittlich gut sein, sondern zum Physischguten gehören muß.

Ich kann zwar durch meine sittlich gute Handlungen mehrere Handlungen von dieser Art veranlassen, und also auch die Beförderung des Sittlichguten die Endabsicht meiner freien Entschließungen sein lassen. Allein das Sittlichgute, das ich auf diese Weise befördere, ist alsdann in verschiedener Rücksicht zu betrachten. In so weit es von mir veranlaßt, oder befördert worden, ist es nicht Handlung, sondern Folge und Wirkung der Handlung und also physischgut; in so weit es aber in dem Subjecte, dem es zukommt, wieder zur freiwilligen Handlung wird, erlangt es abermals den Namen des Sittlichguten.

Das höchste Moralischgute wird also die größte Summa des Physischguten zur Folge und zugleich zur Absicht haben.

Indessen kann doch, wie Sie gar wohl erinnern, zufälliger Weise aus Sittlichgutem auch physisches Uebel entspringen, und die Frage ist, in wie weit auch Dieses in der Berechnung mit in Anschlag gekommen? Hierauf würde ich ungefähr folgendermaßen antworten:

Das Uebel das aus dem Sittlichguten folget, ist entweder vermeidlich oder unvermeidlich. Das Unvermeidliche ist entweder 1) an und für sich unvermeidlich, wie das methaphysische Uebel in der Schöpfung. Dieses kann der freien Ursache weder zugerechnet noch zugeschrieben werden, oder es ist 2) unvermeidlich secundum quid; in so weit durch die Zulassung desselben, ein größeres Uebel vermieden wird. Von dieser Art sind alle physische und moralische Uebel in der Schöpfung, die dem Schöpfer bloß als Zulassungen nicht als Wirkungen zugeschrieben werden. Sie sind im Grunde bloße Scheinübel und vermindern auf keine Weise den sittlichen Werth der freien Handlung.

Ist aber das physische Uebel von Seiten des Objects in allem Betracht vermeidlich; so kann es dem hervorbringendem Subject noch unvermeidlich sein. In diesem Falle ist es eine Wirkung seiner physischen oder seiner methaphysischen Einschränkung und kann ihm zwar als Ursache zugeschrieben aber nicht sittlich zugerechnet werden. Ist es aber auch ihm vermeidlich gewesen, so ist es entweder per dolum oder per culpam nicht wirklich vermieden worden. In beiden Fällen wird ihm die schlimme Folge sittlich zugerechnet, und sie vermindert den moralischen Werth seiner freiwilligen Handlung.

Ein Beispiel wird diese Unterscheidungen erläutern:

Es wird mir ein junger Mensch zur Erziehung anvertraut. Daß ich ihm nicht Engelsfähigkeiten beibringe, ist an und für sich mir weder zuzuschreiben, noch zuzurechnen. Wenn es auch von meiner Seite möglich gewesen wäre, so stünde mir doch von Seiten des Objects seine metaphysische Einschränkung entgegen. Daß ich manche seiner natürlichen Anlagen nicht so ausgebildet, als sie es hätte sein können, kann zu seinem Besten geschehen sein, um wichtigern Anlagen, welche mehr Einfluß auf seine Glückseligkeit haben konnten, desto mehr Raum und Kraft zu lassen. Die Mängel dieser Art also, die zurück geblieben,

sind bloß von mir zugelassen, aber weder veranlaßt, noch hervorgebracht worden. Wenn aber in seiner Erziehung Fehler begangen worden, die von Seiten des Zöglings zu vermeiden gewesen wären; so wären sie entweder mir, wegen meiner Eingeschränktheit unvermeidlich, und in so weit mir zwar als Ursache zuzuschreiben, aber nicht als freiwillige Ursache zuzurechnen. Sie vermindern also nicht den moralischen Werth meiner Bemühungen um die Erziehung. Sind aber diese Unvollkommenheiten auch mir vermeidlich gewesen; so habe ich sie entweder aus mir überwindlicher Unfähigkeit oder geflissentlich zu vermeiden unterlassen.

Beide werden mir als Ursachen zugeschrieben und als freiwillige Ursachen zugerechnet; Beide vermindern also den moralischen Werth meiner Handlung; Jenes als Schuld (culpa), Dieses als Bosheit (dolus). Ich füge nur noch folgende Anmerkung hinzu. In dem Beispiele, das Sie selbst anführen, würde nach meinen Begriffen zu weit getriebenes Nachdenken sowol der Seele als dem Körper zum Schaden gereichen; Ueberspannung in jener sowol als in dieser verursachen; und die Harmonie der Seelenverrichtungen sowol als die Gesundheit des Leibes zerstören. Beides würde zu dem physischen Uebel zu rechnen sein; aber im Grunde eine sittlich unvollkommene Handlung zur hervorbringenden Ursache haben, die, wie oben angeführt, an gewissen Fällen auch imputabel sein kann.

---

6. Gibt es natürliche Anlagen zum Laster?

Die Fähigkeiten der Menschen sind entweder angeboren oder erworben; natürlich oder künstlich. Man ist sehr oft in Gefahr, diese verschiedenen Eintheilungen mit einander zu verwechseln. Gesetzt, die Amme des Mark Aurel hätte ihr Kind, gleich nach der Geburt, dem Prinzen untergeschoben; das Bürgerkind würde also dieselbe Erziehung genossen haben, die jetzt Mark Aurel gehabt: dieselbe in aller Betrachtung, physisch sowol als moralisch dieselbe. Und gleichwol gestehet man, daß er nicht vollkommen derselbe Kaiser geworden sein würde: besser

oder schlechter; genug, er würde zwar dem wahren ähnlich, aber nicht vollkommen derselbe geworden sein.

In so weit die Fähigkeiten erworben sind, mußten sie bei beiden gleich sein; denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen; in so weit sie aber angeboren sind, konnten sie einige Verschiedenheiten haben, mußten sie sich unähnlich sein. Es kann also die Frage entstehen: ob der untergeschobene Mark Aurel auch würde ein tugendhafter Mann geworden sein; oder ob er eine angeborne Anlage gehabt haben konnte, vermöge welcher er, der Erziehung ungeachtet, dennoch ein Kajus Kaligula, oder so was Schändliches werden können!

Das Erworbene selbst aber kann natürlich oder künstlich erworben sein. — Ein Product ist dem Boden natürlich, wenn es ohne Zuthun des Menschen hervorkommt; wozu aber menschlicher Fleiß und Anbau gehört, das heißt künstlich, ist ein Product des Kunstfleißes. Wenn vom Menschen selbst die Rede ist; so ist ihm jede Fertigkeit natürlich, die er ohne vorsätzliche Uebung und Erlernung erwirbt, die er tanquam aliud agendo erlangt und besitzt, ohne vorsätzlich darauf bedacht gewesen zu sein. In so weit aber zweckmäßige Anstalten, Uebung und Erlernung mit Vorsatz, in der Absicht vorgenommen werden müssen, um diesen oder jenen Grad der Fertigkeit zur Wirklichkeit zu bringen, in so weit wird die Fertigkeit künstlich genannt. Je mehr vorsätzliche Uebungen zu einer gewissen Fertigkeit gehören, je zweck- und regelmäßiger diese Uebungen angestellt werden müssen, desto künstlicher ist sie; je weniger, desto natürlicher.

Ob es Naturalisten in der Tugend gebe; das heißt: ob man ohne vorsätzliches Studium der Tugend, ohne vorsätzliche, nach Vorschrift und Regeln eingerichtete, Erlernung und Uebung, ein tugendhafter Mann werden könne? ist wol die Frage nicht. Wol aber läßt sich untersuchen: ob die Tugend erlernt werden könne? und wenn Dieses ist: ob sie mit einer Wissenschaft, oder mit einer Kunst zu vergleichen? Mit andern Worten: wieviel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der Erkenntnißkräfte zu setzen; und wenn diese nicht Alles können, was trägt außer denselben noch dazu bei, daß man sich bemühe, Fertigkeit in der Tugend zu erlangen?

Daß der Verstand allein nicht hinreiche, beweisen die auffallenden Beispiele heroischer Bösewichter, die mit Engelsverstande

teufliſche Neigungen verbanden. Was ſtand ihren Erkenntniß-kräften im Wege, daß ſie ſich mehr im Laſter als in der Tugend übten?

Gleichwol waren dieſe heroiſchen Böſewichter am Ende doch Thoren; dumme Köpfe zwar nicht, aber doch elende Unkluge, die ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten. Sie ſuchten Glückſeligkeit, erkannten ſie auch wohl theoretiſch, und handelten practiſch, als wenn ſie ſie nicht ſuchten oder nicht kennten. Sie hatten alſo Einſicht, und hatten keine. Wie iſt dieſes Räthſel aufzulöſen?

Wenn Verſtandesſchwäche bei heftigen Begierden die Anlage zum Laſter ausmachen ſollte: ſo müßte ein großer Verſtand nebſt ſchwacher Begierde Anlage zur Tugend ſein; und gleichwol iſt keine große Tugend ohne ſtarke Begierde.

Etwas näher kömmt man dem Ziele, wenn man die Anlage zum Laſter in das Uebermaaß der Begierde über den Verſtand ſetzet. Mangel des Verhältniſſes zwiſchen Einſicht und Begierde bringet, bei Uebermaaß der Einſicht ſtoiſchen Kaltſinn; bei Uebermaaß der Begierde, Laſterhaftigkeit hervor.

Indeſſen ſcheinen doch auch die pſychologiſchen Eintheilungen der Seelenkräfte überhaupt noch nicht hinreichend, dieſe moraliſche Erſcheinung zu erklären. Das Wort Verſtand iſt zu allgemein. Es gibt der Arten des Verſtandes mancherlei, wovon Einer dieſe, ein Anderer eine andere Art beſitzen kann; ſo wie es eine andere Einbildungskraft für den Dichter, eine andere für den Maler, Bildhauer und Baumeiſter geben muß. Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einſicht beſitzen, die dem verſchlagenſten Schurken fehlt. Jener erkennet, daß der Menſch nicht glückſelig ſein kann, ohne Glückſeligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückſeligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unſchicklichſten Mittel. Indeſſen empfindet er doch, daß der Menſch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er ſelbſt genieße, je mehr er genießen läßt. Kann Cäſar Borghia mit aller ſeiner teufliſchen Klugheit, dieſe Einſicht, dieſe ſittliche Art von Verſtand gehabt haben? — Gebet dem Muſikus alle Einbildungskraft des Dichters, und er wird ein mittelmäßiger Tonkünſtler bleiben, wenn er nicht die Art von Einbildungskraft beſitzet, welche ſeinem Gegenſtande und dem Bedürfniſſe ſeiner Kunſt angemeſſen iſt. Der

Name Einbildungskraft ist allgemein; aber jeder Virtuose bedarf der seinigen. — So auch mit der Erkenntniß.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Witz, als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder durch einander werfen, was Jener auseinander gesetzt hat. Läuft gleich am Ende alles auf Erkenntniß hinaus, wie sich der Determinist gestehen muß, so ist doch nicht alle Erkenntniß von einerlei Art und Beschaffenheit. Zu jeder sittlichen Handlung gehört zweierlei: Erkenntniß des Endzwecks, und Erkenntniß der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und, wenn sie nicht deutlich erkannt, sondern bloß empfunden wird, gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit. Der Weise verbindet Klugheit mit Wohlwollen. Er hat den festen Vorsatz, so viel Glückseligkeit zu wirken, als er wirken kann, und weiß die Mittel zu wählen, wie solches zu erhalten. Ich würde mich aber wohl hüten, der gutmüthigen Einfalt alle Tugend abzusprechen. Selbst wenn sie aus guter Meinung schadet, hat sie größeres Verdienst, als der nützliche Bösewicht. Man erlaube mir diese Gedanken zu verfolgen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu der vorliegenden Frage gehören.

Unsere eigene Glückseligkeit ist das letzte Ziel aller unsrer Wünsche. Wir erhalten sie zum Theil unmittelbar, indem wir unsere eigene körperliche und geistige Vollkommenheit zu vermehren suchen; zum Theil mittelbar, indem wir Glückseligkeit befördern, Andere vollkommen glückselig machen, und uns dadurch glücklich fühlen. Wir selbst sind entweder Zweck und Gegenstand zugleich, — oder wir sind bloß Endzweck, der Gegenstand aber ist ein Wesen außer uns, dessen Glückseligkeit uns interessirt. Jenes gibt uns die Selbstliebe, Dieses die Liebe zu Andern ein. Ohne Selbstliebe kann Liebe zu Andern nicht bestehen, denn sie wäre Gegenstand ohne Endzweck; ohne Liebe zu Andern kann der Selbstliebe kein Genüge geschehen: denn sie erfordert unumgänglich auch Gegenstände außer uns.

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir Alle, müssen wir

haben, und wir irren bloß in der Wahl der besten Mittel. Wie geht Dieses zu? — Mich dünkt, auf folgende Weise.

Wir sündigen wider die Selbstliebe, oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst, mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf, und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein, und die Zukunft herannahen wird. — Auf eine ähnliche Weise erhält das Sinnliche vor dem Uebersinnlichen den Vorzug. Der Eindruck des Sinnlichen ist heftig, so lange das Bedürfniß nicht befriedigt ist. Der Grobsinnliche folget ihm wider Besserwissen, und vernachlässiget die Vollkommenheiten des Geistes. — Der Filzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer, und seine Kräfte geringer vor, als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel voraus zu sehen. Alle diese Rechnungsfehler schreibe man, wenn man will, einer gewissen Schwäche des Verstandes zu; aber sicherlich ist es nur ein gewisser Verstand, eine gewisse Art desselben, die diesen Elenden fehlt.

Die Tugenden der Selbstliebe bestehen hauptsächlich in der Fertigkeit, den Eindruck des Gegenwärtigen, des Sinnlichen, nach Vorschrift der Vernunft zu schwächen, und den Eindruck des Abwesenden, des Uebersinnlichen zu verstärken; damit der Zauber verschwinde, und die Vernunft nicht verhindert werde, das Gegenwärtige mit dem Abwesenden, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Vergleichung zu bringen und gegeneinander zu berechnen. Die Gewalt über die Empfindung und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen: — ist Stoicismus. Die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: — Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört; damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde.

Die geselligen Tugenden gründen sich auf ähnliche Fertigkeit: die kalte Vernunft des stoischen Weltweisen mit dem Feuer des Enthusiasten zu begeistern, und das Entfernte mit dem Nahen, das Mittelbare mit dem Unmittelbaren in Vergleichung zu bringen; und gehörig zu berechnen, der geringste

Grad derselben ist die Liebe zu den Nachkommen, zu den Seinigen überhaupt, die der Mensch als sein erweitertes Ich betrachtet, und die Bereitwilligkeit, dieser Liebe zu Zeiten den Eigennutz selbst aufzuopfern. Die Thiere besitzen einen Theil derselben durch eine Art von Naturtrieb, dem wir so lange diesen Namen geben, bis wir ihn besser begreifen gelernt; und der gemeinste, gedankenloseste Mensch ist derselben fähig. Ja sie ist sehr oft die Quelle der größesten Verbrechen geworden.

So wie es ein niedriges Laster ist, in Collisionsfällen sein eingeschränktes Ich über Alles zu setzen, und die grobe Eigensucht allezeit der Liebe zu den Seinigen vorzuziehen, so kann auch die Vorliebe zu den Seinigen vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe zu dem Vaterlande, und diese hinwiederum vor der allgemeinen Menschenliebe einen ungerechten Vorzug erhalten, und die Fertigkeit, diesen Vorzug einzuräumen, zum Laster werden. Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloße eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, dem Triebe zur sinnlichen Wollust allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme der Menschlichkeit überschreiet, und den Menschen zum Betrüger, Dieb und Straßenräuber macht. So spricht zuweilen Ehrsucht lauter, als Vaterland und Menschheit; ja zuweilen ist es Liebe zum Vaterlande selbst, welche alle Hinsicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe aus den Augen rückt. Abermals eine Art von Rechnungsfehler, welche man Verstandesschwäche nennen mag, die aber mit vieler Klugheit, mit vielem Verstande von einer gewissen Art sehr wohl bestehen kann, daher ist auch hier das Gegenmittel nichts anderes als Stoicismus und Enthusiasmus: Stoicismus, oder die Gewalt über die näheren Verhältnisse, das Vermögen, ihren Eindruck herabzustimmen, und ihm nicht mehr Interesse einzuräumen, als ihm nach Vorschrift der Vernunft und der Wahrheit zukommt; und Enthusiasmus, oder das Vermögen den entfernten Verhältnissen des sittlichen Lebens Nachdruck und Stärke zu geben, die Stimme des Vaterlandes und der Gesetze, wie Sokrates, zu hören, wenn Liebe zum Leben, Bitten der Freunde und Thränen der Seinigen die Sinne benehmen; die Stimme der strengsten Gerechtigkeit, wie Regulus, zu hören, wenn die Stimme der Kinder, Verwandten, Freunde und des gesammten Vaterlandes, sich mit der Liebe zum Leben vereinigen, und so laut für die Erhaltung sprechen. Aus eben den Ursachen wird

der Weise gerecht, ja zuweilen unerbittlich streng sein, wo der gemeine gutmüthige Mensch mitleidig sein wird, ja wo ein sonst nichtswürdiger Mensch vielleicht sich leichter bewegen lassen wird. Jener liebt nicht nur, was er sieht, wird nicht nur vom Nahen, Gegenwärtigen, Sinnlichen gerührt; er umfaßt in seiner Liebe die spätesten Nachkommen, so wie Diejenigen, die wir auf den Armen tragen, die entferntesten Mitbürger, so wie die Anwesenden, die Menschen in den entferntesten Weltgegenden und Zeiten, so wie seine Nachbarn und Bekannte; siehet mit den Augen des Geistes, und theilet mit weiser Mäßigung jedem Verhältnisse des geselligen Lebens so viel Interesse, so viel Antheil an seiner Liebe zu, als ihm in der Uebereinstimmung zum Ganzen zukömmt.

Mit einem Worte: das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, — Dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das Derjenige benutzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Alles Dieses kann man, wenn man sich mit allgemeinen Notionen begnüget, auf Rechnung der Erkenntniß setzen, und sagen: Tugend und Laster laufen am Ende auf lebendige, thätige und wirksame Erkenntniß des Guten und Bösen hinaus; aber sicherlich es ist eine Art von Erkenntniß, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne großen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann. Ja, wer die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte in Erwägung zieht, wird sie sicherlich eher ohne, als mit einem außerordentlichen Talente von irgend einer andern Art zugleich erwarten.

Vielleicht hat es nicht wenig zur Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die Verfassungen der Alten beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, und den Enthusiasmus von der andern Seite. In ihren Schulen und öffentlichen Lehren herrschte größtentheils der Stoicismus, und ihre schönen Künste versinnlichten die übersinnlichen Gegenstände, brachten abgesonderte allgemeine Begriffe zur unmittelbaren Darstellung, beflügelten die Einbildungskraft, und beförderten den Enthusiasmus für Freundschaft, Nachruhm, Vaterland, die hohe Empfindung für Das, was man ohne Begeisterung bloß in Worten denken kann.

Berlin den 15. August 1785.

Moses Mendelssohn.

7. Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten?

Shaftesbury war schon der Meinung: das beste Mittel, den Fortgang der Schwärmerei und des Aberglaubens zu hemmen, sei Scherz und Laune; und die Abhandlung, in welcher er diese Meinung behauptet, ist selbst ein Meisterstück von feiner, attischer Laune, die sich der Lord so glücklich zu eigen zu machen wußte. Aber er bediente sich dieser Methode nicht ohne weise Mäßigung, der Satyre, bloß als Vehikulum zu den Arzneien, und des Scherzes, als Würze zu den gesundern Nahrungsmitteln, mit welchen er seine Leser allezeit bewirthet. Seine Nachfolger haben weder seine Weisheit, noch seine Mäßigung besessen. Seinen feinen Spott haben sie in beleidigende Satyre verwandelt; haben gescherzt, ohne zu unterrichten; und ein Hohngelächter aufgeschlagen, wo man Belehrung erwartete. Am Ende gibt der Spott doch keiven Unterricht. Aechte Aufklärung ist es doch wol nicht, wenn die Menschen aus Furcht, verspottet zu werden, ihre Albernheiten zu verheimlichen suchen. Sie ziehen alsdann höchstens die Maske der gesunden Vernunft vor, spotten wol selbst mit, wo dieser Modeton herrscht; und sind nichts desto weniger, in ihren geheimen Schlafgemächern, Schwärmer, — verführte und auch verführende Schwärmer. Nichts ist dem wahren Wohl der Menschen mehr zuwider, als diese Afterer-klärung, da Jedermann schale Weisheit im Munde führet, wovon der Geist schon lange verduftet ist; wo Jedermann über Vorurtheile spottet, ohne das Wahre in denselben vom Falschen zu unterscheiden. Nun übe man Arzneikunst in einem Krankenhause, wo jeder Kranke sich einbildet, selbst ein Arzt zu sein! In derselben Verlegenheit befindet sich der Freund der ächten Aufklärung in jeder Gesellschaft, wo Verspottung des Aberglaubens zum Modeton geworden ist.

Nicht Verspottung, — das einzige Mittel, wahre Aufklärung zu befördern, ist Aufklärung. Die Menschen können aus ihren falschen Begriffen und Vorurtheilen von Gott und der Vorsehung weder durch Satyre hinausgelacht, noch durch äußere Macht und Ansehen hinausgeschreckt werden. — Daß die Schwärmerei äußerliche Verbindungen sucht, um sich auszubreiten, liegt in ihrer Natur. Die Verführung kann in Absicht

auf die Mittel nicht delikat sein. Es ist ein wahres Wort, das Voltaire irgendwo gesprochen: der Fanatismus macht Partei, die Weisheit stehet allein. — Der Heuchelei ist es gleichgültig, durch welche Wege sie ihre Absichten erreichet. So aber nicht Vernunft und Religion. Durch falsche Mittel erreichen sie nie ihren Endzweck. Selbst Verwahrungs- und Linderungsmittel geziemen ihnen nicht. Sie kennen bloß Gesundheit oder Heilung.

So oft ein Jahrhundert sich durch Neigung zur Schwärmerei oder Aberglauben auszeichnet, so ist es Bedürfniß der Zeit. Wenn seichte Philosophie und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben, so sehnen sich die Menschen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen wieder in Kinderthorheit. Man will lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber im Schlaraffenland als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlichern Ungeziefer Einhalt zu thun! Tödtet Jenes nicht, ohne für Dieses gesichert zu sein. Greifet das Uebel bei seiner Quelle an, oder laßt ihm seinen Lauf!

Die Quelle des Uebels kann nicht anders, als durch Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster. Man ziehe ans Licht, was so gerne im Finstern schleichet; bringe Alles an den Tag, was man von den Bemühungen, geheimen Verbindungen, Anstalten und Verrichtungen der Schwärmerei in Erfahrung bringen kann; mit Verachtung gegen den Verführer, wo er in seiner Blöße gezeigt werden kann; aber mit Verschonung und ohne Geißel der Satyre gegen den Verführten, der Mitleid, aber nicht Hohn verdient.

Zum Theil liegt dies zweifache Uebel unserer Zeiten, Unglauben und Aberglauben, mit an der jetzigen Beschaffenheit unsrer Philosophie und an der Art, wie sie auf Schulen getrieben wird. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts herrschte auf deutschen Schulen und in deutschen Schriften eine Gründlichkeit im Denken, die sich zum unterscheidenden Charakter der deutschen Litteratur zu bilden anfing. Die Leibnitz-Wolfische Weltweisheit und die mancherlei Streitigkeiten, die sie veranlaßte, gaben den Begriffen eine solche Festigkeit, wovon unsere Nachbaren noch bis jetzt keine rechte Vorstellung haben. Jede sophistische

Schrift, die bei ihnen Aufsehen machte, durfte nur ins Deutsche übersetzt werden, und sie erschien in ihrer ganzen Schwäche und Dürftigkeit. Die Sprache weigerte und sträubte sich gleichsam, das Schwankende aufzunehmen, dessen der Sophist so sehr bedarf. Die Worte schnitten scharf ein, wo Jener nur obenhin gleiten wollte; sie zwangen den Leser gleichsam, auf die feinen Unterscheidungen zu achten, die Jener der Bemerkung zu entziehen suchen mußte. Auch sah man in jenen Zeiten in Deutschland weder eine atheistische, noch eine schwärmerische Schrift sonderliches Aufsehen machen. Atheismus und Schwärmerei waren bei weitem so laut nicht, als sie seit Kurzem zu werden sich erdreisten, seitdem unsere Belletristen sich der steifen Pedantin, die sich in keinem Modeputz zu gestalten wußte, zu schämen angefangen, und ihr in der That mehr Geschmeidigkeit und gleißnerischen Anstand gaben, aber von der andern Seite ihr die Eigenschaft entzogen, die sie dem Weltweisen so werth gemacht hatte. — Nunmehr hat sogar das seichte Geschwätz des système de la Nature einen Uebersetzer und viele Leser gefunden; so wie von der andern Seite die albernste Schwärmerei in die besten Köpfe und Herzen Deutschlands einzuschleichen drohet. — Man suche also die deutsche Philosophie wieder in ihre alten Vorzüge und Rechte der Gründlichkeit einzusetzen, man berichtige die schwankenden Begriffe, bestreite die Ursachen der Schwärmerei, den schalen, nervenlosen Atheismus, den die französirenden Schriftsteller durch Witz und Persiflage zu unterstützen gewußt haben; so kann man hoffen, den erwünschten Endzweck zwar langsam, aber desto sicherer zu erhalten. Die Bestimmung des Menschen überhaupt ist: die Vorurtheile nicht zu unterdrücken, sondern sie zu beleuchten.

Schreiben,

die philanthropinische Erziehung jüdischer Kinder betreffend, von M. Mendelssohn.

(Aus Archenholz Literatur und Völkerkunde, No. X. April 1783. S. 897.)

Im Jahre 1778 bezeugte das Dessauer Philanthropin den Willen, Kinder jüdischer Nation aufzunehmen, und desfalls auch jüdische Lehrer anzusetzen. Ungeachtet es öffentlich bekannt gemacht wurde, so fanden sich doch keine Juden, die von diesem menschenfreundlichen Anerbieten Gebrauch machen wollten. Das Philanthropin bezeugte an Herren Mendelssohn seine Verwunderung, und, von der Empfindung einer mißlungenen Absicht beseelt, war der Brief etwas anzüglich; unter andern Ausdrücken heißt es: „Der Fürst von Dessau würde es sehr ungnädig aufnehmen, daß seine Wohlthat und edle Absicht so verkannt werden sollte!" Hierauf antwortete Herr Mendelssohn Folgendes an Herrn Campe, damaligen Lehrer dieses vortrefflichen Instituts.

Mein wertheſter Freund!

Vorausgesetzt, daß sich Alles wirklich nicht anders verhalte, als sich's Ihr etwas ängstlicher Eifer für die gute Sache vorstellt, daß nämlich kein Einziger meines Glaubens sich das Anerbieten des Philanthropins wird zu Nutzen machen, und daß so manche Ihres Glaubens sich dieserhalb ein schadenfrohes Hohngelächter erlauben werden; dieses Alles, sage ich, als ungezweifelt vorausgesetzt, was folgt daraus? Daß Sie Ursache hätten, den Schritt, den Sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! — Wohl aber, daß vor der Hand weder Christen noch Juden eine philanthropinische Erziehung gehabt, und daß ein solches Institut dem menschlichen Geschlechte desto nothwendiger sei.

Was der Fürst, mein gnädigster Landesherr*), dazu sagen wird? — Nach den Begriffen, die ich von den Gesinnungen dieses Prinzen habe, wird er denken, die weisern Juden dürften

*) Mendelssohn ist aus Dessau gebürtig.

wol nicht zugleich die reichsten sein; und wird fortfahren, sich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich sind. und durch menschliche Bewegung vielleicht weise werden können. Daß aber dieser Herr auf das Philanthropin nun einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt sich meines Erachtens gar nicht denken.

Aber, bester Freund! war denn der Schritt wirklich so außerordentlich, so kühn, den das Philanthropin zum Besten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht schon im Begriff eines philanthropinischen Instituts, daß ihm der Mensch als Mensch erziehungswürdig und willkommen sein muß, ohne darauf zu sehen, ob er einen beschnittenen oder unbeschnittenen Vater gehabt? — Und die Stifter und Vorsteher dieses Instituts haben so äußerst viel gewagt, daß sie sich einer wesentlichen Bestimmung desselben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, durch ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropinischer Grundsätze dem philanthropinischen Erziehungswesen geschadet, dasselbe zu Grunde gerichtet zu haben? — Ich muß gestehen, daß ich diese mehr als melanchtonische Kleinmuth mit Ihren und Basedow'schen Grundsätzen nicht recht zusammenreimen kann.

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropinischen Vorsteher ihrer würdig, aber nicht außerordentlich. Denn daß jüdische Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, Dieses geschieht auf allen niedern und hohen Schulen Deutschlands; und auf die Abschaffung kleiner pedantischer Unterschiedszeichen, die bei Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Universität im Schwunge sind, legt doch wol Niemand einen Werth. Und daß sie Unchristen auch zu Lehrern annehmen wollen, ist sicherlich nicht befremdender, als daß eine königlich preußische Akademie der Wissenschaften einen Juden zum Mitgliede erwählt habe; daß die Gesellschaft naturforschender Freunde allhier, Gelehrte vom ersten Range, geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Accosta vor einigen Jahren Sekretair der Londoner Societät gewesen; und daß selbst in den dunkelsten Zeiten, nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Im Anfange dieses Jahrhunderts berief der Kurfürst von der Pfalz Spinosen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu sein. Ich sehe also in Ihrer Erklärung nicht das Mindeste, das Ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung

zuziehen könnte. Welcher vernünftige Mensch wird Basedow und Ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß Sie Ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschickten Buchhalter unterrichten lassen, weil er das N. T. nicht annehmen zu können glaubt! —

Aber von der andern Seite ist auch Dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropinische Einladung mit dem verdienten Danke annehmen, und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor Ihrer Abreise mit Ihnen selbst, und einige Zeit darauf mit Herrn P. Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Projecte überhaupt keine sonderliche Hoffnung; Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich der Sache mit löblichem Eifer, und fährt noch immer fort, sie zu betreiben. Ich hoffe, seine Bemühungen sollen nicht so ganz fruchtlos sein. Der Erfolg geht etwas langsam von Statten; er wird aber vielleicht desto sicherer und anhaltender sein. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse vis inertiae, die nicht immer durch heftige Stöße überwunden sein will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen bessere Wirkung; und die Familie Wessely hat Federkraft in der Seele, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben. Lassen Sie der Sache die gehörige Zeit, und bedenken Sie, daß die mindeste Uebereilung hierin mehr verderben könne, als bedächtliche Langsamkeit. Ich möchte nicht gerne, und Ihnen am wenigsten, Gemeinörter vorpredigen; aber ein Wort, zu seiner Zeit geredet, mag immer ein Locus communis sein.

Durchdrungen von der Vortrefflichkeit Ihres Vorhabens, scheinen Sie z. B. entschlossen zu sein, die ersten, die besten jüdischen Zöglinge, die sich anbieten, ohne Auswahl aufzunehmen. Ich von meiner Seite aber bitte und beschwöre Sie darum, Anfangs sorgfältig in der Wahl der Subjecte zu sein; denn darauf wird wahrscheinlicher Weise in der Folge alles ankommen, wie sich die ersten Zöglinge bilden werden, mit welchen Sie die Probe machen.

Könnte ich Ihnen nur drei Kinder wie der kleine Wessely*)

---

*) Dieser ist ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, Sohn des Herrn Wessely, Kaufmanns jüdischer Nation zu Berlin, der damals in seinem dreizehnten Jahre war, und für sein Alter außerordentliche Fähigkeiten besaß.

empfehlen, so würde ich Ihnen und mir Glück wünschen, und mir von dem Probestück überaus viel Gutes versprechen. Aber darauf, dächt' ich unmaßgeblich, müßten Sie wenigstens sehen, daß vorerst nicht lauter reiche Menschengestalten aufgenommen werden, da die fruges consumere nati dieser ihrer Bestimmung gar zu treu zu bleiben pflegen.

Zur Seelennaturkunde.

Aus Carl Philipp Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.

Berlin 1783, ersten Bandes drittes Stück. S. 46 — 76.

Psychologische Betrachtungen auf Veranlassung einer von dem Herrn Oberconsistorialrath Spalding an sich selbst gemachten Erfahrung.

(S. dieses Magazin, 1. Bd. 2. St. S. 38.)

Bei jeder äußerlich willkürlichen Handlung geschiehet eine Art von Uebergang aus der Seelenwelt in die körperliche. Die Ursache ist geistig, die Wirkung körperlich. Die Veränderung im Körperlichen erfolgt, weil die Seele für gut findet, begehrt, will, einen Antrieb empfindet, oder einen Bewegungsgrund denkt; mit einem Worte, nach Etwas zielet, das sie zu erreichen strebt. Absicht, Endzweck, Vorsatz, begehrtes Gut, ist die wirkende Ursache, und die Wirkung ist Bewegung in den Gliedmaßen des Körpers. Was in während diesem Uebergange aus dem Geistigen in das Materielle, noch geistig ist, nenne ich wirksame Idee; (im Gegensatz der blos speculativen Ideen, die sich nicht über das Gehirn und etwa das System der Empfindungsnerven erstrecken, ohne auf die Bewegungsnerven Einfluß zu haben, und die ich dieserhalb unwirksame Ideen nennen will); und was davon in die Materie zuerst übergeht, organischen Anstoß, erste Regung. Die in dem Augenblick des Ueberganges wirksame Idee erzeugt den organischen Anstoß, und diese ist der Anfang einer Bewegung, die sich, nach den Gesetzen der körperlichen Bewegung, alsdann in der Materie weiter fortsetzet, und zum Ziele führet.

Ich weiß, daß nicht alle Weltweisen einen solchen Anfang der Bewegung zugeben; daß man gute Gründe hat, zu glauben,

es entstehe überall keine neue Bewegung in der Natur; ja, wie einige hinzuthun, auch keine neue Richtung der Bewegung; sondern eine gewisse Quantität der Bewegungskräfte, so wie der Richtungen, bleibt vor und nach jedem Anstoße, vor und nach jeder Veränderung, gleich groß. Wenn Körper an Körper stoßen, hat Dieses seine Richtigkeit. Ob sich aber dieses beim Uebergange aus der Ideenwelt in das Materielle ebenso verhalte, und auch da keine neue Bewegung entstehe, und keine neue Direction ihren Anfang nehme, scheint so ausgemacht noch nicht zu sein, und die Analogie kann hier nicht völlig entscheiden. Indessen kömmt es mir hier auf diese speculative Untersuchung nicht an. Ich bleibe bei der ersten Erfahrung stehen, die einen solchen Uebergang außer Zweifel setzt. Wie dieser Uebergang erklärt und begreiflich gemacht wird, lasse ich vor der Hand dahin gestellt sein, und halte mich an die Erfahrung selbst, die ein Jeder mit seinem speculativen System in Uebereinstimmung zu bringen suchen mag.

Ist eine freiwillige, oder willkürliche Bewegung aus mehrern einfachen zusammengesetzt, so wird eine Folge von organischen Stößen a. b. c. d. mit einer ihr entsprechenden Reihe von wirksamen Ideen A. B. C. D. gleichförmig fortrücken; dergestalt, daß im ersten Augenblick der Veränderung die Idee A, oder die Vorempfindung und Vorstellung von dem begehrlichen Gute, das Verlangen und Bestreben nach demselben, das größte Moment der Wirksamkeit habe, und den organischen Stoß a. hervorbringen wird. In dem zweiten Augenblicke wird, dem Vorsatze gemäß, das Moment der Vorstellung B. an Wirksamkeit das größte sein, und den Anstoß b. verursachen, u. s. w., bis am Ende die Absicht erreicht, und das Begehrte erzielt wird. Indem ich hier schreibe, entsteht in meiner Seele, Kraft des Vorsatzes, die Reihe der Buchstaben, die zu meiner Absicht gehören, erlangen in ihrer Folge, einer nach dem andern, die größte Lebhaftigkeit, das größte Moment der Wirksamkeit, und erzeugen in den Organen die ihnen angemessene Reihe von Bewegungen, bis der Vorsatz ausgeführt ist.

Daß das Moment der Wirksamkeit von Idee auf Idee fortrückt, und so die ganze Reihe durchwandert, geschiehet Anfangs bei ungeübten und ungewohnten Handlungen, Kraft des Vorsatzes, der diesen Fortgang erfordert, und die Ideen auf diese Weise verbindet; geschiehet also insofern noch mit vollem

Bewußtsein der Seele, und gleichsam unmittelbar auf ihren Befehl; wie an einem Menschen zu sehen ist, der buchstabiren, schreiben, oder ein Instrument spielen lernt. Wenn aber diese Handlungen öfter wiederholt werden, so enstehet eine so genaue Verbindung zwischen den organischen Stößen, daß sie sich einander, wie die Glieder einer Kette, nachziehen, sobald das erste Glied fortgezogen wird.

Alsdann ist das deutliche Bewußtsein der Seele bei jeder einzelnen Handlung nicht nöthig. Das Bewußtsein des Vorsatzes im Ganzen erzeugt die erste wirksame Idee und die ihr entsprechende organische Regung; alles Uebrige erfolgt von selbst, vermittelst des festen Zusammenhangs der Ideen, immer noch als eine Wirkung der Seele, aber ohne deutliches Bewußtsein derselben. Ich sage: die ganze Reihe von Veränderungen hört deswegen nicht auf, eine Wirkung der Seele zu sein, ob diese sich gleich derselben nicht mehr bewußt ist. Denn da dergleichen Handlungen Anfangs nicht anders als mit Bewußtsein der Seele und durch ihre thätige Einwirkung erfolgen, das Bewußtsein aber in der Folge allmälig und nach dem Gesetze der Stetigkeit abnimmt, indeß der Einfluß der Seele noch immer dieselbe Wirkung hervorbringt; so muß auch alsdann, wenn das Bewußtsein völlig verschwindet, die Handlung selbst der Einwirkung der Seele nicht entzogen werden. Anfangs beim Buchstabiren z. B. muß jede Sylbe, jeder Buchstabe mit Bewußtsein der Seele betrachtet und zum Laute gebracht werden. So wie die Fertigkeit von der einen Seite zunimmt, nimmt von der andern Seite das Bewußtsein allmälig und stetig ab, bis es am Ende ganz verschwindet, und wir ohne deutliches Bewußtsein fortlesen können. Diese ganze Folge von dem deutlichsten Bewußtsein, bis auf die schnellste Fertigkeit, gehet so ununterbrochen fort, daß es nirgends absetzende Gränzen gibt, wo die Handlung selbst eine Wirkung der Seele zu sein aufhöret, und eine bloße mechanische Wirkung des Körpers zu werden anfangen sollte.

Im Vorbeigehen sei es erinnert, daß ich diese Beweisesart für sehr fruchtbar in der Philosophie und insbesondere in der Seelenlehre halte; und ich weiß mich keines Logikers zu erinnern, der sie ausdrücklich angeführt hätte. Im Allgemeinen würde ich sie folgendergestalt ausdrücken:

Wenn x und y veränderliche Grade vorstellen, und wir bemerken, daß Ax und By, unter mancherlei Ab- und Zunahme von x und y, in Causalverbindung stehen; so muß diese Causalverbindung nicht aufhören, wenn auch x oder y, oder beide = o werden.

Es ist, wie es scheint, eine bloße Anwendung der in der Algebra so nützlichen Flurionalmethode auf die unausgedehnte Größe, die aber in der Philosophie mit gutem Nutzen gebraucht werden kann. So läßt sich zum Beispiel durch diese Methode beweisen, daß die Seele im tiefsten Schlafe nicht aufhöre Vorstellungen zu haben, daß die Gegenstände, die mit ihrer Entfernung immer schwächer auf die sinnlichen Organe wirken, in der größten Entfernung doch niemals ihre Einwirkung auf die Sinne völlig verlieren; und daß alle Lebensbewegungen in dem Körper, Mitwirkungen der Seele sein müssen, so daß eben die Seele, welche in den heftigsten Leidenschaften auf die Verdauung, Umlauf des Geblüts u. s. w. einen so merklichen Einfluß zeigt, auch in dem ruhigsten Gemüthszustande nicht ganz ohne Einwirkung auf diese Lebensverrichtungen bleiben könne. Dergleichen psychologische sowol als physiologische Sätze gibt es so manche, die von verschiedenen Weltweisen in Zweifel gezogen werden, und, wie mich dünkt, auf diese Weise unumstößlich zu beweisen sind. Jedoch ist hier der Ort nicht zur weitern Ausführung derselben. Ich begnüge mich, sie hier dem Nachdenken der Leser empfohlen zu haben, und kehre zu meinem Thema zurück.

Gewohnte und geübte Handlungen, in welchen wir einige Fertigkeit erlangt haben, können wir verrichten, und zugleich etwas anders deutlich denken; das heißt, wir können eine Reihe von wirksamen Ideen fortsetzen, und die ihnen gemäßen organischen Veränderungen hervorbringen, indem wir eine heterogene Reihe von unwirksamen Ideen, mit den Gedanken verfolgen, deren wir uns bewußt sind; ja wir können neben einer Reihe von unwirksamen Vorstellungen, mehr als eine Reihe von wirksamen Ideen verfolgen, auf mehr als ein Organ des Körpers zugleich wirken, ohne daß sich diese verschiedenen Reihen einander hemmen oder verwirren. So kann ein geübter Musikus z. B. auf einem Instrument mit beiden Händen und Füßen spielen, das heißt, in jedem dieser Organe eine andere Reihe von organischen Bewegungen hervorbringen, und zugleich etwas ganz Anderes denken und sprechen. Man kann gehen, singen, und nachdenken

zugleich. Frömmlinge, die sich gewöhnt haben, gewisse Gebetsformeln ohne Andacht herzuplappern, können unterdessen ganz heterogene Gedanken verfolgen, und ihre Formel gleichwol ganz richtig hersagen.

Auf solche Weise kann die Seele fünf bis sechserlei Bewegungen in den Gliedmaaßen willkürlich hervorbringen*), das heißt, so viele Reihen von wirksamen Ideen zugleich durchsetzen, und neben denselben eine heterogene Reihe von deutlichen Gedanken verfolgen, ohne sie zu verwirren. Sie muß indessen ihre Kraft theilen, und die dunkeln Ideen mancherlei Art, die zugleich wirken sollten, vermittelst der Ideenverbindung durcheinander weben, ohne ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken abzuziehen, die sie nebenher fortsetzen will. Ich glaube aber nicht, daß es möglich sei, mehr als eine Reihe von unwirksamen Begriffen zugleich zu haben; das heißt: mehr als eine Kette von deutlichen Gedanken auf einmal zu führen, ohne sie zu verwirren. Daß so Mancher mehr als einem Schreiber, und Jedem eine Reihe von Gedanken zugleich dictiren kann, macht hierin noch keine entscheidende Erfahrung. Es scheint, daß man genöthigt sei, jedesmal den Faden der übrigen Gedanken gleichsam fallen zu lassen, indem man Einen verfolgt, und so wechselsweise einen Faden nach dem andern wieder aufnehmen muß, um das Gewebe zu vollenden. Dieses heißt aber nicht, verschiedene Reihen von Gedanken zu gleicher Zeit denken, sowie man verschiedene willkürliche Bewegungen zu gleicher Zeit hervorbringen kann.

So oft wir verschiedene Reihen von wirksamen Ideen mit einer von deutlichen Begriffen verbinden sollen, muß keine einzige Vorstellung eintreten, die durch die Stärke des Eindruckes, oder des Antheils, den die Seele daran nimmt, ihre ganze Aufmerksamkeit an sich ziehet. Sobald Dieses geschiehet, wird die Wirkung der Ideenverbindung gehemmt; die Handlung wird unterbrochen, und es entsteht ein Stocken und Anhalten in der Fortschreitung, bis die Seele sich sammlet, und Kraft des deut-

---

*) So viel nämlich Organe überall in unsrer Willkühr stehen, als der Kopf, der Mund, beide Hände und beide Füße, ohne die ganz dunklen Ideen mitzuzählen, die zur Bewegung, Richtung und Haltung des ganzen Körpers, selbst beim Sitzen, erforderlich sind. Die genaue Anzahl der willkürlichen Bewegungen, die zu gleicher Zeit geschehen können, läßt sich schwerlich bestimmen. Es ist erstaunlich, wie weit es gewisse Menschen durch anhaltende Uebung hierin gebracht haben.

lich bewußten Vorsatzes wiederum den ersten Stoß gibt. Einen solchen Zustand nennen wir Zerstreuung. Wir sagen, der Mensch sei zerstreut, wenn er durch fremde, ihm angelegentliche Vorstellungen verhindert wird, eine sonst gewohnte Handlung in gehöriger Ordnung zu verrichten; wenn er nicht gegenwärtigen Geistes ist, das heißt, öfters durch interessantere Vorstellungen abgerufen wird.

Hierdurch läßt sich erklären, warum gewisse Handlungen niemals besser von statten gehen, als wenn sie mit einiger Geschwindigkeit verrichtet werden. Dem Redner, der eine gewisse Rede auswendig gelernt hat, wird sein Gedächtniß treuer bleiben, wenn er solche mit der gewohnten Geschwindigkeit hersagt. Der Schreibmeister muß seine gewundenen Züge und der Maler seine Pinselstriche mit Keckheit gleichsam hinwerfen, wenn sie gelingen sollen; und Dieses wird hauptsächlich in allen Fällen nöthig sein, wo die zusammengesetzte Handlung ein stetiges Ganzes ausmachen soll, wie in den schönen Künsten und Wissenschaften der Fall ist. Alsdann muß durch die Schnelligkeit verhütet werden, daß keine fremde Nebenidee sich einschleiche, und der Zusammenhang der wirksamen Begriffe, so wie der organischen Regungen, die sich einander von selbst antrufen sollen, unterbreche. So oft dieß geschieht, geräth die Handlung, wie wir gesehen, ins Stocken; die Seele muß, durch Bewußtsein des Vorsatzes, von neuem wieder anfangen, und den ersten organischen Stoß geben; daher das Ganze seine Einheit und Stetigkeit verlieret. Das öftere Ablassen und Ansetzen der willkürlichen Handlung gibt ihr ein Ansehn der Aengstlichkeit, das Mißfallen erregt, wie solches an mühsamen Copieen nach einer fremden Hand wahrgenommen wird, wo der Künstler nicht aus eigener freier Kraft und Ideenverbindung, sondern immer nach Vorschrift und Muster wirken, das heißt, wo er die organischen Regungen nicht in unterbrochener Reihe fortrücken lassen kann, sondern öfters absetzen und wiederum von Neuem anfangen muß.

Ferner müssen auch nie zwei wirksame Ideen zusammenstoßen, die auf eben dasselbe Organ wirken, und Verrichtungen verschiedener Art hervorzubringen bemüht sind. Denn so oft eine solche Collision entstehet, erfolgt eine Art von Schwanken und Ungewißheit in der Seele, ein Zittern in den Organen der Bewegung, das wir in Rücksicht auf die Organe der Sprache

mit einem besonderen Namen zu belegen, und Stottern zu nennen pflegen.

Man sollte glauben, dieser Fehler sei dem Organe zuzuschreiben; es müsse nämlich in der Anlage und dem innern Baue der Sprachwerkzeuge etwas mangelhaft und unrichtig sein, woraus sich diese Unfähigkeit erklären lasse. Es ist aber aus mancherlei Beobachtungen abzunehmen, daß der Fehler mehr psychologisch, als mechanisch oder organisch sein müsse. Ich will einige derselben, die ich anzustellen die beste Gelegenheit gehabt, hier anführen:

1) Im Affect sind wir Alle, mehr oder weniger, dem Fehler unterworfen.
2) Man ist demselben in einer fremden Sprache, die uns nicht so geläufig ist, mehr ausgesetzt, als in der Muttersprache.
3) Mehr, wenn Jemand zugegen ist, vor dem wir uns scheuen, diese Schwachheit merken zu lassen.
4) Am wenigsten, wenn man allein ist, laut und langsam spricht, oder gar singet.
5) Wenn der Stotternde zu sprechen fortfahren will, so wiederholt er einige Sylben, die er bereits ausgesprochen, um gleichsam auszuholen, und fährt mit der äußersten Geschwindigkeit über die schwierige Sylbe, sehr oft ohne Anstoß, hinweg; zuweilen aber gelingt es das erste Mal nicht, und die Operation muß öfter wiederholt werden. Alles Dieses würde unbegreiflich sein, wenn ein Mangel in dem Organe die Ursache des Stotterns wäre. Die Hypothese, nach welcher ich mir alle diese Erscheinungen zu erklären suche, ist diese. Wir haben gesehen, daß die Seele zu gleicher Zeit mehrere Reihen von wirksamen Ideen verbinden könne, im Falle sie nur nicht in Collision kommen, daß nämlich mehr als eine Idee auf dasselbe Organ zugleich wirken wolle. Mit diesen Reihen von wirksamen Ideen kann sie auch noch eine Reihe von speculativen, deutlichen Gedanken verbinden, die, so lange sie für die Seele kein hervorstechendes Interesse haben, den Lauf der willkürlichen Verrichtungen nicht unterbricht.

Gesetzt nun, es trete in der Reihe der wirksamen Ideen A. B. C. D. u. s. w. an die Stelle von D. eine fremde, auf eben dasselbe Organ wirksame Idee oder interessante Vorstellung

K. ein, die mit D. gleiches Moment von Wirksamkeit hat; so wird in der Seele gleichsam ein Hin- und Herschwanken zwischen D. und K. entstehen; und indem sie bemühet ist, den organischen Stoß d. hervorzubringen, kann wider ihren Willen und Vorsatz, der Anstoß K. erfolgen. Sobald nämlich K. so wirksam wird, daß es der Vorstellung D. die Wage hält; so entstehet ein Stocken im Sprechen. Es ist nämlich zwischen den Gliedern der Kette, die sich einander nachziehen sollen, ein Hinderniß eingetreten, die ihre fernere Bewegung hemmet. Nimmt K., durch Nebenideen etwa, an Kraft und Wirksamkeit zu, so erfolgt der unzweckmäßige Anstoß K., anstatt des zweckmäßigen und verlangten Anstoßes d. Die Seele wird Dieses gewahr, hält ein, und ziehet sich gleichsam zurück, um durch Lenkung der Aufmerksamkeit die Gewalt der Vorstellung D. zu verstärken, und den Anstoß d. hervorzubringen. Dieses gelinget zuweilen; aber zuweilen entstehet durch diese Bemühung bloß ein zweites Stocken, das mit dem vorigen denselben Weg nimmt. Die fremde Vorstellung, welche diese Verwirrung verursacht, kann zuweilen von der Beschaffenheit sein, daß sie in die Reihe der zweckmäßigen Ideen gar nicht passet, sondern aus einer ganz andern Folge von Begriffen sich hier eingemischt hat. Mehrentheils aber scheint es eine spätere Idee zu sein, die der Stotternde anticipirt, ein Glied der Ideenkette, das zu früh eintreten will, und dadurch die Bewegung hemmet. Die Vorstellung K. nämlich, die nach dem Erfordern des Vorsatzes erst in der Folge, nach I. ihren Platz hat, erhält etwas zu früh das größte Moment der Kraft, und unterbricht dadurch die Einwirkung der zweckmäßigen Vorstellung D.

Das Stottern wäre also, nach dieser Hypothese, nichts anders, als eine Art von Collision einer zweckmäßigen mit einer unzweckmäßigen Idee, welche beide auf die Sprachwerkzeuge zugleich wirken wollen, und fast gleiche Momente der Kraft haben. Die Glieder der Ideenkette, die sich ohne unmittelbare Lenkung der Seele einander nachziehen sollen, werden durch eine fremde Idee, die sich dazwischen gelegt, aufgehalten, und nunmehr findet die hinzutretende Seele ihre Schwierigkeit, das Hinderniß aus dem Wege zu nehmen.

In einer Gemüthsbewegung drängen sich gewisse Ideen mit einer solchen Lebhaftigkeit und Wirksamkeit vor, daß sie gar leicht den Lauf der zweckmäßigen Ideen unterbrechen können.

Wenn wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken wollen, so pflegen wir selten, so lange sie uns nicht sehr geläufig ist, in derselben zu denken, sondern wir denken noch immer in der Mutterſprache und übersetzen uns selbst, in währendem Sprechen, aus der geläufigen in die fremde Sprache. Wir haben also zu gleicher Zeit, nicht nur für das Gegenwärtige in einer Sprache zu denken, in welcher sich der Ausdruck von selbst darbietet, und in einer andern den Ausdruck aufzusuchen, der uns zu fliehen scheinet; sondern müssen auch für das nächst Künftige sorgen, denken und übersetzen, damit wir nicht stocken. Wie leicht ist hier nicht Collision möglich?

Je mehr Personen auf die Worte des Redenden aufmerksam sind, desto mehr fremde Vorstellungen können sich einmischen und ihn in Verwirrung bringen, und dieses um desto leichter, wenn sich die Furcht mit einmischt, ihnen durch den Fehler in der Sprache zu mißfallen.

Beim langsamen Lesen oder Singen wirkt die Seele weniger durch dunkele Ideenreihen, und sich selbst überlassene Fertigkeiten, als durch rege Aufmerksamkeit, mit Willen und Bewußtsein, und kann daher weit weniger von einer fremden, unzweckmäßigen Vorstellung beschlichen und in Verwirrung gebracht werden. Das laute Lesen hat noch überdem den Vortheil, daß die Seele vermittelst des Gehörs, sinnlich beschäftiget und an das Gegenwärtige in der zweckmäßigen Ideenreihe gleichsam befestiget wird; wodurch sie weit weniger ausschweifend und auf etwas Fremdes zu verfallen aufgelegt wird.

So kann auch auf die entgegengesetzte Weise, durch die äußerste Schnelligkeit, mit welcher der Stotternde die Reihe der Worte durchführt, die innige Verknüpfung der wirksamen Begriffe verstärkt, das Eintreten fremder unzweckmäßiger Ideen verhindert, und die Sprachwerkzeuge in den Stand gesetzt werden über die schwierige Sylbe ohne Anstoß hinzurollen; ebenso, wie in der physischen Bewegung ein Hinderniß, das im Wege liegt, leichter zu überkommen ist, wenn wir ausholen und mit der möglichsten Geschwindigkeit darauf zu eilen.

Das beste Mittel wider dieses Uebel ist, meiner Erfahrung nach, folgendes: man gewöhne sich frühzeitig, niemals anders als laut und langsam zu lesen, und vornehmlich nicht mit den Augen voreilen, und das Folgende zu schnell vorausnehmen zu wollen. Man belege sich vielmehr das Folgende mit der Hand, und lasse

Sylbe nach Sylbe, so wie sie ausgesprochen werden soll, erst in die Augen fallen. Dadurch werden nicht nur fremde Vorstellungen entfernt, sondern hauptsächlich das Zuvoreilen späterer Begriffe verhindert, welches in den mehresten Fällen die Ursache des Stotterns zu sein pflegt. Anfangs wird diese Uebung am besten mit solchen Sachen vorzunehmen sein, die noch unbekannt sind, davon man also das Folgende nicht aus dem Gedächtnisse vorausnehmen kann. Nach und nach versuche man es mit bekannten Sachen. Man wiederhole die Bemühung öfters in Gegenwart Anderer und vornehmlich solcher Personen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, und zu gefallen Ursache hat. Dadurch wird die Seele in der Fertigkeit gestärkt, ihre Ideenreihe in Ordnung zu halten, und alle fremden und unzweckmäßigen Vorstellungen zu entfernen.

In den übrigen Gliedmaaßen der freiwilligen Bewegung kann sich etwas Aehnliches zutragen, als hier zur Erklärung des Stotterns in Absicht auf die Gliedmaaßen der Sprache angenommen worden ist; und hieraus läßt sich das Schwanken und Taumeln der berauschten und fieberhaften Personen, sowie das Zittern der Alten und Schwächlichen, begreiflich machen. Bei Jenen folgen die Ideen zu schnell auf einander, und die Bewegungen können ihnen in eben der Geschwindigkeit nicht folgen. Es durchkreuzen sich auch bei ihnen verschiedene Ideenreihen und laufen dermaßen durcheinander, daß sie öfter in Collision kommen und sich einander hemmen; dadurch wechselsweise das schnelle Zufahren in der Bewegung und das öftere Stocken, welches zusammengenommen, das Taumeln genannt wird. Bei alten und schwächlichen Personen aber folgen zwar die Ideen mehrentheils in ihrer natürlichen Geschwindigkeit auf einander; allein die Gliedmaaßen der Bewegung sind bei Jenen zu steif, bei Diesen zu schwach, mit den wirksamen Ideen gleichen Schritt zu halten und ihnen in eben der Zeit harmonisch zu folgen. Es mischen sich also fremde und jetzt nicht zum Zweck dienliche Begriffe mit ein, und bringen die Reihe der organischen Stöße, die der Reihe der wirksamen Ideen entsprechen soll, in Unordnung und öftere Unterbrechung. Der Schwindel selbst scheint nichts anders zu sein, als das Durchkreuzen und Ineinanderlaufen verschiedener Reihen von unwirksamen Begriffen, die sich mit einer solchen Lebhaftigkeit in einander verlieren, daß die Seele zu schwach ist, sie dem Bewußtsein unterzuordnen und sich derselben zu be-

meistern. Man wird sich dieses deutlich machen können, wenn man auf die verschiedene Art aufmerksam ist, auf welche der Schwindel zu entstehen pflegt. Jedoch ich verlasse diese besondere Krankheit, die ein philosophischer Arzt von meinem Freunde mit mehrerer Ausführlichkeit zu behandeln im Werke hat, und verweise meine Leser auf die Abhandlung desselben, die wahrscheinlicher Weise nächstens zum Vorschein kommen wird*).

Ich komme zu der seltenen Beobachtung, die Herr Spalding an sich selbst gemacht hat, und die zu diesem Aufsatze die Veranlassung gewesen. Jener Weltweise spricht: die Frage eines Weisen führet die Antwort zur Hälfte mit sich. Mich dünkt, dieses treffe allhier vollkommen ein. Herr S. hat mit so vieler Genauigkeit beobachtet, und die Umstände, die er wahrgenommen, so treffend beschrieben, daß die Hypothese, aus welcher sie erklärt werden können, sich gleichsam von selbst darbietet. Man darf nur seiner Erzählung folgen, und dabei nicht außer Acht lassen, was oben von der Harmonie zwischen den wirksamen Begriffen und organischen Stößen ist angeführt worden.

„Ich hatte," erzählt Herr S., „denselben Vormittag in geschwinder abwechselnder Folge viele Leute sprechen, vielerlei Kleinigkeiten schreiben müssen, wobei die Gegenstände fast durchgehends von sehr unähnlicher Art waren." Diesem nach entstanden in ihm viele Ideenreihen mancherlei Art, deren verschiedene auf dieselben Organe des Sprechens und Schreibens wirksam waren. Diese mußten sich einander desto öfter durchkreuzen und in Verwirrung bringen, je weniger Verbindung sie unter sich hatten, und je mehr die Aufmerksamkeit, wie Herr S. hinzusetzet, immer auf etwas Anderes gestoßen ward. Dergleichen vielerlei Geschäfte, die durch einander laufen, pflegen bei jedem Andern schon Zerstreuung zu verursachen, einen Zustand, in welchem wir etwas Anderes verrichten, als wir verrichten wollen. Bei einem Manne, der gewohnt ist, anhaltenden, bündigen Betrachtungen nachzuhängen, und der vielleicht geringfügige Geschäfte dieser Art mit Unlust verrichtet, mußte die Wirkung stärker und von längerer Dauer sein. Seine Aufmerksamkeit ward desto härter angegriffen, da sie nicht gewohnt ist, sich so zerren und stoßen zu lassen und jeder Kleinigkeit, die sie auf-

*) M. Mf. meint des Hofraths und Prof. Marcus Herz so berühmtes Buch über den Schwindel. Jolowicz.

fordert, sogleich zu Dienst zu sein; daher sie am Ende so eingenommen und gleichsam betäubt ward, daß sie seiner freien Willkür den Gehorsam versagte, und sich nicht mehr von dem Bewußtsein des Vorsatzes lenken ließ.

„Zuletzt", fährt Herr S. fort, „war noch eine Quittung zu schreiben. Ich setzte mich nieder, schrieb die beiden ersten dazu erforderlichen Wörter." Hier trat, nach meiner Hypothese, eine fremde, auf eben das Organ wirkende Idee dazwischen, hielt der zweckmäßigen Idee die Wage, und unterbrach die Folge der organischen Stöße. „In dem Augenblicke (erzählt Herr S. weiter) war ich nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter in meiner Vorstellungskraft zu finden," (die Menge der mannichfaltigen Ideen hatte diese Dunkelheit verursachet:) „noch die dazu gehörigen Züge zu treffen" (die zweckmäßigen Vorstellungen waren am Moment der Kraft in diesem Augenblicke nicht die stärksten). „Ich strengte auf's äußerste meine Aufmerksamkeit an, suchte langsam einen Buchstaben nach dem andern hinzumalen" (gerade so, wie die Stotternden beim Sprechen, zuweilen mit gutem Erfolge, zu thun pflegen), „mit beständigem Rückblick auf den vorhergehenden, um sicher zu sein, ob er auch zu demselben passe," (daß sich Herr S. dieses Rückblicks und der Bedenklichkeit, ob auch der Buchstabe passen würde, so deutlich bewußt war, mag wol den Zustand in etwas verschlimmert haben, indem dadurch die Aufmerksamkeit noch mehr getheilt, und unzweckmäßigen Ideen mehr Gewalt eingeräumt wurde); „merkte aber doch, und sagte es mir selbst, daß es nicht diejenigen Züge würden, die ich haben wollte." (Ebenso, wie der Stotternde eine Sylbe nicht herausbringen kann, und eine andere dafür hören läßt. Er merkt es, daß es nicht die zweckmäßige Sylbe sei, hält ein, und setzt zu verschiedenen Malen von Neuem an, um die rechte, zur Absicht dienliche Sylbe tönen zu lassen.) —

„Ich brach also ab", fährt Herr S. fort, „hieß den Mann, der darauf wartete, theils einsylbig, theils durch Winken, weggehen, und überließ mich unthätig dem Zustande, in welchem ich mich befand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch eine tumultuarische Unordnung in einem Theile meiner Vorstellungen" (in der Region der wirksamen Ideen), „in welchen ich nicht zu unterscheiden vermochte; nur daß ich sie ganz zuverlässig für solche Vorstellungen erkannte, die sich mir ohne und wider mein Zuthun aufdrängten, deren Unwichtigkeit ich einsahe, auf deren Weg-

schaffung ich arbeitete, um den eigenen und besseren Ideen, deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft" (in der Region der unwirksamen, speculativen Ideen) „bewußt war, mir Luft und Raum zu verschaffen. Ich warf mich nämlich, soviel ich unter dem Schwarm der andringenden verwirrten Bilder konnte, auf die mir geläufigen Grundsätze von Religion, Gewissen und künftiger Erwartung zurück; ich erkannte sie für gleich richtig und fest; ich sagte mir selber, mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche denkende Wesen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von Tod, aus diesem in dem Gehirn erregten Getümmel, welches mir, nach meiner innersten Empfindung, immer etwas Fremdes, außer mir selbst Vorgehendes blieb, herausgesetzt würde; so würde ich in der besten, glücklichsten Ordnung und Ruhe fortdenken und fortdauern. Bei dem Allen war nicht die mindeste Täuschung der äußerlichen Sinnlichkeit: ich sah und kannte alles um mich herum in seiner wahren Gestalt; nur des fremden Andranges und Gewirres im Kopfe konnte ich nicht los werden. Ich versuchte zu reden, gleichsam zur Uebung, ob ich etwas Zusammenhängendes hervorzubringen im Stande wäre; aber so sehr ich auch Aufmerksamkeit und Gedanken zusammenzwang, und mit der äußersten Langsamkeit dabei verfuhr, so merkte ich doch bald, daß unförmliche und ganz andere Gedanken erfolgten, als die ich wollte; meine Seele war jetzt eben so wenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin des Schreibens."

Man siehet gar deutlich, daß die Seele unseres Beobachters, was die unthätigen speculativen Ideen betrifft, ihre Function ohne Fehler und Verwirrung verrichten konnte; das Widernatürliche lag bloß in der Function der eigentlichen wirksamen Ideen, die in die Gliedmaaßen des Sprechens und Schreibens wirken, und die ihnen gemäßen körperlichen Veränderungen hervorbringen sollten. Hier hatten sich mancherlei andere unzweckmäßige Ideen dermaßen gehäuft und zusammengedrängt, daß sie sich zwar einander das Licht benahmen und dunkel in der Seele schwebten; aber das Moment ihrer Kraft ward dadurch nicht vermindert, und sie stellten sich der Seele gleichsam in den Weg, so oft sie eine von den ihr sonst so willigen Saiten, nach Erforderniß ihres Endzweckes, berühren und in Bewegung setzen wollten. Wir sind zwar Meister über unsere Aufmerksamkeit und im Stande, sie nach unserm Vorsatze zu lenken, aber nur bis auf

einen gewissen Grad. Die Gewalt der Ideen kann aber so sehr zunehmen, daß wir mit aller Anstrengung die Aufmerksamkeit von ihnen nicht abrufen können; und in der Region der wirksamen Ideen die dunkelsten Begriffe, die eine so große practische Gewalt haben, mehrentheils undeutlich sind, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie aufeinander folgen, wie bei allen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten der Menschen zu ersehen ist.

Daß in der Region der Gedanken alles wohl in der Ordnung sei, und gleichwol in der Region der wirksamen Ideen etwas Widernatürliches, oder gar eine gänzliche Unfähigkeit obwalten könne, habe ich selbst bei der Nervenschwäche, an der ich seit vielen Jahren leide, nur zu oft erfahren. Die Zufälle meiner Krankheit hat mein Freund, der D. Bloch, der mich, als Arzt und Freund genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, in seinen Beobachtungen mit vieler Deutlichkeit beschrieben. Im Anfalle, der mich beim ersten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegte, hatte ich mein völliges Bewußtsein, war im Stande, jede Gedankenreihe, die ich mir vornahm, mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen, nur daß ich aller willkürlichen Bewegung unfähig war, weder ein Glied am Leibe regen, noch einen Laut von mir geben, oder die Augen aufthun konnte; und jede Bemühung, die ich anwandte, irgend ein Glied zu bewegen, war völlig fruchtlos, und vermehrte nur die sehr widrige Empfindung, von welcher dieser Zustand begleitet war. Es war mir nämlich dabei, als wenn etwas Glühendes vom Gehirn herab, den Rückgrath entlang einströmen wollte und Widerstand fände, oder als wenn Jemand mit glühenden Ruthen mir den Nacken geißelte. Ich mußte mich also vollkommen ruhig halten, bis ein Eindruck von Außen her den Lebensgeistern gleichsam die Schleusen öffnete, daß sie freien Einfluß hatten; und nunmehr war auch in demselben Augenblick alles wieder hergestellt, und ich völlig wieder Herr über meine freiwilligen Bewegungen.

Demohngeachtet aber ist es immer dieselbe Seele, dieselbe einfache Substanz, welche beides verrichtet, Gedanken hat, und Willkür oder freien Willen ausübt; nur daß sie, so wie der Körper, in Absicht auf eine von ihren Functionen in einen widernatürlichen Zustand gerathen und gehemmt werden kann; das heißt, die Seele kann, so wie der Körper, in Ansehung dieser Verrichtungen gesund und wohl, und in Ansehung eines an-

deren hingegen schwach oder krank sein. Dasselbe denkende Wesen, das Herr S. sein eigenthümliches Ich nennet, und das von Seiten seiner Gedankenfähigkeit völlig gesund war, empfand von Seiten seiner Bewegungsfähigkeit die Verwirrung, das Fremde, Widernatürliche, die Indisposition, die leicht in eine Krankheit hätte übergehen können. Die Reihe der speculativen unthätigen Begriffe blieb in ihrem natürlichen Zustande, und konnte, so oft der Denker wollte, mit freier Willkür fortgesetzt werden. Aber die Reihe der thätigen Ideen, und der mit ihnen harmonisch zu erregenden organischen Stöße hatte gelitten. Hier war der Andrang und das Getümmel, welches Herr S. fühlte; und so oft er an's Reden oder Schreiben ging, drang sich aus dieser Verwirrung immer eine fremde unzweckmäßige Darstellung vor, die auf dasselbe Organ wirkte, und eine andere Bewegung hervorbrachte, als er haben wollte.

Mich dünkt indessen, Herr S. habe in der Ueberraschung einen mißlichen Versuch gewagt, in währendem Andringen verwirrter Bilder und Vorstellungen, sich nach seinen philosophischen und religiösen Betrachtungen umzusehen, und seine Aufmerksamkeit von dem gegenwärtigen Getümmel gleichsam mit Gewalt abzuziehen. Dieser Versuch hätte, wo ich nicht irre, von traurigen Folgen sein können. Jene Betrachtungen, auf die sich Herr S. zu werfen wagte, enthalten bloß speculative Ideen, die unmittelbar auf keine äußere Gliedmaaßen wirken. Und in dem Gehirn selbst, wo sie so lebhaft wirken, beschäftigen sie, als allgemeine, abstracte Begriffe, bloß einen gewissen Bezirk, eine ihnen zukommende Region, und lassen das übrige System ohne alle Thätigkeit. Sie erfordern also mehr Sammlung und Anstrengung der Lebensgeister und eine stärkere Richtung derselben gegen die obern Theile, als in dem tumultuarischen Zustande, in welchem sie sich bei Herrn S. ohnehin befanden, dienlich gewesen sein mochte; und daher mußten sie, wie mich dünkt, das Uebel vermehren. Eine freie Aussicht in die offene Natur, ein ruhiger Blick auf das thätige Leben der Menschen und Thiere; ein körperlicher Schmerz, oder jede andere äußere sinnliche Empfindung von einiger Kraft, etwas Speise oder ein kühlender Trunk, den er etwa zu sich genommen hätte, würde wahrscheinlicher Weise heilsamer gewesen sein. Dadurch würden die Lebensgeister von ihrem allzuheftigen Andrange im Gehirne abgeleitet, und in das ganze Nervensystem gleichmäßig vertheilt worden sein. Nur durch

sinnliche Eindrücke werden die Ideenbilder in Ordnung gebracht, und Licht und Schatten so über die Masse verbreitet, daß sie sich einander unterstützen, und die Wirkung des Ganzen befördern helfen. Betrachtungen und Vernunftgründe, wie diejenigen, denen sich Herr S. überließ, mußten gerade von entgegengesetzter Wirkung sein; ja die Besorgniß, die er sich in diesem Zustande machte, die doch wahrscheinlicher Weise mit einiger Unruhe verbunden sein mußte, konnte nach meiner Hypothese den Zustand erst verschlimmern helfen; indem jede Gemüthsbewegung die ordentliche Einwirkung wirksamer Ideen auf die Organe zu verhindern pflegt, wie solches vom Stottern ist angemerkt worden. Es thut nichts zur Sache, daß Herr S. sich auf nichts in seinen vorhergegangenen Vorstellungen oder Geschäften zu besinnen wußte, und das zu den unverständlichen Worten, die er in der Verwirrung niederschrieb, hätte Anlaß geben können. Wir haben gesehen, daß die dunkelsten Empfindungen, die mit keinem Bewußtsein der Seele verbunden sind auf die Organe dennoch sehr kräftig wirken, die zweckmäßigen willkürlichen Handlungen hervorbringen und eben sowol unterbrechen können. Ein Wort, das etwa in währender Verwirrung in einem Nebenzimmer laut gesprochen ward, konnte zufälliger Weise, da Alles in dem Haupte Herrn S. so gespannt war, einen sehr lebhaften Eindruck machen, und von stärkerer Wirkung in die Organe sein, als die zweckmäßige Idee, die kein sonderliches Interesse hatte. Indem nun Herr S. seine Lebensgeister anstrengte, die Bewegung der Hand hervorzubringen, die zu seinem Endzweck erforderlich war, drang jene fremde Vorstellung vor, und ließ ihn etwas unzweckmäßiges niederschreiben, so wie dem Stotternden wieder Sylben entfahren, die er nicht hat aussprechen wollen. Die Seele, ihres Vorsatzes deutlich bewußt, merkte gar bald, daß etwas Unrechtes hingeschrieben worden, hielt ein, um von neuem wieder anzusetzen; daher das Unterbrochene, Unvollendete in der Sprache des Stotternden sowol, als in dem Niedergeschriebenen des Herrn S. — Und eben Dieses, daß die unwillkommenen Ideen in der Seele fremde waren, und sich nur zufälliger Weise eindrängten, daß sie noch das Bürgerrecht nicht erlangt, an keine Reihe von Begriffen sich angefügt hatten; eben Dieses, sage ich, ist die Ursache, daß sich Herr S. ihrer nachher nicht wieder zu erinnern vermochte. Man hat im Traume zuweilen die lebhaftesten und wirksamsten

Vorstellungen; man weiß es beim Erwachen, daß man dergleichen gehabt, ohne sich wieder ihrer erinnern zu können, so lange man nicht auf eine Idee geräth, die mit ihnen verbunden ist, und vermittelst derer jene hervorgerufen worden. Die Seele kann nur diejenige abwesende Vorstellung anrufen, zu der sie das eine Ende der Schnur gleichsam vor sich hat, um sie anziehen zu können. So lange sie Dieses nicht gefunden hat, ist ihre Bemühung vergebens. Nur vermittelst des Gegenwärtigen ist die Seele im Stande, sich des Vergangenen wieder zu erinnern.

Und nun auch etwas auf die philosophische Frage des Herrn S. zu antworten:

„Wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zustande des Gehirns abhängt, oder eigentlich darin liegt, so muß in meinem Fall, der eine Theil meines Gehirns gesund, in gehöriger Lage und Ordnung, der andere in unordentlicher, verwirrter Bewegung gewesen sein. Und welche von beiden sagte denn: ich? unterschied die durcheinander kreuzenden Vorstellungen von sich selber? urtheilte von der Unrichtigkeit derselben? fühlte so innig sich selbst als etwas ganz Anders, und Abgesondertes von Jenem?"

Nach obiger Erklärungsart war eigentlich in dem Gehirn des Herrn S. kein Theil in unordentlicher, verwirrter Bewegung; und es hatte nur fremde, unzweckmäßige Vorstellungen mehr Wirkungskraft erlangt, als sie, seinem Vorhaben nach, haben sollten. Das Ich seiner Seele hatte weder Ort noch Bestimmung verändert. Daß wir neben einer Reihe von speculativen, mit Bewußtsein verbundenen Ideen, die nicht auf äußere Organe wirken, auch noch so manche Reihe von thätigen Ideen verfolgen, und zum Ziele leiten können, ist bekannt, und bereits oben angeführt worden. Die Seele beherrscht diese verschiedenen Reihen, lenkt jene durch deutliches Bewußtsein jedes Gliedes, diese durch Gewohnheit und Uebung, und die durch dieselben hervorgebrachten Fertigkeiten; wirkt hier selbst und läßt dort Andere nach ihrem Plane fortwirken. Alles Dieses weiß sie, wie die Bürger eines wohlgeordneten Staats, dermaßen in Harmonie zu bringen, gleichsam in eine einzige gruppirende Masse von Licht und Schatten zu verbinden, daß die Wirkung des Ganzen zu ihrem Hauptendzwecke übereinstimmet. Allein

sie herrscht in diesem ihren innern Staate nicht unumschränkt, und ihre Befehle werden nicht ohne Weigerung vollzogen. Ihre Kraft überhaupt hat Grenzen. Zuweilen gelanget eine Vorstellung zu einer größeren Gewalt, versagt ihr den Gehorsam, will thätig sein, wo sie nicht soll; verdränget eine zweckmäßige Idee aus ihrer Stelle, oder hemmet sie wenigstens in ihrer Verrichtung; wodurch Unordnung und Stocken in den öffentlichen Angelegenheiten entstehen muß. Die Beherrscherin eilt hinzu, der Unordnung zu steuern. Ihrem Befehle nach sollte eine gewisse Reihe von organischen Stößen hervorgebracht werden, und eine fremde Idee hatte sich dazwischen eingedrängt. Sie suchet also die Aufmerksamkeit, die sie zum Theil in Händen hat, mehr der zweckmäßigen Idee zuzuwenden, und sie dadurch wirksamer zu machen. Es läßt sich aber begreifen, daß die widerspenstige Vorstellung nicht immer also fortweichen wird, sondern zuweilen auch in dem ersten Kampfe obsiegen, und einen organischen Stoß hervorbringen kann, den der herrschende Theil des Ichs ganz verkennt und seinem Endzwecke zuwider findet.

Aus den kleinen philosophischen Schriften.

Herausgegeben von

Müchler.

1. Anweisung, wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen.

In einem Briefe des Aristes an Hylas*).

Plutarch, dieser große Kenner des menschlichen Herzens hat eine ganze Abhandlung geschrieben, wie junge Leute die Poeten lesen sollen. Die Dichtkunst, sagt er, ist sehr geschickt, den Verstand eines muntern Jünglings zu ernähren; aber sie kann ihn auch gewissermaßen irrend und wankend machen, wenn er nicht durch gute Regeln angeführt wird, den Mißbrauch zu vermeiden. Er vergleichet die Dichtkunst mit der Erde von Aegypten, davon Homer sagt, sie bringe eine große Menge von heilsamen und vergifteten Kräutern hervor. Indessen, fährt er fort, haben nur die guten Köpfe von ihr einigen Nachtheil zu befürchten. Träge und schläfrige Gemüther können hingegen niemals von ihr betrogen werden; wie Simonides einst antwortete, als er gefragt wurde, warum er die Thessalonier nicht eben so gut be-

*) Vorbericht. Vor dreißig und mehreren Jahren erhielt ich von meinem verewigten Freunde Moses Mendelssohn nachstehende kleine größtentheils satyrische und launigte Aufsätze, als Beiträge zu einigen periodischen Blättern, an deren Herausgabe ich damals Theil nahm.

Jetzt sind diese Zeitschriften, wie so viele Ephemeren des Tages, schon längst in Vergessenheit begraben worden; und ich darf also mehr auf den Dank des Publicums und der Freunde Mendelssohn's rechnen, daß ich ihnen hier diese kleinen unterhaltenden Aufsätze, die Früchte einiger heitern Stunden seiner besten Lebensjahre, übergeben, da sie sonst wahrscheinlicher Weise gänzlich wären vergessen worden.

Berlin, den 23. Sept. 1789.

Joh. Georg Müchler.

tröge, als die übrigen Griechen? Sie sind so unwissend, daß ich sie nicht betrügen kann. Gorgias von Leontium pflegte zu sagen: das Trauerspiel ist eine Art von Betrug, davon man behaupten kann, wer betrügt, sei besser, als wer nicht betrügt; und wer betrogen wird, sei klüger, als wer nicht betrogen wird. Was soll man also anfangen? frägt Plutarch; soll man die Jugend nöthigen, die Dichtkunst zu fliehen, und sich, wie die Reisegefährten des Ulysses, die Ohren mit Wachs zukleben? oder soll man ihre Urtheilskraft vielmehr durch wahre Vernunftgründe unterstützen, damit sie nicht wanken und auf Irrthümer verleitet werden können? Denn Lykurg handelte ganz gewiß unvernünftig, daß er alle Weinstöcke in seinem Reiche ausrotten ließ, weil er sahe, daß man vom Weine betrunken werden könnte. Er hätte vielmehr die Nymphen, das heißt das Wasser aus den Quellen, damit vereinigen sollen, um, wie Plato sagt, diese rasende und ausgelassene Gottheit durch eine andere, die mäßig und weise ist, in der Zucht zu halten.

Indessen scheint Plutarch die Absicht gehabt zu haben, die griechische Jugend vor dem Mißbrauch der Fabel zu warnen; und Dieses mag zu seiner Zeit von großem Nutzen gewesen sein, weil damals die Jugend ihre Götterlehre eigentlich von den Poeten erlernen mußte. Von dieser Seite aber haben wir in unsern Zeiten wenig von den Poeten zu befürchten; denn unsere Jugend wird durch ganz andere Wege, als durch fabelhafte Gedichte, zu der wahren Erkenntniß von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes angeführt. Allein es gibt noch andere Irrthümer genug, die ein unerfahrner Jüngling, zum Nachtheil der guten Sitten, in den Werken des Witzes schöpfen kann; und in dieser Absicht mag es dem Publico nicht unangenehm sein, in folgendem Sendschreiben einige Anmerkungen zu lesen, wie ein jugendlicher Verstand angeführt werden könnte, die Poeten mit Nutzen zu lesen. Man hat nicht alles auf einmal erschöpfen können, und begnügt sich, einige wichtige Punkte berührt zu haben, die der Jugend nicht genug eingeschärft werden können.

Aristes an Hylas.

Es sind nunmehr drei Jahre verstrichen, liebster Hylas! seitdem wir angefangen, Dich Jüngling zu nennen; und der Gehorsam, den Du gegen uns und gegen Deinen Lehrer Theo-

phanes bezeugest, läßt uns hoffen, der Welt in Dir einen glücklichen Mann und einen seligen Greis zu schenken. Es ist Dir eine Lebhaftigkeit angeboren, die Dich zu vielen Dingen geschickt machet. Allein wisse, liebster Jüngling! feurige Gemüther bleiben selten bei dem Mittelmäßigen stehen. Sie werden entweder im Guten oder im Bösen groß, so wie das irdische Feuer entweder erwärmet, oder verzehret. Noch ist Deine Vernunft unstät, und Dein Sinn wanket, wie die jungen Aeste Deines kleinen Nußbaums, die jedem leisen Winde nachgeben. Wir hatten ihn eben denselben Tag gepflanzt, an welchem Du das Flügelkleid ablegtest. Bisher haben wir keinem Sprößlinge verwehrt, aus seinem Auge hervorzubrechen; aber bald wird es Zeit sein, die unnützen Reiser zu verschneiden, damit der nährende Saft gewohnt werde, in die fruchttragenden Zweige hinüber zu treten. Dieser Baum, Hylas! ist ein lebhaftes Sinnbild von Dir. Bald ist es Zeit, Deine Fähigkeiten auf einen sichern Endzweck zu lenken. Deine kritischen Tage nahen heran; sie sind noch wichtiger, als die kritischen Tage eines Kranken, die höchstens nur Tod und Leben anzeigen. Jene entscheiden mehr; denn nachdem Du Dich jetzt in dem Guten oder im Bösen befestigest, nachdem wirst Du Zeit Deines Lebens glückselig oder elend, unsere Freude oder unsere Schande werden.

Es gefällt mir ungemein, Hylas! daß Du Dich an den Schriften der alten und neuen Dichter so sehr vergnügest; und ich segnete Dich neulich, als mir Theophanes sagte, daß Du bei rührenden Stellen in Thränen zerfließest. Die Dichtkunst ist nach ihrem göttlichen Ursprunge die erste Schule der Tugend und Weisheit. Zwar gefällt die Tugend ohne allen Putz, und die Weisheit aus dem Munde eines trocknen Lehrers ist immer noch reizend; aber sie sind dennoch unkräftig, in das Gemüth eines Jünglings einen anhaltenden Eindruck zu machen. Das jugendliche Herz muß erst durch die Schönheit gereizt, und durch das Mitleiden empfindlicher gemacht werden, wenn die eingeprägten Lehren der Tugend und Weisheit nicht bald wieder verlöschen sollen. Hierzu sind die Dichter eigentlich berufen; sie sollen uns wahre Schönheiten empfinden und mit Nothleidenden fühlen lassen; Sie sollen zur höheren Weisheit vorbereiten. Allein wie kränkt es mich, unschuldiger Hylas! daß ich diese bittere Wahrheit lehren muß! Die Dichter haben selbst ihren Beruf entehrt, und sind ein Werkzeug der Laster und des Ver-

derbens geworden. Nicht selten haben sie sich mehr bestrebt, geschickte Künstler, als weise Lehrer zu werden; und die Schadenfrohen hielten sich für Meister, wenn sie die Weisheit verachten, und den Saamen des Guten in der Brust eines Jünglings ersticken konnten. Ein Menschenfreund verwandelte Mitleiden in Abscheu und Verzweiflung; ein Wollüstling das Gefühl der Schönheit in Weichlichkeit; ein Lasterhafter glaubte:

Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Ich bin für Deine Glückseligkeit besorgt, liebster Hylas! Ich gehe jetzt auf dem Rande meines Grabes, und die ganze Erde außer Dir fängt mir an gleichgültig zu werden. Alsdann will ich mein graues Haupt freudig in die Gruft neigen, wenn ich erst die Tugend in Deiner Seele befestigt sehe. Aber ich will Dir eine beständige Freude zubereiten. Du sollst Dich als Jüngling so freuen, daß Du als Greis noch mit Vergnügen auf Deine Jugend zurücksehen mögest; und keine Nachreue soll Dir den Geschmack Deines Lebens vergällen. Vernimm also, liebster Hylas! heute die Lehren, die ich Dir mittheile, wie Du die Dichter mit Nutzen lesen sollst.

Lies niemals bloß, um Dir die Zeit zu vertreiben. Diese Lehre ist allgemein, und soll Dir stets in den Gedanken schweben. Wie uneinig ist Derjenige mit sich selber, der jetzt Gott um ein langes Leben bittet, und jetzt tausenderlei vornimmt, bloß um einige Stunden unvermerkt hingebracht zu haben. Diese Stunden, Hylas! die wir vorbei wünschen, sind uns umsonst gegeben worden; wir genießen sie nicht, und dem Erhalter unsers Lebens wird dafür nicht gedankt.

Der dankt ihm wohl, der, was er schenket, wohl empfängt.

Lerne, Hylas! von dem Harpagon, der keinen Augenblick ohne Wucher vorbeigehen läßt. Oft haben Lasterhafte die besten Mittel, den schlechtesten Endzweck zu erreichen. Verabscheue ihren Endzweck, aber lerne von ihnen die besten Mittel gebrauchen. Wuchere mit der Zeit. Laß Dich von einer jeden Stunde Deinem Endzweck näher bringen; und selbst wenn Du spielest, habe die Absicht dabei, Deinen Leib oder Dein Gemüth zu bessern.

Der Endzweck der Gedichte ist Dir bekannt. Sie sollen Dich menschlicher machen, und das selige Gefühl der Tugend

und Menschenliebe in Deine Seele pflanzen. Ich weiß, Du liebest Deine Gespielen heftiger, wenn Du die Geschichte des Daphnis und Phyllis gelesen, oder über das harte Schicksal einer Clarisse geweinet hast. Halte Dich an dieser Absicht fest, und hüte Dich, Hylas! aus Lüsternheit bei schlüpfrigen und vergifteten Beschreibungen still zu stehen. Denke immer: was würde ich sagen, wenn mich Theophanes fragte, warum mir diese Beschreibung gefallen? und erröthe für Dich selbst.

Wisse, daß ich nicht umsonst gesagt habe, die Dichter bestrebeten sich nicht selten, mehr geschickte Künstler, als weise Lehrer zu sein. Siehe! wenn der Maler Xeuxis eine Person schildern soll, die ihm gleichgültig ist, so kann er auf Verlangen seine Kunst anwenden, ihre Schönheiten oder ihre kleinen Fehler mehr in das Licht zu setzen, weil ihm sein Herz nicht widerspricht. Gleichergestalt wird es manchen Dichtern eben so leicht, die Tugend zu verspotten, als sie bis in die Sterne zu erheben, wenn sie weiter keine Absicht haben, als ihre Kunst zu zeigen. Wären sie wahre Freunde der Tugend, so würden sie ihre Kunst niemals ihr zum Nachtheile anwenden, und wenn sie auch ein Königreich zum Preise davon tragen könnten.

Verwundere Dich also nicht, mein lieber Hylas! wenn Du die Dichter sich selbst so oft widersprechen siehst. Bald preisen sie die Thaten der Menschen, bald ist keine Tugend, keine Rechtschaffenheit mehr auf Erden; bald ist ihnen die Welt ein Paradies, bald eine Hölle; bald beschuldigen sie Gott und die Natur, und bald bestrafen sie die murrenden Sterblichen, die mit ihrem Schicksale unzufrieden sind. Ihre Kunst erfordert Abwechselungen, und sie können ihre Einbildungskraft sowol zum Besten, als zum Nachtheile einer jeden Sache erhitzen. Lies ihre verkehrtesten Einfälle, aber mit der Absicht, Dich an dem kühnen Schwung und an den feinen Ausdrückungen zu ergötzen. Vergaffe Dich aber nicht in ihr betrügliches Bild, sondern betrachte das Urbild mit deinen eigenen Augen, und prüfe, ob sie ihm treu geblieben sind.

Manche haben in kleinen jugendlichen Liedern über die Weisheit und die strenge Tugend gescherzt. Diese sind unschädlich, weil ihre angenehmen Spöttereien gewiß keine üblen Folgen nach sich ziehen können. Wir hören mit einem unschuldigen Vergnügen die Dichter singen:

Wolf zählt die Kräfte seiner Seele,
O welch ein Thor ist das!
Ich Klügerer, ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

Lies hingegen die schlüpfrigen Dichter nur sparsam, die sich befleißigen, nichts als schändliche Wollust zu athmen. Je mehr Du Dich ihrer enthalten wirst, je weniger werden sie Dir gefallen; und Du kannst Deiner Sittsamkeit sicher sein, wenn Dir ihre unzüchtigen Ausdrücke völlig unschmackhaft vorkommen. Diese Verführer sind es, o mein Hylas! Ewig wolle uns der Himmel mit Pyrons und Rochesters verschonen, und der deutsche Rousseau müsse David's göttliche Harfe nie durch schändliche Sinngedichte vermehren.

Es gibt eine unschuldige Art von Gedichten, die dennoch schädlich sein können, wenn sie nicht mit der gehörigen Vorsichtigkeit gelesen werden. Man hat die Kunst erfunden, das einfältige Schäferleben mit den angenehmsten Farben zu schildern. Was ist lieblicher als die Natur, und was ist einnehmender als ihre Schönheit? Man läßt den Schäfer in einem immerwährenden Frühlinge zwischen Rosen und wohlriechenden Gesträuchen hinter seiner Heerde hergehen. Bald setzt er sich in den Schatten einer Eiche und stimmt ein unschuldiges Lied an, indem seine Schaafe um ihn herweiden; bald legt er sich an einem Wasserfalle, und wird von seinem leisen Murmeln zum Schlafe eingeladen. Man läßt sein Gemüth von allen unruhigen Leidenschaften frei sein, und dichtet ihm erhabene Gesinnungen an, die sich ohne Kunst und Erziehung bei ihm hervorgethan haben sollen. Wie leicht kann diese edle Einfalt, die doch nichts, als eine Erdichtung ist, die Tugend zur Eifersucht reizen! Wir können glücklich sein, können sie sich denken, wenn wir uns dem Lärm der Menschen entziehen, und unser Leben unthätig dahin fließen lassen. Laßt andere große Thaten beginnen, und mit Arbeit nach tiefer Weisheit ringen. Wir wollen ruhig und bequem leben, und der Natur unsere tugendhaften Gesinnungen zu verdanken haben. Wenn wir zufrieden sind, so sind wir glückselig.

Wisse also, mein Hylas! die Tugend besteht weder in einer bäurischen Einfalt, noch in einer höflichen Artigkeit, sondern in Handlungen, die der erhöhten Natur des Menschen, die der Ver-

nunft gemäß sind. Ein faules und unthätiges Leben ist zwar andern Menschen nicht schädlich; aber wir haben umsonst gelebt, wenn wir uns die Mühe haben verdrießen lassen, uns zu bessern. Die Poeten bedienen sich ihrer Freiheit zu lügen, und lassen die Schäfer die tugendhaften Gesinnungen unter Rosen und Lilien gleichsam mit dem Duft einsaugen. Uns gefällt ein Weiser in dem einfältigen Schäferkleide. Aber, Hylas! man muß wirksam sein, wenn man weise sein will; man muß mehr, als Bequemlichkeit und thierische Ruhe suchen, wenn unsere Gesinnungen edel, unsere Handlungen vernünftig, und unser Leben mit Nutzen angewendet sein soll. Sei einfältig und unschuldig in dem Aeußerlichen, aber laß Deinen innern Werth edel und erhaben sein. Nimm Jenes von dem Schäfer, und Dieses von dem Weisen. Entlehne von dem Hofmanne eine artige Sittsamkeit, die Dich bei Andern beliebt macht. Wenn Du weise, einfältig und sittsam bist, so bist Du vollkommen.

Betrachte die Lustspiele, Hylas! als Gedichte, die Dein Gemüth aufheitern; und Deinen Geschmack läutern können, aber Deine Sitten haben sich keinen sonderlichen Nutzen von ihnen zu versprechen. Der Zweck der Lustspiele ist, die Fehler der Menschen lächerlich abzubilden, und wenn man alles Lächerliche vermeidet, so weiß man zu leben, aber man ist deßwegen noch nicht tugendhaft. Hierin haben die bürgerlichen Trauerspiele einen nicht geringen Vorzug. Sie sind eine wirkliche Schule der Tugend, denn ihr eigentlicher Endzweck ist, die Fehler der Menschen als verabscheuungswürdig zu schildern. Wir lachen über den Spieler des Regnard's, und vermeiden, ein Spieler zu heißen; wir vergießen Thränen über den englischen Spieler und schämen uns Einer zu sein.

Das Trauerspiel ist eine Schule der erhabenen Gesinnungen, und die vollkommenste Art von Gedichten. Ihr Endzweck ist, die Fehler der Menschen schrecklich abzubilden; oder wenn vollkommen Tugendhafte leiden, so ist ihr Zweck, in uns ein wehmüthiges Mitleiden zu erregen. Die Alten sind in dieser Art unsere Meister, und wir haben ihre erhabne Einfalt noch nicht erreichen können. Auch hier, Hylas! sind Klippen zu vermeiden, daran die unvorsichtige Jugend leichtlich scheitern kann. Wenn der Dichter die Fehler seines Helden zu beschönigen sucht; wenn er ihn vollkommen vor unsern Augen darstellen will, und daher Alles an ihm, seine Untugenden nicht ausgenommen, bis an die

Sterne erhebt; so kann die Jugend leicht verführet werden, sich nach einem falschen Muster zu bilden, und die Fehler dieser eingebildeten Helden nachzuahmen. Die Sittenlehre des Theaters ist nicht durchgehends zur Ausübung eingerichtet. Lerne, Hylas! den Dichter unterscheiden, wo er als Weltweiser und wo er als Dichter spricht. Es ist ein Laster, wenn man um eines Schimpfes halber Menschenblut vergießt. Corneille macht es zur Tugend; und seine Scheingründe können die Jugend leichtlich auf seine Seite bringen, wenn sie nicht bedenkt, daß eine solche Handlung auf der Schaubühne gefallen, aber im gemeinen Leben abscheulich sein kann.

Oft betrachten die Dichter den ganzen Weltbau aus ihrem engen Gesichtskreise. Sie wissen über Alles ihren spielenden Witz auszubreiten, und die Jugend, die nicht gewohnt ist, lange ernsthaft zu bleiben, freuet sich, wenn sie über die wichtigsten Dinge lachen kann. Es ist der leichteste Weg, in der großen Welt fortzukommen, wenn man beständig einen spitzigen Einfall in Bereitschaft hat; und wem die Lacher in einer Gesellschaft zugethan sind, der kann die gründlichsten Weltweisen zum Schweigen bringen. Allein, Hylas! ich traue Dir nicht Eigendünkel genug zu, mit einer solchen Aufführung zufrieden zu sein. Der Witz ist die äußere Verzierung des Verstandes, und gleichet einem Gepräge, das eigentlich bestimmt ist, den innern Werth einer Münze anzuzeigen. Wer sich aber bei dem Gepräge aufhält, und den innern Werth aus den Augen setzet, der gleichet einem Kinde, das öfters Goldstücke für falsche Schaupfennige dahingibt.

Ich würde zu weitläufig sein, Hylas! wenn ich Dich vor allen Fehltritten warnen wollte, darauf Dich die Liebhaber des Witzes verleiten können; allein ich begnüge mich mit der allgemeinen Warnung, daß Du ihnen nicht zu viel trauen, und beständig auf Deiner Hut sein sollst. Der glücklichste Einfall kann keine Unwahrheit wahr machen, und die schönste Beschreibung dem Laster nichts als die Schminke der Tugend anstreichen. Im Uebrigen verlaß' ich mich auf die treue Anführung Deines Theophanes, der mehr als väterlich für Dich sorgt. Liebe ihn, Hylas! wie Du mich liebst, und laß seine Sorgfalt nicht umsonst angewandt sein. Bilde Dich nach diesem vortrefflichen Muster, und fliehe einen jeden Gedanken, der mit seiner Aufführung streitet. Wenn ich bedenke, daß Du mitten unter tausend Verführern einen getreuen Wegweiser gefunden hast, in dessen Fuß-

tapfen Du getrost wandeln kannst, und wenn Dir Theophanes das Zeugniß gibt, daß Du auf jeden Wink bereit bist, ihm zu folgen; so vergesse ich, an die Schwachheiten meines hohen Alters und an das nahe Grab zu denken, und fange wieder zu leben an. Laß, Hylas! diese Gedanken in den letzten Stunden mein Trost sein, so wie er mich in meinem hohen Alter aufrichtet! Ich will Dich alsdann segnen und sterben.

Dein

Großvater

Aristes.

---

2. Vermischte Gedanken.

I.

Madame Rowe sagt: Eine einzige gute That ist besser, als tausend gelehrte Abhandlungen. Allein, was für ein Recht hat man, den Denker von dem Wohlthäter zu uuterscheiden? Was thut der Wohlthäter? Er befriedigt die Bedürfnisse seines Nebenmenschen durch seine Glücksgüter; allein, was er durch diese thut, verrichtet der Denker durch seine Seelenkräfte.

II.

Es gibt Wahrheiten, die unsere Glückseligkeit befördern. Die sie abhandeln, können ihre Lehren 1) gründlich und trocken, oder 2) leicht und reizend abfassen. Die sie bestreiten, können ihre Gegengründe ebenfalls 3) trocken oder 4) verführerisch vorbringen. Die erste Art schreibet für gründliche Köpfe; die zwote für die Welt; die dritte gibt zum fernern Nachdenken Anlaß; die letzte sind schadenfrohe Irrlichter, die, wie der Pöbel glaubt, den Reisenden auf gefährliche Abwege verleiten, und mit einem wilden Gelächter seiner spotten.

III.

Ein Weltweiser, der um eine hohe Ehrenstelle buhlet, gleichet einem Goldmacher, der auf seine Erfindung des Steines der Weisen Almosen bettelt.

IV.

Wollt ihr Comödien schreiben, sagt ein Franzose zu dem Deutschen, so studirt die Natur und Moliere. Ich möchte alle-

zeit, wenn ich einen französischen Weltweisen sehe, ihm zurufen: Studire die Natur und Wolf!

V.

Wolfens lateinische Schriften machen zusammen eine kleine philosophische Encyklopädie aus. Nur Schade! daß die Sachen nicht in eine alphabetische Ordnung gestellt sind. Ein Dictionnaire soll unser Jahrhundert verewigen, aber kein philosophisches System.

VI.

Der Lauf der Welt.

Haben die Menschen Friede, so theilen sie sich in Gelehrsamkeit und Ueppigkeit. Die Ueppigkeit verzehrt Alles, und endlich verzehrt sie sich selbst, weil sie die Menschen zum Geize geneigt macht. Der Geiz erzeuget die Handelschaft; die Handelschaft Eifersucht; die Eifersucht Krieg; der Krieg verheeret alles wieder, so lange, bis die Völker nach Friede seufzen.

VII.

Der Geschichtschreiber.

„Er ward ein Held, sobald er nur aufhörte, ein Kind zu sein."

Der Weltweise.

„So war er nicht länger ein Mensch, als er ein Kind war."

VIII.

Er weiß zu leben. Diese Redensart bedeutet jetzo nichts mehr, als: er weiß im vierzigsten Jahre den Mann auf der Stube zu lassen, und in Gesellschaften wie ein Kind zu tändeln.

IX.

Die Europäer würgen sich einander um den Ohiofluß, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmuthe reden hören.

X.

Die Fürsten sind Schauspieler, und die sich Weise nennen, gedungene Händeklatscher.

XI.

Wünschet einem Großen ein kurzes Leben, er wird Feuer speien; wünschet ihm einen Zeitvertreib, er wird es Euch danken.

Und dennoch ist es einerlei, ob man weniger lebet, oder die Zeit vertreibet.

XII.

Sind die Fürsten der Erde der Wahrheit so gram, daß es ein Ruhm für einen Weltweisen ist, wenn sie ihn für kein unnützes Geschöpf halten?

XIII.

Die Natur hat die Mienen und Gesichtsfarbe zu treuen Dolmetschern unsers Herzens gemacht, und die Politik befiehlet uns, diese natürliche Sprache zu unterdrücken. Dennoch wollen uns feile Weltweisen einbilden, die Politik stimme mit unserer Natur zusammen.

XIV.

Ein Großer, der durch das Brausen seiner Leidenschaften verhindert wird, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen, verdienet Mitleiden. Ein Großer, der mit kaltem Blute die Vernunft höret und sie zum Schweigen bringet, verdienet Abscheu.

XV.

O Zeit! O Sitten! Menschen erwürgen, ist der Weg zur Ehre, und Kinderzeugen eine Schande.

XVI.

Lysander verehret nichts als Mädchen; wenn er denkt, so denkt er an Mädchen; und was er weiß, das weiß er von Mädchen. Wäre er ein Gott, so schuf' er nichts als Mädchen; und könnte er sich den Himmel wünschen, so müßte es ein mahomedanischer Himmel sein. Was ist aber Lysander? Eine Puppe für die Mädchen.

XVII.

Leute von großen Verdiensten, die sich Ruhm und Ehre erworben haben, werden gemeiniglich nicht eher beneidet, als wenn sie ihr Glück etwas lange genießen. Ein Beweis, daß die Verdienste weniger in die Augen leuchten, wenn sie belohnt sind.

XVIII.

Das undankbare Deutschland! Der große Wolf stirbt, und die Ehre, sein Lobredner zu sein, wird einem frostigen Gottsched überlassen. O! nun wird Hermann aufhören sich zu beklagen, daß Schönaich es wagt, ein Heldengedicht von ihm zu singen.

XIX.

Was that Wolf großes? fragt Bav. Ist dieses das Kenn-

zeichen eines Genies, daß es in ganzen Quartbänden Wahrheiten demonstriret, daran kein Vernünftiger zweifelt? Schweig' Bav! Gestern sagtest Du, es gäbe gar keine erweisliche Wahrheit, und heute gibt es ihrer ganze Quartbände voll, die der Beweise völlig überhoben sein können.

XX.

Der politische Lehrsatz: kein Krieg soll geführt werden, außer wenn uns Unrecht geschiehet, ist ein Trost des Weltweisen, der sich die Bewohner der Erde gern menschlicher einbilden will, als sie sind. Man lasse ihn wenigstens in Schulen und Lehrbüchern noch gelten. In der Welt hat man seit undenklichen Zeiten jenen satanischen Grundsatz dafür eingeführt:

Indessen ließ ich, nicht müßig
zu sein, durch meine Erwählten
= = = Säuglinge erwürgen.

Klopstock.

Man kann diese verhaßte Maxime mit mehr Gelassenheit von einem Helden ausüben, als von einem Kanzler Baco verfertigen sehen.

XXI.

Der Glaube, und die speculative Weisheit werden von der großen Welt verspottet; und die Vorurtheile, dazu sie Anlaß gegeben, werden sorgfältig beibehalten. Bei allem Kaltsinn, den man insgemein in Ansehung dieser Speculationen heget, versagt man noch immer einem beträchtlichen Theile des menschlichen Geschlechts alle Bequemlichkeiten dieses Lebens, bloß weil sie in dem Glauben und in einigen metaphysischen Sätzen mit uns nicht einerlei Meinung sein wollen.

XXII.

Alle Menschen suchen die Glückseligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern. Wie kömmt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besitz? Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben?

XXIII.

Die Wißbegierde der Kinder muß entweder durch Ruhm, oder durch Neubegierde angefeuert werden; denn die Liebe zur Wahrheit wirket sehr schwach in jugendlichen Gemüthern, und

die Erkenntniß derselben macht ihnen noch allzuwenig Vergnügen, als daß sie sich um ihrentwillen einer beschwerlichen Arbeit unterziehen sollten. Man siehet daher, wie wenig man bei Kindern gewinnet, wenn man ihnen dasjenige spielend beibringt, was Andere durch mühsame Nachforschungen herausgebracht haben. Man erstickt ihre Neubegierde, indem man sie frühzeitig stillet. Sie wissen, daß Dieses und Jenes so beschaffen ist, und bekümmern sich wenig um das Wie? und Warum?

XXIV.

Warum kommen die Kinder der Großen, die sorgfältig genug erzogen werden, selten sehr weit? Warum thun sich in einer Wissenschaft weniger Geister von der ersten Größe hervor, je allgemeiner sie getrieben wird? Wer das Vorige begriffen hat, wird auch auf diese beiden Fragen zu antworten wissen.

XXV.

Es gibt milzsüchtige Leute, die der löblichsten That gern nichtswürdige Absichten zuschreiben. So gibt es auch Schriftsteller, die da wünschen, es möchte in keines Andern Verstand heller aussehen, als in dem ihrigen. Lieber soll alles blind sein, ehe sie blöde Augen haben wollen. Jene sind Pyrrhonier in der Geschichte, Diese in den Wissenschaften.

---

3. Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen; nebst einem neuen Plan, die Menschengesichter vernünftig und sittlich zu machen.

Die keinen aufrichtigen Vorsatz haben, oder die der Nutzen ihrer eigenen Vernunft und einer allgemeinen Gerechtigkeit nicht richtet, haben unsrer Gesellschaft nichts zu danken. Koran C. 47.

Wir haben mit der vorigen Post ein ganzes Paket voll Anekdoten erhalten, und wir glauben dem Publico keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihm die wichtigsten davon mittheilen. Sie betreffen eine sehr heilsame Stiftung, die zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts ist in Vorschlag ge-

bracht worden, und die, wenn sie zu Stande käme, in der galanten und politischen Welt sowol, als in dem Reiche der Gelehrsamkeit große Revolutionen zuwege bringen würde. Um aber unsere Leser in den Stand zu setzen, von dieser herrlichen Unternehmung richtig urtheilen zu können, müssen wir sie vorläufig mit gewissen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit bekannt machen, die sich vielleicht noch nicht in die große Welt ausgebreitet haben.

Wenn man betrachtet, welch eine Menge von gelehrten Gesellschaften zu unsern Zeiten in Europa blühen, und wie sehr sie alle an der Erweiterung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften mit vereinigten Kräften arbeiten, so kann man fast nicht zweifeln, daß nicht dieses Jahrhundert von Anbeginn der Welt das erleuchtetste sein sollte. Fast alle Winkel in Deutschland und Frankreich werden durch kleine gelehrte Innungen der Vergessenheit entrissen, indem sie jährlich unsere Büchersäle mit einem ziemlich ansehnlichen Bande bereichern, und auf gewisse Wahrheiten beträchtliche Geldgewinnste setzen, darum die Gelehrten losen müssen. Man sage, was man will, die alte Liebe zur Wahrheit war gar zu brodlos. Was konnte ein so dürftiges Frauenzimmer, wie die Wahrheit damals war, in der geizigen Welt für Glück machen? In unsern Zeiten hängt man ihr doch wenigstens einige Goldstücke um, dadurch die Liebhaber von allen Seiten herbeigelockt werden, sich um ihre Gunst und um ihre schönen Schaumünzen zu bewerben.

In Frankreich, haben wir gesagt, gibt es eine ziemliche Anzahl von solchen kleinen Zünften; und seit einigen Jahren hat die zu Dijon die Aufmerksamkeit aller Gelehrten auf sich gezogen. Im Jahr 1750 setzte sie ihren gewöhnlichen Preis auf die Frage: Les arts et les sciences ont-elles contribué à épurer les moeurs? Wir lassen diese Worte französisch, weil wir aus dem Erfolge schließen, daß sie nicht nach dem Sinne der dasigen Akademie in eine andere Sprache übersetzt werden können. Im Deutschen würden sie ohngefähr heißen: Ob die Künste und Wissenschaften unsere Sitten gebessert haben? Gesetzt nun, man hätte ausgemacht, daß sie unsere Sitten nicht gebessert, oder wol gar verschlimmert haben: so würden wir glauben, man müßte auf Mittel bedacht sein, unsere Wahrheiten praktischer zu machen, und Wissen und Thun genauer mit einander zu verbinden. Um wie viel besser aber hat ein genfer

Bürger die Sprache dieser gelehrten Gesellschaft verstanden! Rousseau (so hieß dieser gelehrte Genfer) hat es errathen, daß die Akademie eigentlich zu wissen verlange, ob es besser sei, ein vernünftiger Mensch oder ein Thor zu sein? das heißt: ob die Menschen auch vernünftig handeln, daß sie nach Weisheit streben? Er richtet seine Abhandlung hiernach ein, und siehe! er trägt den gesetzten Preis auch sicher davon.

In der Beantwortung dieser possierlichen Frage hat unser Genfer Wunder gethan. Er hat in einer sehr hitzigen Rede allen Narren zum Troste bewiesen, daß die Menschen nichts schändlicheres thun könnten, als wenn sie sich bestreben weise zu sein; und daß ein Jeder, der einen Hang bei sich verspürt, vernünftig zu werden, sich so lange müsse vor den Kopf schlagen lassen, bis ihm dieser schädliche Schwindel verginge. Gewiß, der eigensinnige Kalif Omar, der mit dem berühmten Büchersaale zu Alexandria, mit diesem allgemeinen Schatze von Künsten und Wissenschaften, die Bäder zu heizen befahl, war in Vergleichung gegen unsern noch eigensinnigern Schriftsteller ein Beförderer der Wissenschaften. Omar verachtete nur die Weisheit aller andern Völker, und hielt den Koran und seine Ausleger für die einzigen Bücher der Weisheit, Tugend und Gottesfurcht, welche fähig sind, die Menschen glückselig und vernünftig zu machen. Aber im Ernste zu behaupten, die Menschen wären glückseliger, wenn sie niemals nachgedacht hätten, oder wenn sie sich jetzt überwinden könnten, die Früchte ihrer Untersuchung und ihres Nachdenkens ohne Verschonen einzuäschern, das klingt mehr als arabisch!

Demohngeachtet wurde dieses Cartel wider alle Wissenschaften und Künste von der Akademie gekrönt. Jetzt war ganz Frankreich rege. Die Gelehrten rührten die Trommel, und boten alle ihre Professionsgenossen wider diesen gemeinschaftlichen Feind auf. Rousseau konnte sich von seiner Partei keine Hülfe versprechen. Er mußte Alles über sich nehmen, weil er sich eigentlich zum Anführer der Unwissenden aufgeworfen hatte. Gewiß, hätte unter seinen Anhängern Jemand zu seiner Vertheidigung etwas Vernünftiges geschrieben, so würde er ihm als einem treulosen Ueberläufer, allen Andern zum Schrecken, ein S. in die Haut gebrannt haben.

Indessen schien dieser Held mit noch größern Abenteuern schwanger zu gehen. Die Wissenschaften und die Begierde sie zu erweitern, sind so genau mit der Geselligkeit verbunden, daß

man sich, beide abzuschaffen, oder beide in Aufnahme zu bringen entschließen muß. Will man die Menschen nicht gänzlich auseinanderjagen und in die Wälder herumtreiben, so kann man ihr Verlangen zum Wissen auf keinerlei Weise ersticken. Rousseau mag immer die alten heroischen Tugenden so sehr preisen, und seinen Brüdern einen trotzigen Heldenmuth und eine aberwitzige Unerschrockenheit, statt ihrer Wissenschaften, zum Gegenstande ihrer Bemühungen, aufzudringen suchen: man merkt es schon, daß dieses sein Ernst nicht sei. Weltbezwinger, Menschenwürger und Eisenfresser können ihm unmöglich das Heil der Menschen mehr zu befördern scheinen, als Newtons, Leibnitze, Corneilles, Lullys und Poussins. Es müssen ihm wichtigere Dinge auf dem Herzen gelegen haben, mit welchen er nicht sogleich herausgewollt. Eine andere Frage, die von eben derselben Akademie ist aufgeworfen worden, hat ihm völlig die Zunge gelöst.

Man fragte: Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen erstanden? Und ist sie in dem natürlichen Gesetze gegründet? Wir Deutschen hätten diese Aufgabe abermals für das nicht angesehen, was sie hat sein sollen. Wenigstens würden wir die Worte: ist die Ungleichheit unter den Menschen im natürlichen Gesetze gegründet? ohngefähr folgender Gestalt ausgelegt haben: „Ist es der Vernunft gemäß, daß Johann, der stärker, weiser oder geschickter ist, als Peter, auch auf die Güter der Erde mehr Anspruch machen könne, als Dieser? oder hat die Willkür der Menschen dieses Vorzugsrecht eingeführt; und hat der Weise von Natur kein Recht, sich von dem dummsten und niedrigsten Menschen von der Welt ernähren zu lassen?“ Die Entscheidung dieser Frage könnte freilich großen Nutzen haben. Denn man kann beweisen, daß ein Leibnitz kein Recht hat, sich von dem Schweiße des Ackermanns zu ernähren, außer wenn er seine Gemüthskräfte anwendet, jenes Zustand gewissermaßen glückseliger zu machen; und wer weiß, was für Dinge wir hieraus gefolgert und in unsrer Abhandlung festgesetzt hätten? Rousseau hingegen schlug einen ganz andern Weg ein. Diese Aufgabe war Wasser auf seiner Mühle. Er glaubte, man verlange zu wissen, ob die Menschen nicht weit mehr ihrer Natur gemäß gehandelt hätten, wenn sie beständig in den Wäldern herumgekrochen, und sich einander so gleich gewesen wären, als eine Meerkatze der andern?

Unsere Leser werden leichtlich errathen, wie ein Rousseau,

der die Künste und Wissenschaften als die nächsten Mittel zum Verderben betrachtet, auf eine solche Frage geantwortet haben wird. Er hat sich auch wirklich nicht gescheuet, dem ganzen menschlichen Geschlechte die unerhörtesten Vorwürfe zu machen. Er behauptet, alle gesittete Völker wären durch ihre Liebe zur Geselligkeit aus der Art geschlagen; die Drang-Outangs und die Pongos, zwo affenartige Geschlechter von Thieren, wären würdigere Geschöpfe, als alle ihre Mitglieder; und die eingerissene Begierde, sich vollkommener zu machen, würde sie aus einem Unglück in das andere jagen, ohne daß ihrem Elende jemals abzuhelfen wäre.

Das Manifest, das unser Bürger zu Genf sogleich in dem Eingange seiner Abhandlung an das ganze menschliche Geschlecht ergehen läßt, ist überaus schrecklich. Noch hat kein Weltbezwinger, der ein rebellisches Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohet, ihm den Krieg in so fürchterlichen Ausdrückungen angekündiget. „Ich weiß", sagt er, „es gibt ein Alter, bei welchem ein jeder einzelner Mensch gern stehen bleiben möchte. Suche das Alter auf (den Menschen redet er an), bei welchem du wünschest, daß dein ganzes Geschlecht stehen geblieben wäre. Ueber deinen gegenwärtigen Zustand unzufrieden, die deiner unglücklichen Nachkommenschaft eine weit größere Unzufriedenheit prophezeien, wirst du vielleicht zurückkehren wollen; und diese Gesinnung ist eine Lobrede auf deine Vorfahren, eine Kritik über deine Zeitgenossen, und ein Schrecken für Diejenigen, die das Unglück haben werden, nach dir zu leben." Ist dieses Maulgesperre nicht größer, als Jenes, Blitz, Donner und Hagel, die rächenden Werkzeuge u. s. w.?

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Wir wollen uns bei der Art, mit welcher er seine seltsame Meinung zu behaupten suchet, nicht aufhalten. Neugierige Leser können Dieses in der Uebersetzung nachlesen, die letzthin von dieser Abhandlung im Drucke erschienen ist*). Hingegen wird es Zeit sein, unsern Lesern folgendes Sendschreiben mitzutheilen, das uns von unserm Correspondenten in der Schweiz ist zugeschickt wor-

*) Unter dem Titel: Abhandlung von der Ungleichheit unter den Menschen und worauf sie sich gründe.

den. Man wird sich verwundern, zu was für einem wichtigen Entwurf diese Abhandlung Gelegenheit gegeben hat.

Meine Herren!

Sie verlangen zu wissen, wie man die Abhandlung des Herrn Rousseau, von der Ungleichheit unter den Menschen, in unsrer Republik aufgenommen hat; und ich werde Ihnen diese Nachricht um soviel lieber mittheilen, weil ich glaube, daß Sie an dem Entwurfe nicht wenig Theil nehmen werden, zu welchem diese Schrift Anlaß gegeben hat, und der auf das Wohl des menschlichen Geschlechts abzielet.

Kaum ist diese Schrift öffentlich erschienen, so hörte man auf allen Caffeehäusern, in allen Versammlungen, und sogar nicht selten auf der Rathsstube, für und wider das gesellschaftliche Leben mit vieler Hitze streiten.

So seltsam und so unerhört die Meinung des Weltweisen auch immer ist, so war es gewiß noch seltsamer, daß solche bittere und unangenehme Wahrheiten (wenn es anders Wahrheiten sind) in die Gemüther der Menschen sollen Eingang finden können. Ich glaube, es gibt eine Art, die Menschen wider sich selbst einzunehmen. Man muß ihnen nur Dasjenige, was man vorzubringen hat, mit einer gewissen Zuversicht auf den Kopf zusagen; den Augenblick werden sie uns betreten angaffen, und die ungerechtesten Beschuldigungen nicht von sich abzulehnen wissen.

Es sind Einige sogar weiter gegangen, als Rousseau selbst. Von einem zärtlichen Mitleiden mit unserm Elende durchdrungen, glaubten sie nicht, daß uns gar nicht mehr zu helfen stünde. Sie hielten vielmehr dafür, es wäre noch Zeit, den erwünschten ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, und dieses Jammerthal in ein glückseliges Paradies zu verwandeln, wenn man nur das verdammte Mein und Dein wieder aufheben, die Gesellschaften trennen, und die Menschen in die Wälder zurückjagen wollte, die sie zu ihrem Unglücke verlassen haben. „Sehet um Euch, hörte man sie öfters sagen, sehet um Euch, geliebte Mitbürger! was für Jammer und Elend die verwünschten Namen Gesellschaft, Eigenthum und Ungleichheit der Stände unter den Bewohnern der Erde angerichtet haben! Straßenräuber, Schmarotzer, Schmeichler, Diebe, Geizhälse und

unersättliche Wucherer sind die Wirkungen des Eigenthums. Blutschande, Ehebruch, Eifersucht und verliebte Verzweifelung haben wir den eingeführten Ehen und den in den Gesellschaften entstandenen Begriffen von Schönheit zu verdanken; und Herschsucht, Krieg, Verleumdung, Sklaverei und Verachtung würden aufhören, wenn wir die Gesellschaften auseinanderjagen und die Menschen einander gleich machen könnten. Wir wollen diesen unnützen Kram abschaffen; ich beschwöre Euch darum, um der Menschlichkeit willen, um Eurer eigenen Glückseligkeit willen, gehet in Euch! Lasset Euer Haar und Eure Nägel wieder wachsen, es sind naive Zierrathen eines natürlichen Menschen. Verlasset diese stolzen Gebäude, diese fast unvergänglichen Denkmäler von der Thorheit Eurer Voreltern, und von Euren bisher gehegten Vorurtheilen. Traget aus dem nächsten Gebüsche Holz und Reiser zusammen, zündet ein Feuer an, und leget Euren kindischen Hausrath und Eure unnatürliche und der Gesundheit schädliche Kleidung darauf. Lasset die Flammen davon bis an die Wolken steigen, und alle elenden Bürger der Erde zur Nachahmung aufmuntern. Wir wollen uns alsdann bei diesem herrlichen Lustfeuer, wie die Wilden in den mayombaischen Wäldern, eine kleine Freude machen, und wenn es ausgebrannt haben wird, zärtlich von einander Abschied nehmen, und uns niemals wiedersehen. Ein Jeder soll nackt, einsam und unsklavisch das weite Feld der Natur durchstreifen, und, wenn er müde ist, sich an einen Bach hinlegen und ungestört schlafen. Wie glücklich, wie zufrieden und wie ruhig leben nicht die Affen, die Drang-Outangs und die Pongos! Sollte ihre beneidenswerthe Zufriedenheit Euch nicht zur Eifersucht reizen können? Auch wir, geliebte Brüder, auch wir können mit Eicheln unsern Hunger stillen, und mit Wasser unsern Durst löschen, und unter einer bejahrten Eiche der süßen Ruhe pflegen; und was wünschen wir Thoren mehr, als Essen, Trinken, Herumlaufen und Schlafen?"

Sie können leicht denken, meine Herren, wie diese thierischgesinnten Rathgeber mit ihren possierlichen Vorschlägen sind aufgenommen worden. Man gab ihnen zu verstehen, daß nur ein verwöhnter und menschenfeindlicher Sinn in der ganzen Gesellschaft nichts als Straßenräuber, Ehebrecher und Tyrannen zu finden glaubet. Man müßte sehr unbillig sein, sagte man, wenn man leugnen wollte, daß es auch tugendhafte Gemüther gibt, die sich in der Gesellschaft wirklich vollkommen gemacht haben. Aus

bloß empfindenden Thieren sind sie denkende Geschöpfe, Nachahmer der Gottheit, und Bewunderer seiner herrlichen Werke geworden. Durch die Gesellschaft haben sie ihren Verstand gebessert; und sie wenden ihn zu nichts anders an, als göttliche Wahrheiten zu erkennen; und die Macht, die ihnen durch das eingeführte Eigenthum zu Theil geworden ist, dient ihnen nur, Andern wohlzuthun. Das erhabene Gefühl von ihrer eigenen Würde, die innerliche Ueberzeugung von ihrer Rechtschaffenheit, die Liebe zu ihrem Nächsten, und das Vertrauen auf ihren allgütigen Schöpfer füllen ihre Seele mit einer göttlichen Beruhigung, die von der dummen Zufriedenheit eines wilden Menschen eben so weit, als die Glückseligkeit eines Engels von der eingeschränkten Glückseligkeit eines Menschen entfernt ist. Alle ihre Bedürfnisse sind Triebe zur Glückseligkeit; und wenn sie diesen Genüge leisten wollen, so müssen sie sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die von dem gesellschaftlichen Leben, als dem einzigen Mittel zu ihrer Glückseligkeit, unzertrennlich sind. Man sei also vielmehr auf Mittel bedacht, dem Unfug und dem Mißbrauch der Geselligkeit am besten vorzubeugen, aber nicht um einiger Nichtswürdigen willen das herrliche Werk unsers erhabenen Werkmeisters zu entehren, und uns zu einem zukünftigen Leben mit nichts als thierischen Fähigkeiten auszurüsten.

Indessen mußte man den Widersachern der Geselligkeit eingestehen, daß es elende Geschöpfe unter den gesitteten Menschen gibt, die nur an dem Unfuge Theil nehmen, der zu der menschlichen Gesellschaft Gelegenheit gibt, und von ihren wahren Vortheilen nicht den geringsten Nutzen haben.

Man siehet täglich Leute, die nur deßwegen in der Gesellschaft der Menschen auferzogen zu sein scheinen, um die ganze Natur zu der Stellung ihrer unnatürlichen Begierden zu bequemen. Die Bemühung, sich vollkommener zu machen, hat ihnen mehr gedient, ihre Einbildungskraft zu verderben, als ihre Einsichten zu erweitern. Sie eilen, das Leben in einer beständigen Sehnsucht nach läppischen Vergnügungen hindurch; und die Liebe zu ihrem Nächsten ist bei ihnen nichts, als die Hoffnung, von ihnen mit gewissen Bequemlichkeiten besorgt zu werden, die in der That zu nichts anders dienen, als ihrem Körper die angeborne Härte und Dauerhaftigkeit zu entziehen. Solchergestalt erwerben sie Unruhe, quälende Bedürfnisse und einen hinfälligen Körper, statt jener Zufriedenheit, Selbstgenüglichkeit und dauerhaften Gesund-

heit, die ihnen von der wohlthätigen Natur beschieden worden sind. Wie glücklich wären diese unmenschlichen Geschöpfe, wenn sie ihr Leben wie die Affen, ohne Verstand und ohne Unruhe dahinbringen könnten!

Ein Nachfolger des berühmten Abts von St. Pierre ist hierdurch auf den Einfall gerathen, folgenden Entwurf schriftlich bekannt zu machen, dadurch er dem Mißbrauche der Geselligkeit am besten Einhalt zu thun und die Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens zu vermehren gedenkt:

Patriotischer Entwurf,

den

Zustand der Menschen überhaupt glückseliger zu machen.

Man findet in allen Versammlungen von Menschen gewisse Bewohner der Erde, die durch die Geselligkeit keine vernünftige Menschen, sondern aus der Art geschlagene Thiere geworden sind. Ein wenig Einsicht, die sie in dem gesellschaftlichen Umgange erworben haben, hat sich bei ihnen mit einer verkehrten Einbildungskraft verbunden, dadurch erlangen sie unnatürliche Begierden und lüsten täglich nach neuen Thorheiten. Die Bedürfnisse selbst, die bei einem Vieh unschädlich und sogar ersprießlich sind, verwandeln sich bei ihnen in rasende Begierden, die ihr eigen Mark verzehren, und ihr Leben mit Nachreue und Unzufriedenheit anfüllen. Je emsiger sie sich ihren Zustand zu verbessern bestreben, desto mehr nähern sie sich ihrem Untergange; und endlich werden sie es so weit bringen, daß ihnen nicht mehr zu helfen sein wird.

Diese entarteten Geschöpfe arbeiten nicht nur an ihrem eigenen Verderben, sondern sie untergraben vielleicht die Ruhe, und die Glückseligkeit aller wahren Menschen, weil sie dem äußerlichen Ansehn nach mit ihnen leicht verwechselt werden können, und daher zu tausend Unfug Anlaß geben. Es wäre sowol aus Mitleiden mit diesen elenden Geschöpfen, als aus Menschenliebe zu wünschen, daß man solche Ungeheuer von den wahren Menschen trennen, und in die Wälder zu den natürlichen und noch nicht verdorbenen Thieren zurückschicken möchte. Man müßte aber auf ein Mittel bedacht sein, ihnen die schädliche Einsicht, sammt den unnatürlichen Begierden, die aus dieser Einsicht entspringen, vorher zu benehmen. Sonst könnten sie in kurzer

Zeit die ganze Natur verwüsten, wenn sie aus der strengen Zucht der Menschen auf ein Mal frei gelassen werden sollten.

Allein dieser Schwierigkeit wäre sehr leicht abzuhelfen, wenn die Obrigkeit eines Staats das Elend dieser Creaturen zu Herzen nehmen, und aus Liebe zu ihren Bürgern folgende Anstalten verfügen wollte:

1) Müßten treue, redliche Vögte bestellt werden, die in allen Städten, Dörfern und Marktflecken, bei Hofe, auf den Caffeehäusern, in Rathsversammlungen und in öffentlichen Schauspielen, auf die Handlungen der Menschengesichter ein wachsames Auge haben sollten.

2) Sobald sie einen dergleichen Centauren bemerken, der sich unter die Menschen gemischt hat, müßten sie es unverzüglich einer dazu bestellten Commission ankündigen, die alsdann das verdächtige Geschöpf bei nächtlicher Weile, um alles Aufsehen zu vermeiden, zur fernern Untersuchung würde einziehen lassen.

3) Weder Stand, Beruf, noch Geschlecht müßte vor dieser Prüfung schützen können, weil man überzeugt ist, daß solche Halbmenschen auf dem Throne nicht glücklich, und in Weibskleidung weniger Menschliches besitzen, als ein gestriegelter Affe.

4) Findet man nun die Natur dieser Geschöpfe wirklich so verdorben, als die Vögte gemuthmaßet haben, so sollen sie allenfalls mit Gewalt (denn sie verdienen desto eher Mitleiden, je weniger sie ihr Elend kennen), in eine finstere Höhle gesperrt werden, in welcher einige wenige Strahlen, die durch ein enges Loch hinuntergelassen würden, von allen Gegenständen, die ihre Einbildungskraft verwirrt haben, nur sehr schwache Bilder auf eine gegenüberstehende Wand abmalen. Man schraube ihnen die Köpfe zwischen zween Brettern dicht zusammen, und gebe ihnen täglich eine Portion von einem dumm machenden Getränke ein, damit sie den schwindlichen Verstand nach und nach wieder verlieren, der ihr Unglück befördert hat.

5) Wenn man mit dieser Cur eine Zeitlang fortgefahren haben wird, so werden sich alle verkehrte Bilder in ihrer Seele auslöschen; das Gehirn wird wieder so glatt werden, als eine wächserne Tafel, die erst frisch überstrichen worden; und Nägel und Haare werden wieder so schön gewachsen sein, als wenn sie niemals von der Scheere verstümmelt worden wären.

6) Nachdem sie nun solchergestalt ihren erwünschten natürlichen Zustand wieder erlangt haben, so schicke man sie zu

denjenigen Arten von Thieren hin, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit haben. Erfahrne Naturforscher werden Dieses sogleich aus dem Berichte der Vögte von ihrer Aufführung abnehmen können; denn so entstellt auch ihre Neigungen und Triebe in der Gesellschaft waren, so behalten sie doch immer noch gewisse Spuren an sich, die auf ihren Ursprung zeigen, und dem Auge eines scharfsichtigen Naturforschers nicht entwischen können.

7) Da nun diese menschlichen Thiere vermuthlich ihr Geschlecht fortpflanzen würden, so kann man sich Hoffnung machen, unsere Wälder in kurzer Zeit eben sowol von Pongos wimmeln zu sehen, als die Wälder in dem Königreiche Loango. Unsere Weltweisen werden alsdann nicht nöthig haben, die beschwerlichen Reisen zu Wasser vorzunehmen, um die natürlichen Menschen in den entlegensten Wüsten aufzusuchen; denn sie würden Gelegenheit bekommen, in dem Schooße ihres Vaterlandes allerhand Versuche mit diesen einländischen Pongos anzustellen. Der Herr von V** selbst könnte alsdann den Trost haben, bei den geschicktesten Arzneigelehrten von Europa zu bleiben, und dennoch die Natur dieser wilden Menschen eben sowol zu untersuchen, als wenn er sich entschlossen hätte, die vorgeschlagene gelehrte Reise zu unternehmen. Man setzt aber zum voraus, daß ihn die Vögte nicht selbst verdammen werden, den letzten Rest seiner Tage unter diesen europäischen Pongos zuzubringen.

Dieser vortreffliche Plan hat allhier durchgehends Beifall gefunden. Man hat ihn dem hiesigen Rathe vorgelegt, und die Versicherung erhalten, daß man in Kurzem alle möglichen Maaßregeln ergreifen wird, ihn mit der öffentlichen Autorität zu unterstützen. Wenn Dieses geschiehet, so verspreche ich Ihnen monatlich eine genaue Liste von allen Personen mitzutheilen, die bei dieser Generalvisitation werden eingezogen werden.

Ich bin

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unser Freund G., der Oekonomus, ist gar nicht damit zufrieden, daß man diese Halbmenschen in die Wälder zurückjagen

will. Er glaubet, sie könnten in ihrem thierischen Stande der Gesellschaft große Dienste leisten, wenn man sie Lasten ziehen, Maschinen treiben, oder vor dem Pflugschaar spannen ließe. Allein wir sind nicht völlig dieser Meinung, und wären vielmehr geneigt, mit dem Herrn H. einzustimmen, der die Schaubühne mit ihnen zu zieren vorgeschlagen hat. Wir glauben fast, daß sie zur Besserung der Sitten, weit mehr beitragen werden, als die lebendigen Pferde, Elephanten und Schaafe, die man auf einem deutschen Theater mit Vergnügen gesehen hat.

---

4. Brief der Genie über die Furcht vor dem Mai.

Meine Herren!

Ich bin ein Mädchen von neunzehn Jahren, das, wie es sein Spiegel lehrt, nicht unrecht aussiehet; und wenn ich meiner alten Französin glauben will, so bin ich für eine Deutsche ziemlich artig. Sie können sich leicht einbilden, daß es mir nicht an Anbetern fehlen wird. Ein Schwarm von jungen Herrchen flattert beständig um mich herum, und bittet fußfällig um die Herrschaft über mein Herz. Ich zweifle, ob eine Fürstin ein zahlreicheres Gefolge haben kann, als ich habe, wenn ich mich öffentlich sehen lasse; und wenn ich aus dem Comödiensaal komme, so sind zwanzig Hände bereit, mir in den Wagen zu helfen. Die Wahrheit zu gestehen, so spiele ich diese wichtige Person nicht ungern; und so, wie mein Herz bisher beschaffen gewesen, hoffe ich keinen von diesen unterthänigen Dienern, je als meinen Herrn zu erblicken. Sie sind auch meistens in ihrem Betragen so albern, daß ich die größte Thörin sein müßte, wenn ich mich von ihren Läppereien einnehmen ließe. Den einzigen Leander nehme ich aus, der, wenn er auch sonst nichts Liebenswürdiges an sich hätte, doch wenigstens das Verdienst hat, daß er kein unvernünftiger Schmeichler ist. Allein ich finde an seiner ganzen Aufführung weiter nichts als Kleinigkeiten zu tadeln; und wenn ich mich entschließen könnte, meine Freiheit aufzugeben, so würde Leander die wenigsten Schwierigkeiten finden, mein Herz davonzutragen. Er weiß es, daß ich ihn allen Andern vorziehe, daß

ich meinem Herzen nicht widerstehen werde, sobald ich bei mir selbst eine völlige Zuneigung zu ihm verspüren werde.

Seit einiger Zeit droht er mir mit dem Mai. Dieser Monat, glaubt er, würde mein Herz sanfter machen, und die Härte mildern, die mich gegen alle zärtliche Empfindungen fühllos macht. Er scheint sich zum voraus auf einen gewissen Sieg zu freuen, und hat mir schon so manche Stelle aus dem „Zuschauer" und aus dem „Jüngling" vorgelesen, darin das schöne Geschlecht vor diesem gefährlichen Monate nachdrücklich gewarnet wird.

Es wird mir ziemlich bange, da ich den Mai heranrücken sehe; und ich glaube, daß mir die Furcht vor meiner Niederlage selbst schon einen nicht geringen Theil von meinem Muthwillen benommen hat. Gestern war ein angenehmer Tag; ich ging unter den Castanienbäumen spazieren, und ich weiß selbst nicht, was da mein Herz beben machte. Ich konnte es merken, daß ich nicht so frei aus den Augen sah, wie gewöhnlich. Ich fing an, wider meine Gewohnheit öfters tiefsinnig still zu stehen, sah mich schüchtern um, und ward unwillig, als mir der junge M. eben mit einer ungezogenen Schmeichelei in die Quere kam. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so fürchtete ich mich damals wirklich, dem Leander in das Gesicht zu kommen. Ich eilte nach Hause, verschloß mich in mein Zimmer, und war gewissermaßen mit mir selbst unzufrieden. Ich weiß nicht, ob ich diese Wirkung eben dem Mai zuschreiben sollte. Es kann ein bloßer Zufall gewesen sein, der mir vielleicht öfters begegnet ist, auf welchen ich aber niemals so aufmerksam gewesen bin, als jetzt, weil mir Leander gewissermaßen eine Furcht eingejagt hat. Wenn ich aber bedenke, daß der Mai in allen Liedern besungen wird, daß im Mai alle Schönen für ihre Liebhaber Kränze winden; wenn ich mich erinnere, wie ernsthaft ein Dichter seiner Doris veweist daß sie ihn an einem gewissen Tage im Mai nicht immer küssen wollte; wenn ich alle Bäume, Gesträuche, oder nur meine Blumentöpfe betrachte, wie feierlich sie sich bei Herannahung des Maies zu großen Veränderungen anschicken: so dürfte ich fast Dasjenige, was mir gestern begegnet ist, für Vorboten einer Veränderung in meinem Herzen ansehen. Ich fürchte, Leander wird siegen!

Ich möchte Ihre Meinung von der Wirksamkeit des Monats Mai wissen. Sein Sie aufrichtig! Wenn es nur ein Vorurtheil ist, daß die jungen Herren und die Dichter zu ihrem

Besten haben in den Schwung gebracht, so traue ich Ihnen Unparteilichkeit genug zu, mir dieses Geheimniß zu offenbaren. Denn in Wahrheit, ich möchte nicht gern, daß mich die Jahreszeit in Leander's Hände liefern sollte, und daß das Wetter auf mich eben die Wirkung thun sollte, als auf meine Blumenstöcke.

Cenie.

Antwort.

Wir rathen unserer liebenswürdigen Correspondentin, nur gutes Muths zu sein. Es sind lauter Einbildungen mit den Frühlingstrieben, davon man so viel Wesens macht. Daß man doch nicht gar das Frauenzimmer mit den Thieren und leblosen Pflanzen vergleicht. Nein, liebes Kind! Ihr Geschlecht sind die edelsten Geschöpfe. Sie besitzen Freiheit. Verstehen Sie uns wohl, Sie sind beständig Meister von Ihrem eigenen Herzen. Wir begreifen in der That nicht, warum die Westwinde, die im Frühling um Ihr Gesicht spielen, mächtiger auf Ihr Herz wirken sollten, als das Wehen Ihres Fächers, das Ihnen doch niemals gefährlich gewesen ist? Die holden Gerüche von Blumen und Blüten, davon im Mai die Lüfte erfüllet sind, können Sie eben so wenig zärtlich machen, als die duftenden Essenzen, die einen jungen Herrn auf zwanzig Schritt weit riechen lassen. Was haben Sie also zu fürchten? Irgend die angenehme Mischung von Farben, damit die Fluren prangen? O diese sind allzu altfränkisch, als daß sie einem artigen Frauenzimmer sollten gefallen können. Sie werden wenig von den Farben finden, die jetzt bei Hofe getragen werden; und was Ihnen an einem Stoffe nicht gefällt, das kann auf der Erde unmöglich Ihr Herz so außerordentlich rühren. Erwarten Sie also den Mai mit Standhaftigkeit! Dieses ist unser unmaßgeblicher Rath. — Wenn Sie aber die wirkliche Gegenwart des Mai's eines Bessern belehren, und wider Vermuthen alle Ihre muthige Entschlossenheit zernichten sollte, so haben Sie die Gütigkeit uns öffentlich zu beschämen, und der ganzen Welt unsere Unerfahrenheit zu erkennen zu geben.

Schreiben eines eifersüchtigen Ehemanns, nebst der Antwort.

Meine Herren!

Ich bin froh, daß ich vor Ihnen unerkannt mein Herz ausschütten kann. Ich werde seit einigen Jahren von einem geheimen Kummer gequält, über welchen mein gleichmüthiger Sinn, der schon bei großen Unglücksfällen unbewegt geblieben ist, noch nicht hat siegen können. Mein philosophischer Stolz ist endlich gebeugt. Alle moralische Lehrbücher, die ich mit der größten Anstrengung durchgedacht, haben mich mein eignes Herz nicht kennen gelehrt. Ein einziger quälender Gedanke, dessen Nichtigkeit ich deutlich genug einsehe, hat mich von Tag zu Tag unfreundlicher gemacht; und ich besorge endlich recht mürrisch zu werden, wenn ich ihn länger für mich behalten sollte. Ich hatte mich gegen alle widrige Fälle, die mir hätten zustoßen können, gefaßt gemacht. Ich hätte die größte Dürftigkeit gleichgültig ertragen, und die feindseligsten Verfolgungen mit Sanftmuth erwiedern können. Selbst treulose Freunde hätten mich nicht zu beunruhigen vermocht; und wenn mich der Himmel auch mit einer Xantippe heimgesucht hätte, so würde ich mich mit einer sokratischen Geduld in ihre Verkehrtheit geschickt haben. Allein die Vorsehung ist gütiger gegen mich gewesen, als ich es vielleicht verdient habe. Meine Feinde sind entweder so boshaft oder so mächtig nicht, mir zu schaden. Ich lebe in einem Cirkel von auserlesenen Freunden, die ich stets über Alles geliebt habe; und Isabella (so will ich sie nennen), die zärtliche Isabella, die seit einigen Jahren meine aufrichtige Liebe zu ihr gekrönt hat, besitzt das edelste Herz von der Welt. Ich könnte der glückseligste Mensch sein, wenn ich nicht selbst der Schöpfer meiner Unzufriedenheit wäre. Ich muß Ihnen alle Veränderungen, die Ursache meines Kummers ohne Umschweife erzählen. Isabella hat die edle Gabe, daß sie eine ganze Gesellschaft mit ihren Gesprächen aufmuntern kann. So oft mich meine Freunde besuchen, (und Dieses geschieht fast täglich), so oft ist sie die aufgeräumteste in der ganzen Gesellschaft. Ihr Witz ist edel und ihr Scherz lieblich, und auch von ernsthaften Dingen weiß sie mehr als weibisch zu urtheilen. Allein, warum verläßt sie ihre Lebhaftigkeit, sobald sie allein ist? Warum klagt sie oft über ihre Un-

päßlichkeit, über üble Laune, oder über ein niedergeschlagenes Gemüth, davon ihr selbst die Ursache unbekannt ist, da sie doch meinen Freunden nie etwas dergleichen blicken läßt? Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich Isabellens Tugend in Verdacht hätte; und ich würde ihre Liebe nicht verdienen, wenn ich noch daran zweifeln könnte. Und dennoch ist mein Herz nicht ruhig. O wie ungerecht bin ich gegen Dich, liebenswürdige Isabella! und wie niederträchtig gegen Euch, edle Freunde! Ich entsetze mich vor dem Gedanken; ich bin auf Euch eifersüchtig! und dennoch weiß ich diese innere Bewegung, diese wechselseitige Röthe und Bläße in meinem Gesicht, dieses verdrießliche und niedergeschlagene Wesen, das ich wider meinen Willen verspüre, so oft ihre Einfälle von Euch bewundert werden, nicht anders zu nennen. Ich kann alsdann meine Unruhe unmöglich verbergen; und alle meine Mühe, mir einen freundlichen Blick anzuzwingen, ist vergebens. Meine Freunde, die es nicht anders als merken können, schreiben mein kaltes Betragen, meine einsylbigen Antworten einer stoischen Unempfindlichkeit zu. Wie muß es mich aber kränken, wenn ich erwäge, daß sie edler von meiner Unart denken, als ich von ihrer Unschuld zu denken vermögend bin! Ich habe mich öfters bemühet, in Abwesenheit meiner Freunde, meine liebenswürdige Isabella durch freundliches Zureden vergnügt zu machen; allein mein Herz war zu voll, als daß ich selbst hätte aufgeräumt sein können. Ich seufzete, ward verdrießlich, und war glücklich, wenn ich sie verlassen konnte, ohne sie zu beleidigen.

Wie kömmt es aber, daß meine Vernunft nicht mächtig genug ist, einen so kleinen Verdruß zu überwältigen, da es mir noch an Standhaftigkeit nicht gefehlt, manchen wichtigen Unglücksfall muthig zu ertragen? Ich glaube, daß ich mehr stolz als tugendhaft bin. Ich muß mir auf meinen Heldenmuth twas zu gute thun können, wenn meine Vernunft über einen Verdruß siegen soll. Ich muß mir schmeicheln können, ein Anderer würde den Zufall nicht so leicht ertragen haben. Kurz, meine Eigenliebe ist der Götze, den ich mit dem Namen der Vernunft beehre. Hier, wo ich mich schäme, meine Unruhe zu gestehen, hier, wo man noch lange nicht tugendhaft zu sein bedarf, wenn man gleichmüthig sein will, hier verläßt mich die Eigenliebe, und ich bin ein Spiel meiner verkehrten Einbildungen.

Machen Sie, wenn es Ihnen gefällt, dieses Schreiben öffent-

lich bekannt. Ich will mich öffentlich erniedriget sehen, und in vielen Händen meine Beschimpfung finden. Diese Demüthigung wird meinen Stolz rege machen; ich werde über meinen Wahn siegen, und trotz allen eitlen Einbildungen zu meiner Pflicht zurückkehren. Ich werde meine Isabella ohne Argwohn lieben, und meiner Freunde Freund sein.

Nennen Sie mich, wenn Sie mir antworten wollen,

Ihren

ergebenen

Clytander.

Antwort.

Wir würden gegen den bedrängten Clytander ungerecht sein, wenn wir ihn noch durch bittere Vorwürfe quälen wollten. Er ist selbst in seinem Argwohn noch ein zärtlicher Gemahl und ein aufrichtiger Freund, und sein Stolz ist ein edler Stolz, den er mit weniger Mühe in eine wahre Liebe zur Rechtschaffenheit verwandeln kann. Er vermeidet nicht nur den Tadel Anderer, sondern er fürchtet seine eigene Verurtheilung; und wenn sein Herz in Kleinigkeiten noch widerspenstig ist, so hofft er es besiegen zu können, sobald er selbst nur die Häßlichkeit seiner kleinen Ausschweifungen nachdrücklich genug fühlen wird. Indessen scheint uns die liebenswürdige Isabella noch mehr zu bedauern zu sein. Ihr kleiner Fehler, von welchem wir sie dennoch nicht völlig lossprechen, scheint einem gewissen Temperamente und vielleicht der menschlichen Natur überhaupt angemessen zu sein. Man ist natürlicher Weise in der Gesellschaft desjenigen, mit welchem man beständig lebet, nicht so sehr zur Munterkeit aufgelegt, als wenn Freunde von Außen hinzukommen, denen man einige Stunden widmet. Der erste Verdruß, den sich Clytander über ihre anscheinende Gleichgültigkeit gemacht hat, mag Ursache gewesen sein, daß sie nachher beide allezeit betreten gewesen sind, sobald sie die Gesellschaft verlassen hat, und nicht gewußt haben, was sie sich einander sagen sollen. Ja, ihre Klagen über Unpäßlichkeit und üble Laune scheinen keinen andern Grund zu haben, als ihren geheimen Kummer vor dem Clytander zu verbergen. Wenn sie beide zum Geständnisse kommen werden, so werden sie sich viel-

leicht verwundern, was für eine Kleinigkeit die Ursache eines so anhaltenden Verdrusses gewesen ist. Dieser fröhliche Zeitpunkt kann um desto weniger weit entfernt sein, je sehnlicher sie ihn beide zu wünschen scheinen. Und da es vermuthlich nur an einem Mittler mangelt, der ihnen gleichsam den Mund öffnet, so wünschen wir, daß dieses Blatt Ihnen Gelegenheit zur Aussöhnung geben möchte; und wollen Isabellen, wenn sie unsere Blätter liest, unmaßgeblich rathen, wenn sie von Clytandern einen Besuch vermuthet. Clytander wird so gütig sein, uns zu melden, was unsere Vermittelung bei ihnen gewirkt hat.

Wir müssen indessen noch eine kleine Erinnerung an Clytandern ergehen lassen. Wir finden in seinem Schreiben, daß Isabella in der Gesellschaft seiner Freunde gesprächig, scherzhaft, und nicht selten ernsthaft ist. Daß sie aber auch in ihrer Gesellschaft zärtlich sei, davon meldet Clytander nichts; und wir vermuthen sehr, daß sie sich von ihren zärtlichen Empfindungen mit Niemanden so gern unterhält als mit ihrem geliebten Clytander. Hierauf bitten wir ihn, aufmerksam zu sein. Wenn unsere Vermuthung gegründet ist, wünschen wir ihm Glück zu seiner Beruhigung. Er wird die glückliche Entdeckung machen, daß seine unvergleichliche Isabella die beste Eintheilung gemacht hat. Sie ist gegen ihren Liebhaber zärtlich, gegen seine Freunde liebreich, und vielleicht gegen alle Welt holdselig und freundlich.

---

4. Sokrates Gespräche mit dem Euthydemus, über Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Sokrates.

Sage mir, Euthydemus: was ist die Gottesfurcht?

Euthydemus. Es ist eine sehr vortreffliche Sache.

S. Was ist denn ein gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehrt.

S. Darf man die Götter nach seiner eignen Willkür verehren?

E. Keinesweges, man muß die Gesetze in Acht nehmen, die uns vorschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten soll.

S. Wer nun die Gesetze beobachtet, weiß denn Derselbige, wie man die Götter verehren soll?

E. Ich glaube ja.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll, so wird er ihnen doch nicht anders dienen sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesetze weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch den Göttern nach diesen Gesetzen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber den Göttern nach den Gesetzen dienet, dessen Gottesdienst wird vermuthlich recht sein?

E. Ja, gewiß.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehrt, ist derselbe nicht gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir denn nun die Beschreibung eines gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es Derjenige sei, der lebendig weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts dagegen zu sagen.

S. Dürfen aber die Menschen unter einander nach ihrem eigenen Gefallen umgehen?

E. Keineswegs; denn sie müssen gewisse Gesetze gegen einander in Acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesetzen leben, leben die recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und wer mit andern Menschen recht lebt, versteht der auch wol, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünkt.

S. Kann man aber wol nach den Gesetzen leben, wenn man nicht versteht, was die Gesetze haben wollen?

E. Es ist unmöglich.

S. Und wenn ein Mensch weiß, wie er leben soll, meint ihr wol, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freilich auch glauben.

S. Wißt Ihr wol Jemand, der anders thut, als er glaubt, daß er thun soll?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach Diejenigen, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen unter einander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Das wäre zu wünschen!

---

7. Ueber das Lustspiel: die Juden.

(Aus Lessing's theatr. Bibl. 1. St. 1754. [A. v. Lachmann, IV.])

Ich bin schon allmälig auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben sowol wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, Dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. —

Doch ich will lieber hier einen Andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, Denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.*)

Mein Herr!

„Ich überschicke Ihnen hier das 70. Stück der götting'schen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artikel von Berlin. Die

---

*) „Michaelis war der göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Sekretair bei Maupertuis." Karl G. Lessing.

Herren Anzeiger recensiren den 4. Theil der Lessing'schen Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wol, daß sie an dem Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel, und viel zu großmüthig ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als der bloße Wunsch für sein Dasein übrig. Diese Gedanken machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande Alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von Andern fordert."

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!"

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?"

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen."

„Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Recensenten dabei? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich,

wann ich ihn von dieser Selte betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie sein. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers, der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht sein, als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stückes beiwohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bei sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist."

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Lessing'schen Schauspiele seinen Werth entziehen wollte; keinesweges! Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt, und insbesondere, wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß."

„Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte."

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deßwegen aufhören, wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan,

muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden.

„Wie aber, soll Dieses unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

„Wer Sie näher kennt, theuerster Freund! und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich zu dem Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem Jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere."

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinen Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist Niederträchtigkeit eine Tugend."

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden

fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert beinahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch Alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten."

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die göttingischen Anzeigen zu widerlegen; und ich bedauere Den, der eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin u. s. w.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses, 1729-1786

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften in sieben Bänden

Bd.: 3

Leipzig 1843
Opp. 536 ma-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604411-9